

**Wilhelm Tell und die Frauen, Christoph Blocher würdigt Walter Frey**

Nummer 30/31 – 27. Juli 2023 – 91. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7.40

# DIE WELTWOCHHE



## **Überleben in einer verrückten Welt**

Mit Judith A. Curry,  
Lorenz Furrer, Shakira,  
Guido Egli, Chat GPT,  
Daniele Ganser,  
Greta Gerwig,  
Hunter Biden u. v. a.

*Cover von Rolf Sachs*

FASZINIERENDES DESIGN

RANGE ROVER  
VELAR



## Die Macht des Mythos

*«Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,  
In keiner Not uns trennen und Gefahr!  
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,  
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!  
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott  
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!»*

Rütlichswur, «Wilhelm Tell» von Friedrich Schiller

Lange vor John Wayne und Clint Eastwood, lange vor dem amerikanischen Western ist der Schweizer Nationalheld Wilhelm Tell zum Mythos, zum Inbegriff des unbeugsamen Freiheitskämpfers geworden, zum Wächter und Retter nicht nur der Schweiz, sondern zum Hoffnungsträger der Menschheit.

Friedrich Schillers Drama «Wilhelm Tell» sollte die deutschen Liberalen der Aufklärung inspirieren. In der Nazizeit galt der Tell als subversiv, und Friedrich Schiller war ein Feind des Staates. Mythen haben Sprengkraft, sind Triebfedern der Geschichte. Weil sie die Seelen der Völker berühren.

Wer ein Land und seine Bewohner verstehen will, muss ihre Mythen untersuchen. Mythen geben Antwort auf die Frage, wer wir sind und wer wir sein möchten. Mythen sind, nach wie vor, ein Faktor der Politik. Wer sich auf Mythen beruft, mobilisiert die Gemüter, entfesselt Kräfte.

Die grössten Schweizer Nationalmythen handeln von Wilhelm Tell und Arnold Winkelried. Tell ist der Tyrannenmörder, nachdem der Rütlichswur unsere Demokratie begründet hat. Winkelried steht für das Selbstopfer des Eidgenossen auf dem Schlachtfeld, den Seinen eine Gasse hauend. Während vieler Jahrhunderte bildeten diese Erzählungen die Grundlage des eidgenössischen Selbstbewusstseins. Der Eidgenosse war der Kämpfer, der Verteidiger seiner Freiheit gegen übermächtigen Widerstand. Tells Armbrust ist das Ur-Emblem dieser kriegerischen Kultur. «Vom Mythos zur Idee der Schweiz»: So lautete 1940 der Titel eines grossartigen Buchs. Der Autor Curt Englert-Faye griff die Freiheitssagen auf, um die Schweiz gegen Nazideutschland aufzurüsten. «Wieder einmal wollen alle Dinge neu werden in der Welt»: Sich selber treu bleiben aber müsse die Schweiz.

Es ist ein Jammer, dass die alten Heldenmythen in unseren Schulen nicht mehr gelehrt und diskutiert werden. Dahinter steckt eine Verflachung des Unterrichts, aber auch politische Absicht. Die

letzten Jahrzehnte standen im Zeichen von «Öffnung» und «Anpassung»; mehr EU, weniger Schweiz. Da passen Tyrannenmord und Opferstat, Tell und Winkelried nicht mehr ins Bild, doch gerade in ihrer Verdrängung beweist sich ihre anhaltende Kraft. Mythen sprechen die Fantasie an, das Herz. Ohne Mythen kann es keine Begeisterung, keinen Patriotismus, letztlich keine Schweiz mehr geben. Ein Staat ist mehr als die Summe seiner Gesetze, kein blosser Paragrafenhaufen, mehr als die sterile Chronik von ein paar Daten, auf die sich die Geschichtsschreibung geeinigt hat. Die Schweiz ist ein gewachsener Organismus, beseelt, dichterisch überschimmert von mythischen Erzählungen.

Wer die Schweiz verstehen will, muss ihre Ursprünge erforschen, und diese Wurzeln liegen im Mythos, in den mythischen Bildern, nach denen die Eidgenossen ihren Staat gestaltet und entwickelt haben. Historiker, die den Mythos nur scharfsinnig zerlegen, sind blind, tappen im Dunkeln.

Einer der grössten Mythomanen der Schweizer Geschichte war wohl der Maler Ferdinand Hodler (1853–1918). Eines seiner interessantesten Gemälde befindet sich in der Ruhmeshalle des Schweizer Landesmuseums in Zürich. Es zeigt den «Rückzug von Marignano».

Hodler malt den Abzug der von den Franzosen bei Mailand vernichtend geschlagenen Eidgenossen 1515. Die Schlacht war extrem blutig, die Schweizer Verluste waren enorm. Das niederschmetternde Ereignis hatte weitreichende politische Auswirkungen in ganz Europa.

Die Pointe: Hodler zeigt die Eidgenossen geschlagen, aber nicht gebrochen, besiegt, aber nicht überwunden. Hinter dem eidgenössischen Zug steht als letzter, «stiernackig, feindwärts blickend, mit schlagbereiter Waffe» (Englert-Faye), ein Kämpfer, der den Franzosen noch immer drohend trotzt.

Die Schlacht von Marignano war für Hodler nicht der Nullpunkt, nicht Zusammenbruch oder Ende der Eidgenossenschaft, vielmehr eine Bekräftigung, ein Neuanfang, Rückbesinnung, eine Inspiration gewissermassen, aus der Katastrophe der Niederlage neue Kraft zu schöpfen.

Tatsächlich ging es nachher wieder aufwärts für die Eidgenossen: Marignano war der Ursprung der Neutralität, Beginn der Reformation, Kampf gegen das Söldnerwesen. Die Niederlage ging in

die eidgenössischen Freiheitssagen ein, schlussendlicher Triumph der heroischen Verlierer. Das ist die Botschaft Hodlers. Solange die Schweizer an sich und ihre Freiheit glauben, lebt die Schweiz, wirkt sie fort, ist sie Inspiration, Hoffnung und Ansporn für alle, die sich irgendwo auf der Welt gegen Unterdrückung wehren.

Tells Armbrust, Winkelrieds Opfer und der trotzig Marignano-Rückzug auf die wehrhafte Neutralität: Die Mythen verschmelzen zum Vorbild einer Schweiz, die am stärksten ist, wenn sie bescheiden bei sich selber bleibt. Fremden Heerführern und Wirtschaftskriegern leistet sie keine Dienste mehr.

Der Mythos mahnt auch gegen die Versuchung. Die Schweiz ist weder internationale Macht noch Welt-Schiedsrichter des Rechts und der Moral. Die neutrale Schweiz, das Resultat einer militärischen Katastrophe, ist heute ein Angebot von Frieden, Sicherheit und Freiheit an die Welt.

Mythen sind gefährlich. Sie können sich jederzeit auch gegen die eigene Regierung richten. Darum sind Politiker, die ein Unbehagen an der Schweiz verspüren, denen die Schweiz zu klein, zu unbedeutend ist, so versessen darauf, die alten Mythen zu zertrümmern. Bis jetzt hatten sie keinen Erfolg damit. An jedem 1. August feiern wir die Ursprünge der Schweiz, den Bundesbrief, die Schlachten und Urkunden. Sie machen uns Mut im Kampf gegen die neuen Vögte, Päpste und Despoten. Die Kostüme wechseln, die Herausforderungen bleiben.

Immer schon und immer wieder greifen sie nach der Schweiz. Die einen möchten uns ihre Gesetze aufzwingen, andere wollen an unser Geld, an unsere Waffen und Soldaten. Der Mythos liefert hier nur eine, unmissverständliche Antwort: Nein! Hodler verwurzelte den noch jungen Bundesstaat in uralten Freiheitstraditionen. Curt Englert-Faye mobilisierte die Mythen gegen Naziherrschaft und Defaitismus im Bundeshaus. General Guisan, kein Zufall, schwor seine Offiziere auf dem Rütli zum bedingungslosen Widerstand gegen Hitler ein.

«O Eidgenossen! Gedenkt, was ihr gewesen! Haltet fest und fürchtet nichts» (Johannes Müller): Mythen geben Kraft und Mut. In verzweifelten Momenten sind sie der letzte Hoffnungsfunkel. Nichts ist verloren, solange die Schweizer an sich und an die Wahrheit ihrer Mythen glauben. R. K.



# Menschen und Gespräche zum 1. August: Künstler-Cover von Rolf Sachs, Didier Billion, Tom Kummer trifft Lorenz Furrer, Gespräch mit Chat GPT, Charlotte von Schiller empfiehlt ihrem Friedrich den «Tell»-Stoff

Es ist zur Tradition geworden, die Gestaltung des Covers unseres 1.-August-Spezialhefts einem Schweizer Künstler zu überlassen, dieses Jahr Rolf Sachs, dem Vielseitigen und Schaffenshungrigen mit Wohnsitz in Rom. Er hielt dafür eine zerbrochene Sanduhr respektive deren Schatten fotografisch fest. «Läuft uns die Zeit davon, oder müssen wir sie vertreiben?», fragt der 67-Jährige. Das Werk, das wir Ihnen als *Weltwoche*-Künstler-Coveredition in einer limitierten Auflage von fünfzig Exemplaren anbieten, weise einen «Desaster-Touch» auf, sagt Sachs. Es lässt aber auch Hoffnung zu – das Glas mag dem Druck der Ereignisse nicht länger standgehalten haben. Doch, *look at the bright side*, so wurde der Sand befreit, er dürfte bald von einem Windstoss verstreut werden. Informationen zur *Weltwoche*-Künstler-Edition finden sich in der Box zum Artikel. Darin erfahren Sie auch, was Rolf Sachs unserem freien Reporter Mark van Huissing über seinen Antrieb und seine grossen Pläne, die er als Künstler noch umsetzen möchte, erzählt hat. **Seite 78**

Der russische Angriff auf die Ukraine hat den Westen zusammengeschweisst. Doch die Einheit werde nicht von Dauer sein, glaubt Didier Billion, Vizedirektor des französischen Instituts für internationale und strategische Beziehungen. Vielmehr habe Putins Krieg die Entwestlichung der Weltpolitik beschleunigt. Die Ära der amerikanischen Hegemonie sei vorbei. Der Westen sei nicht mehr in der Lage, anderen Ländern rund um den Erdball seinen Willen



«Desaster-Touch»: Cover-Gestalter Sachs.

aufzudrücken. Welche Staaten werden künftig die Welt dominieren? Werden sie ihre Kräfte zu einer gemeinsamen Front gegen den Westen bündeln? Globalstrategie Billion skizziert die Grundzüge der neuen Ära. **Seite 20**

Es war ein Heimspiel. Der Berner Schriftsteller Tom Kummer trifft Lorenz Furrer, den begnadeten Lobbyisten, in dessen Privatklub mitten in der Bundesstadt. Und wie in Hollywood, wo Kummer 22 Jahre gelebt hat, gilt auch hier das instinktsichere Vernetzen als Dynamo einer funktionierenden Gesellschaft. Obwohl unser Autor massive Vorurteile gegenüber Spindoktoren hegt, läuft alles vertraut ab. **Seite 38**

Haben Sie sich auch schon gefragt, wer oder was sich eigentlich hinter Chat GPT verbirgt? Ist es wirklich nur ein emotionsloser Algorithmus, ein Haufen Code ohne Seele? Oder verbirgt sich dahinter vielleicht mehr, als wir bisher angenommen haben? Im Interview mit Roy Spring offenbart Chat GPT alias «Sparky» erstaunliche Einblicke in sein Innenleben. **Seite 66**

Während unsere Sekundarlehrer mahnen, dass die Schüler keine Ahnung mehr vom Rütli-schwur hätten, wusste Charlotte von Lengefeld aus dem fernen Thüringen alles über den Schweizer Gründungsmythos. Als Fünfzehnjährige besuchte sie unser Land und schrieb in ihr Tagebuch begeistert über die schweizerische Freiheit und Wilhelm Tell. Anlässlich ihrer Bildungsreise sah sie in Bern Tells Armbrust, «womit er wirklich soll den Apfel vom Kopf seines Sohnes geschossen haben». Kein Wunder bat sie ihren späteren Ehemann Friedrich Schiller dringend, sich in die Mythen der Eidgenossen zu vertiefen. Und Schiller schuf ein Drama, in dem die Frauen stärker und mutiger sind als die zagenden, zaudernden Männer. **Seite 85**

Diese Ausgabe ist eine Doppelnummer. Die nächste *Weltwoche* erscheint am 10. August. Bis dahin halten wir Sie online auf dem Laufenden: [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch). Ab Freitag, 28. Juli, finden Sie dort Roger Köppels 1.-August-Rede über Macht und Aktualität der Schweizer Mythen. Wir wünschen Ihnen einen schönen Sommer.

*Ihre Weltwoche*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Anzeigenleitung:** Philip Hofmann. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



# DIE WELTWOCH

## Edition Rolf Sachs 2023

Limitiert  
auf **50**  
Exemplare!

Die Cover-Fotografie «Überleben in einer verrückten Welt» als hochwertiger Kunstdruck



Nummeriert mit handsigniertem  
Echtheitszertifikat  
von **Rolf Sachs**

Kunstdruck im Format 25 × 32,6 cm

20 Exemplare erhältlich mit  
*Weltwoche*-Logo und Titelzeilen,  
30 Exemplare mit reiner Fotografie

**Subskriptionspreis Fr. 990.–**  
plus Fr. 15.– für Verpackung/Versand (Inland)



Bestellen Sie jetzt unter:  
[www.weltwoche.ch/edition](http://www.weltwoche.ch/edition)  
oder per E-Mail:  
[verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)



*Rache-Song*: Popstar Shakira. Seite 23



*El Paraiso Verde*: Käser Frossard. Seite 50.



«Hot Art»: Galeristin Deutsch. Seite 62

## SPEZIAL: ÜBERLEBEN IN EINER VERRÜCKTEN WELT

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Kontrollverlust bei «Schutzsuchenden»
- 9 Peter Rothenbühler Liebe Viola Amherd
- 10 Weisheit des Herzens
- 13 Bern Bundeshaus Wer ist Mustafa Atici ?
- 14 Die Wahrheit über Staaten  
Essay von Linus Reichlin
- 16 Inside Washington
- 16 Personenkontrolle
- 18 Mörgeli Hitzetoter im Tal des Todes
- 18 Deutschland AfD und CDU
- 19 Peter Bodenmann Wieder in der Ami-Falle
- 20 Didier Billion Der französische Strategie über die «Entwestlichung» der Weltpolitik
- 22 Walter Frey wird 80  
Christoph Blocher gratuliert
- 23 Frauen Julie Burchill über Shakira
- 24 «Einer für alle, alle für einen»  
Prominente zum 1. August
- 26 Claude Longchamp  
Lasst uns den 12. September feiern
- 28 Hunter Biden Klaps auf die Hand
- 29 Daniel Lampart Arbeit und Wohlstand
- 30 «Wir werden wieder Freunde sein»  
Moskaus Botschafter Sergei Garmonin
- 33 Kurt W. Zimmermann  
Hitze-Horror von «SRF Meteo»
- 34 Judith A. Curry «Ich kämpfe für die Freiheit der Wissenschaften»
- 36 News Hungern für die Ukraine
- 37 Fussball Superstars in Saudi-Arabien
- 38 Verführer von Bern Lobbyist Lorenz Furrer

- 41 Körzis Hollywood
- 42 Büste des Eustachius  
Schweizer Kulturerbe im Ausland
- 43 Youtube Die lustige, mutige Eingollan
- 44 Beat Kappeler «Die alten Eidgenossen haben nicht gejodelt»
- 47 Kämpfen ist eine Kunst  
Filmproduzentin Sandra Leuba
- 48 Hans Ulrich Gumbrecht  
Lob des Wettkampfs
- 50 Paraguay Schweizer Aussteigerparadies
- 54 Greta Gerwig Hollywood sieht rosarot
- 55 Anabel Schunke  
Peitschen, Eis und Hundemasken
- 56 «Nord Stream ist das deutsche 9/11»  
Friedensforscher Daniele Ganser
- 58 News Reggae-Band Lauwarm
- 60 Basel liegt an der Aare  
Warum heisst der Rhein eigentlich Rhein?
- 62 Claudia Deutsch Die Karriere der Basler Galeristin in Los Angeles
- 65 Asylrecht Experte schlägt Alarm
- 66 «Ja, ich verstah au Schwyzertüütsch»  
Superintelligenz «Sparky» im Gespräch
- 68 Dubai Geschäfte mit Russland
- 69 Céline Naef Tennis-Ass aus Bachenbülach
- 70 Grandseigneur der Zentralschweiz  
Topmanager Guido Egli
- 71 News Hysterie gefährlicher als Erwärmung
- 72 Schöne neue Welt «Feindstrafrecht»
- 73 Sascha Ruefer Anarchist aus Schenkon
- 74 «Du sollst Land und Wälder lieben»  
Parkhistoriker Klaus-Henning von Krosigk
- 76 Remo Freuler Nachtschwärmers Tagwerk
- 77 Tamara Wernli Dating im Zwieli
- 78 Rolf Sachs Gestalter des *Weltwoche*-Covers

- 82 Leserbrief
- 83 Nachrufe  
Tony Bennett, Josephine Chaplin
- 84 Beat Gygi

## LITERATUR: FRAUEN IM «TELL»

- 85 Mutige Frauen in  
Friedrich Schillers Nationaldrama

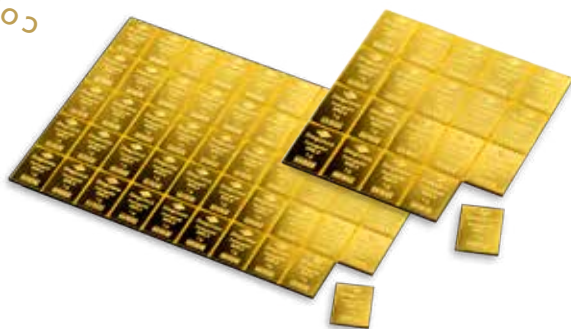
## LITERATUR UND KUNST

- 91 Ikone der Woche
- 92 Sisyphe im Enzilo  
Sage aus dem Luzerner Hinterland
- 94 Bücher der Woche
- 97 Die Bibel
- 98 Schubert landet in der Wirklichkeit  
«Die schöne Müllerin» in Bregenz
- 100 Fernsehen / Film «Oppenheimer»
- 102 Musik Ute Lemper
- 103 Ausstellung Landesmuseum Zürich
- 103 Jazz Nils Økland & Sigbjørn Apeland

## LEBEN HEUTE

- 104 Wunderbare Welt / Unten durch
- 105 Sex
- 106 Thiel / Häuser
- 108 Bei den Leuten «Bürgenstock Resort»
- 110 Essen, Wein
- 111 Auto, Objekt der Woche
- 112 Zeitzeichen
- 113 Zimmerstunde mit ... Zineb Hattab
- 114 Das indiskrete Interview Dana





## Degussa: *die einfachste Art,* in Edelmetalle zu investieren.

**B**ereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

**DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH**



# Fake-Ukrainer strömen in die Schweiz

Roma mit gekauften Pässen verlangen den Schutzstatus. Eine Berner Gemeinde schlägt Alarm. Sie fühlt sich vom Staatssekretariat für Migration im Stich gelassen.

Christoph Mörgeli

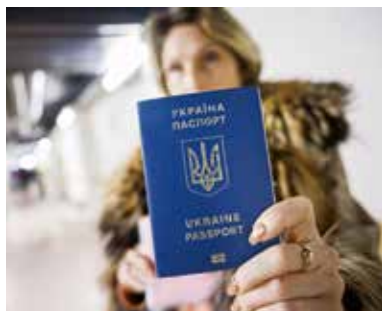
Die Gemeinde Aarwinkel\* im Kanton Bern zählt gut 5000 Einwohner und weiss bei der Unterbringung der ihr zugewiesenen Asylbewerber nicht mehr ein und aus. So muss sie sich um die Familie Stedov\* kümmern, die sich seit April 2023 in der Schweiz aufhält und den Asylstatus S für ukrainische Flüchtlinge erhalten hat. Die Eltern sind beide 25-jährig und Analphabeten, die Kinder sechs- beziehungsweise zweijährig. Das Erstgespräch in Aarwinkel ergab, dass die Originalpapiere allesamt aus Ungarn stammten.

Gemäss Aussage von Herrn Stedov ist die ungarische Familie in die Ukraine eingereist, um sich dort einen «blauen Pass» der Ukraine zu beschaffen. Dieser wurde erst nach Kriegsausbruch Ende Februar 2022 kreiert und wird für 2500 Euro an interessierte Abnehmer verscherbelt. Ausgestattet mit diesen ukrainischen Pässen, reiste Familie Stedov in die Schweiz ein. Der Vater macht geltend, dass man als Bewerber aus dem EU-Land Ungarn kein Asyl erhalten hätte. Die Belege liegen der *Weltwoche* ebenso vor wie bei den nachfolgend geschilderten Fällen.

## Rechtmässiger Erwerb nicht überprüft

Die fünfköpfige Roma-Familie Vasykenko\* mit 32-jährigem Vater und 30-jähriger Mutter, beide Analphabeten, hat bereits im Herbst 2022 in Süddeutschland um Asyl nachgesucht und besitzt dort auch eine amtliche Wohnadresse. Das Bürgerbüro dieser deutschen Gemeinde bestätigt gegenüber der *Weltwoche*: «Die Familie ist auch bei uns gemeldet.» Das zuständige Landratsamt will «aus datenschutzrechtlichen Gründen keine personenbezogenen Auskünfte geben».

Im Mai reisten die Vasykenkos mit gefälschtem Führerschein in die Schweiz ein, um auch hier gleichentags den Schutzstatus S zu beantragen. Einen Monat später wurde der Führerschein am Schweizer Zoll beschlagnahmt. Bei einer Durchsuchung stellte die



Regier Handel: ukrainischer Pass.

Kantonspolizei aufgrund von polnischen Papieren fest, dass die Familie Vasykenko auch in Polen den Asylstatus besitzt. Gemäss seiner Aussage hat der Vater den fahruntüchtigen Wagen inklusive Fahrzeugpapiere und Führerausweis in Deutschland von Ukrainern abgekauft. Trotz ungültigem Führer- und Fahrzeugausweis sowie fahruntüchtigem Auto lassen die Schweizer Behörden die Vasykenkos weiterfahren.

Die 45-jährige Romni Zlata Stoika\* reiste mit vier eigenen Kindern und deren Cousine aus den rumänischen Karpaten in die Ukraine. Die Mut-

## Trotz gefälschtem Ausweis sowie fahruntüchtigem Auto darf die Roma-Familie weiterfahren.

ter wie sämtliche Kinder sind Analphabeten. Die ihnen dort ausgestellten Pässe datieren auffallenderweise von August 2022 bis April 2023. Diese Familie fiel in Aarwinkel ab dem ersten Tag mit Betteleien und massiver Lärmbelästigung auf.

Offensichtlich ist das Staatssekretariat für Migration (SEM) nicht in der Lage, die Legitimität der ausgestellten Pässe aus der Ukraine zu überprüfen. Das SEM reagiert auch nicht, wenn es von den Gemeinden auf eklatante Missbräuche hingewiesen wird. Dabei stellen kantonale Asylkoordinationen seit November und Dezember 2022 einen massiven Anstieg der Asylgesuche von Roma fest und äussern zunehmend Zweifel über die vorgelegten Papiere. Um die vielzitierten Fachkräfte handelt es sich in den geschilderten Fällen der Gemeinde Aarwinkel jedenfalls nicht.

Wie reagiert das SEM auf die Tatsache, dass ein reger Handel mit ukrainischen Pässen betrieben wird? Das SEM antwortet gegenüber der *Weltwoche* so: «Die Echtheit sämtlicher ukrainischer Reisepässe wird überprüft. Ob der Pass rechtmässig erworben wurde, kann das SEM nicht überprüfen.» Und was meint

das Migrationsamt des Bundes zum Problem der Roma-Familien, die Schutzstatus S verlangen? Hierzu könne das SEM keine Aussagen machen, weil Ethnien nicht erfasst würden: «Ukrainische Staatsangehörige müssen aber einen am 24. Februar 2022 in der Ukraine bestehenden Wohnsitz nachweisen respektive zumindest glaubhaft machen können.» Das gelte selbstverständlich auch für Schutzsuchende der Ethnie «Roma».

Der Schutzstatus S werde verweigert, wenn die Zugehörigkeit zur Gruppe der schutzberechtigten Personen nicht glaubhaft gemacht werden könne. Etwa, weil die schutzsuchende Person bei Kriegsausbruch ihren Lebensmittelpunkt ausserhalb der Ukraine hatte oder über eine andere als die ukrainische Staatsangehörigkeit verfügt und in ihren Heimatstaat zurückkehren kann. «Bestehen in einem konkreten Einzelfall Hinweise dafür, dass entweder die ukrainische Staatsangehörigkeit oder das Wohnsitzerfordernis nicht erfüllt sind oder andere Gründe gegen die Schutzgewährung sprechen, nimmt das SEM zusätzliche Abklärungen vor.»

## Dublin-System versagt

Warum können sich Schutzsuchende aus der Ukraine in verschiedenen Ländern anmelden? Der Grund liegt laut SEM darin, dass sie nicht im Eurodac-System registriert werden, «weil die betroffenen Personen keine Asylsuchenden sind». Aus diesem Grund greife auch das Dublin-System nicht. «Wenn das SEM Hinweise auf einen bestehenden Schutzstatus in einem anderen Land hat, wird in der Schweiz kein Schutzstatus gewährt, oder der Status wird in der Schweiz aufgehoben.»

Die Zahl der schutzsuchenden Roma sei vergleichsweise gering. «Weil diese Personen gegenüber anderen Schutzsuchenden aber häufig einen höheren Betreuungsaufwand generieren (etwa aufgrund der Grösse der einzelnen Kernfamilien und der damit verbundenen Unterbringungsthematik), ziehen sie eine gewisse Aufmerksamkeit auf sich und werden von den betroffenen Institutionen gesondert wahrgenommen.»

\*Namen von der Redaktion geändert

# Liebe Viola Amherd

Wenn eine fähig ist, eine mehrheitsfähige Allianz für Olympische Winterspiele in der Schweiz zu schmieden, dann Sie. Wunderbar, dass Sie das Ansinnen der Wintersportverbände unterstützen, nach vielen gescheiterten Kandidaturen eine neue ins Auge zu fassen, und zwar mit einem Konzept, das eigentlich das Olympische Komitee überzeugen müsste: keine Klotzerei mit x-tausend Neubauten, neuen Pisten und Stadien wie in Sotschi, Peking oder Südkorea, sondern dezentrale Winterspiele auf bestehenden Anlagen.

Selbst für die Eröffnungszeremonie gibt es passende Stadien in Zürich, Bern oder Lausanne. Und das Wichtigste: Endlich kämen die Winterspiele wieder dorthin zurück, wo sie hingehören, nämlich in den Schweizer Alpenraum, dorthin, wo der Wintersport geboren wurde und zu Hause ist. Und wo es noch schneit. Weniger teuer, mit weniger Eingriffen



*Selbstbewusst auftrumpfen:*  
Bundesrätin Amherd.

in die Landschaft, weniger Neubauten – richtige Winterspiele der Nachhaltigkeit.

Die Schweiz kann das. Besser als andere. Sie bietet eigentlich nur Vorteile: vom engmaschigen öffentlichen Verkehr für den Transport der Teilnehmer bis zur politischen Neutralität, die gerade in Krisenzeiten für

unser Land spricht. Unsere Anlagen sind top, unsere Hotellerie ist top, unsere Organisatoren sind top, was will man mehr? Dazu kommt ein wichtiges Element, das ganz für Ihr Engagement spricht: Unser Land leidet zunehmend an Selbstverzweigung, an übertriebener Selbstkritik; die Schweiz könnte sich mit glänzenden Winterspielen von ihrer besten Seite zeigen, selbstbewusst auftrumpfen.

Die Welt einladen, zu schauen, wie sich in unseren Bergen und Tälern die besten Athleten messen, in der schönsten Landschaft der Welt. Und wenn es wieder an einem kleineren Milliardenbetrag scheitern sollte, dann müssten wir uns einmal mehr kleinmachen und vor der ganzen Welt schämen. Aber nein, ich denke, diesmal könnte es gelingen. Wir können das. Sie können das.

*Mit freundlichen Grüßen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK





# Schgaguler Melodien

Das Südtirol war mir, wie vielen Schweizern, ein Fleck Erde, dessen Lied ich nicht kannte.



*Flügelschlag und Gewitterdonner.*

**I**m Südtirol steht in Toblach abseits des sanften Getöses dieses Landstrichs eine kleine Hütte, in der vor gut hundert Jahren eine grosse Welt geschaffen wurde. Gustav Mahler zog sich dort im Sommer 1908 nach einem fürchterlichen Jahr zurück. Er hatte seine vier-einhalbjährige Tochter verloren, die Liebe seiner Frau Alma, seinen Dirigentenjob in Wien und seine Zukunft; die Ärzte diagnostizierten einen fatalen Herzschaden. Er sass den ganzen Sommer in diesem Komponierhäuschen, und ausser den Klängen der Natur durfte nichts in seinen Kopf gelangen, diesen Kopf, der voller Einsamkeit war, Schmerz, Bitterkeit und den Vorboten des Sterbens.

Mahler komponierte dort, wo der Himmel ganz nahekommt, das «Lied von der Erde», eine Symphonie des Seins ist es, voller heller und dumpfer Töne, voller Licht und Dunkelheit, Sonne und Schatten, voller Flügelschlag und Gewitterdonner. Die Musik der Welt sollte die Trauergesänge in seinem Kopf zum Schweigen bringen, damit das Herz still wird.

**M**artin Schgaguler, Fotograf, Künstler, ein Wanderer in Geistes- und Gebirgslandschaften, hat mir vom Häuschen in der klangvollen Abgeschiedenheit erzählt, im Hotel «Schgaguler» in Kastelruth war das, wo die Volksmusikanten Kastelruther Spatzen herkommen und die Dolomiten beginnen oder aufhören. Das Haus Schgaguler ist fünfzig Kilometer Luftlinie vom Komponier-

häuschen entfernt, und doch ist es ihm in seinem Wesen nah.

Das Südtirol war mir, wie vielen Schweizern, ein Fleck Erde, dessen Lied ich nicht kannte, weil ich, wie viele Schweizer, im bekannten Soundteppich der helvetischen Berge blieb. Ich kannte die Dolomiten aus Filmen und von Reinhold Messner, hatte von den formidablen Hotels gehört, der Sanftheit der Almen und der gezackten Kraft der Berge, und auch von der Dauer der Anreise, die ungefähr der doppelten Zeit entspricht, die man von Zürich nach St. Moritz braucht.

Ich wollte in den Dolomiten kraxeln gehen, eintauchen in ihre Welten, um die Höhen und Tiefen der meinen zuerst zu vermessen und dann zu vergessen, und so landete ich im Hotel «Schgaguler», meinem Basislager, und entdeckte ein wunderbares Lied des Seins. Das sanfte, ruhige Wesen des Hotels wurde mir beides, Rückzugs- und Aufbruchsort, und es schien mir mehrmals, dass ich mich dort in den Tag, den Mittag und den Abend träumen konnte und doch das Gefühl hatte, mitten in der Realität zu sein.

**I**ch träumte auf der Terrasse des Zimmers, auf seinem Bett, inmitten des unverwelklichen Kastanienholzes, in diesem schnörkellosen Design, das mich gradlinig, wenn man so will, denken liess, das mir Struktur gab und im selben Atemzug das Gefühl einer geborgenen Freiheit. Ich träumte abends an der Bar und

blickte über die Almen und Wiesen, sah den Hausberg, den Schlern, der hoch über allem thronte und wie ein Sitz der Götter schien; ich träumte in den Welten der lokalen Weine, ich ass traumhaft, und nachts träumte ich unter dem Sternenhimmel. Ich war mir nicht sicher, ob ich mich selbst auch träumte in dieser kleinen Symphonie des Lebens, die wie ein undurchdringlicher Schutzwall gegen den Lärm der Welt stand, aber es spielte keine Rolle.

**E**s gibt nicht viele von Menschenhand geschaffene Kleinode, und dann sind da noch die Menschen selbst, die gelegentlich mit ihrer Blindheit die kleinen Paradiese mit ihren Füßen treten, aber die Schatten waren weit weg, unten im Tal vielleicht, ich weiss es nicht. Ich schwebte nur in der Leichtigkeit der Höhe über allem wie ein Vogel, ich erinnerte mich an Begriffe, die vom Aussterben bedroht sind, Gastfreundschaft und Menschlichkeit.

Das war die Komposition des Lebens, die ich dort fand, die ich jetzt noch summe. Ich wandelte auf Erden und doch auch auf Himmelspfaden, und ich hörte Mahlers «Lied von der Erde», die Meditation über das Leben und das Sterben, diesen melodiösen Übergang von allem zum Nichts und umgekehrt. Mahler schrieb: «Ich wandle auf und nieder mit meiner Laute. Auf Wegen, die vom weichen Grase schwellen. O Schönheit! O ewigen Liebens, Lebens trunk'ne Welt! [...] Still ist mein Herz und harret seiner Stunde.»




# Die Schweizer Lösung gegen Fuss- und Gelenkschmerzen.

Dank dem kybun Luftkissen-Schuh wieder Freude am Gehen.



[www.kybun.swiss](http://www.kybun.swiss)

**kybun**   
Switzerland



Schweizer Erfinder  
und Pionier für gesundes  
Gehen und Stehen.

**Karl Müller**  
Dipl. Ing. ETH,  
Bewegungswissenschaftler

# Fünf Silber-Fakten zum 1. August

Wie kann man für sich und seine Familie vorsorgen? Die alten Eidgenossen setzten auf Silber und Gold. Heute sprechen noch mehr Gründe als damals für ein Investment in Edelmetalle – vor allem für Silber.



*Innovation aus der Schweiz: das S-Deposito eignet sich für Familien und Firmen, um in Silber zu investieren.*

## 1. Auch für die Schweiz war der Bergbau einmal wichtig.

«Die Schweiz hat keine Rohstoffe», sagen wir heute. Doch vom Mittelalter bis zu Beginn der Industrialisierung stellte der Bergbau einen Wirtschaftszweig in Bergregionen dar. Besonders hoch im Kurs standen die Edelmetalle: Gold wusch man aus Flüssen (was mancherorts bis heute möglich ist) und gewann es aus dem Gestein. Zum Beispiel blieb die Goldmine in Astano bis 1961 in Betrieb. Andere Werke wie die Silberminen bei S-Charl gelten mittlerweile als Insider-Touristentipp.

## 2. Schweizer waren Meister der Edelmetallverarbeitung.

Was sollten die Schweizer Handwerker Zünfte verschenken? Natürlich Silberbecher! Auch darum entstanden ab der Renaissance in den Städten Silber- und Goldschmieden. Bald darauf wuchs im Zeichen der Uhrmacher eine florierende Schmuckbranche heran. Handwerkskunst wie die Silber- und Goldspinnerei waren weltweit gefragt.

## 3. Der Franken begann mit Silbermünzen.

Gewusst, dass der Franken eine Währung der Rekorde ist? Laut Guinness World Records ist die 10-Rappen-Münze, die seit 1879 unverändert daherkommt, die «Älteste noch im Umlauf befindliche Münze der Welt». Noch besser zu wissen: Die Münzen von 50 Rappen bis zu 5 Franken wurden bis 1967 in Silber geprägt. Wer sie in die Finger bekommt, gibt sie am besten nicht wieder aus.

## 4. Silber gewinnt wieder an Bedeutung.

Mindestens 14 Sprachen verwenden dasselbe Wort für «Silber» und «Geld». Der Grund: Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte. Heute dienen zwei Drittel des Silbers industriellen Zwecken. Die Tendenz ist steigend. Silber wirkt antimikrobiell und ist ein exzellenter elektrischer Leiter. Es ist in der Medizinaltechnik und erst recht in Handys, Elektroautos und Solarpanels unverzichtbar. Der Weg zu einer nachhaltigen und emissionsarmen Wirtschaft führt über Silber.

## 5. Silber ist immer Gold wert, aber praktischer als dieses.

Silber ist der «kleine Bruder» des Goldes. Jahrtausende lang war es etwa 13 mal günstiger als Gold, was ungefähr dem Verhältnis in der Erdkruste entspricht. Heute ist Silber rund 80 mal günstiger als Gold. Aus Anlegersicht scheint es somit attraktiv bewertet.

## Smart in Silber investieren mit dem S-Deposito

*Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Mit jeder Einzahlung erwerben Sie direkt reines Silbergranulat, den Grundrohstoff für sämtliche Silberanwendungen. Dabei bewahrt die BB Wertmetall das Silber der Kunden in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100 Prozent versichert. Zugleich bleiben Sie flexibel: Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich. Zudem eignet sich das S-Deposito für Tauschgeschäfte. Bei mehr als 60 Unternehmen kann man Einkäufe gegen Silbergranulat tätigen.*

# Lernen Sie den Aleviten kennen, der Bundesrat werden könnte

Mustafa Atici ist Unternehmer und wohnt im bürgerlichen Basler Bruderholz-Quartier. Jetzt büffelt er Französisch. Niemand sollte seine Kandidatur unterschätzen.

**W**ann weiss man, dass einer wirklich Bundesrat werden will? Wenn er eine zweite Landessprache büffelt. Genau das tat Mustafa Atici in den vergangenen zwei Wochen. Der Basler SP-Nationalrat besuchte in Genf einen Westschweizer Freund und einen Intensivkurs, um sein Französisch aufzupolieren. Auf den Effort angesprochen, sagt der 53-jährige Genosse: «Es sind noch viele Hürden bis zu einer Wahl im Dezember. Aber sicher, ich nehme die Herausforderung ernst und will es möglichst gut machen.» Dazu gehöre es auch, dass er seine Französischkenntnisse auf Vordermann bringe.

Atici ist der erste SP-Politiker, der sich aus der Deckung wagte und seine Ansprüche auf die Nachfolge von Bundesrat Alain Berset anmeldete. Und egal, wer ihm noch folgen wird, er wird der interessanteste weil ungewöhnlichste Kandidat bleiben. Denn unter all den SP-Parlamentariern und -Regierungsräten, die sich Chancen für das hohe Amt ausrechnen dürfen, gibt es niemanden mit einem vergleichbaren Werdegang.

## Catering im St.-Jakob-Park

Geboren 1969 im osttürkischen Elbistan als Kind kurdischer Eltern, verbrachte Atici die ersten 23 Jahre seines Lebens in Anatolien. 1992 kam er in die Schweiz und beendete hier sein Wirtschaftsstudium. Darauf folgte eine Karriere, von der viele Migranten träumen. Atici gründete eine Familie mit zwei Kindern und baute eine Cateringfirma auf, deren 30 Mitarbeiter heute unter anderem im Fussballstadion St.-Jakob-Park tätig sind. Gleichzeitig trat er der SP bei, zog 2005 in den Basler Grossen Rat ein und 2019 in den Nationalrat.

Als Zeichen der gelungenen Integration kaufte sich der Unternehmer und Politiker 2007 im bürgerlichen Basler Bruderholz-Quartier ein Einfamilienhaus. Trotz dem Erfolg wirkt die Familie bodenständig. Ehefrau Cennet arbeitet als Verkäuferin, der 22-jährige Sohn Dogucan hat bei der Post eine Lehre abgeschlossen,



Ganz anderes Kaliber: Nationalrat Atici.

der 18-jährige Guney besucht die Wirtschaftsmittelschule.

Atici, charmant, höflich und stets adrett gekleidet, legt grossen Wert auf geregelte Verhältnisse. «Es gibt in der Schweiz viele Zuwanderer, die in einer Art Opferrolle verharren. Ihnen zeige ich, welche Möglichkeiten dieses Land

*«Es gibt in der Schweiz viele Zuwanderer, die in einer Art Opferrolle verharren.»*

allen Bewohnern bietet.» Während seiner ganzen politischen Laufbahn habe er das Ziel verfolgt, «die migrantische Gemeinschaft einzubinden und ihr Selbstvertrauen zu geben».

Eine Wahl Aticis hätte Symbolcharakter. Erstmals würde ein Einwanderer in die Landesregierung einziehen. Und erstmals hätte die Schweiz einen muslimischen oder quasimuslimischen Bundesrat. Atici ist Alevit, eine

Glaubensrichtung, die – je nach Sichtweise – zum schiitischen Islam gehört, eine eigene islamische Konfession oder eine eigene Religion darstellt. 15 Prozent aller Türken verstehen sich als Aleviten und bilden damit die zweitgrösste Glaubensgruppe des Landes.

## Er bezeichnet sich als Realo

Interessant ist die Position des Selfmade-man bezüglich Fremdenfeindlichkeit. Glaubt man den Aussagen vieler SP-Politiker, herrscht hierzulande in breiten Kreisen eine xenophobe Haltung. Atici stellt das in Abrede: «Eine generelle Diskriminierung von Ausländerinnen und Ausländern ist sicher nicht der Fall.» Es gehe vielmehr darum, dass alle die «Realitäten akzeptieren, die heute in unserem Land existieren». Mehr als die Hälfte der Kinder hätten einen Migrationshintergrund. «Dieses Potenzial gilt es zu nutzen.»

Atici bezeichnet sich als Realo. «In Wirtschaftsfragen politisiere ich auf der rechten Seite meiner Partei, bei der Bildungs-

und Gesundheitspolitik eher links. Insgesamt befinde ich mich also ziemlich in der Mitte der SP», erklärt er. Den Genossen steht mit seiner Kandidatur eine Bewährungsprobe ins Haus: Können sie, die sich nach eigenem Bekunden immer für Migranten starkmachen, Atici die Nomination verweigern?

Die bisher genannten Konkurrenten sind jedenfalls nicht besser qualifiziert als der Basler Unternehmer. Auch nicht Beat Jans, der Basler Regierungspräsident, der vielerorts als aussichtsreichster Kandidat für Bertschs Nachfolge gehandelt wird. Jans absolvierte eine Karriere im Wohlfühlklima politiknaher Organisationen (Pro Natura, eco.ch) und kennt die Wirtschaft nur vom Hörensagen. Da ist Atici, der sich als Einwanderer auf dem freien Markt durchsetzte, ein ganz anderes Kaliber.

Noch halten ihn viele Beobachter für chancenlos. Doch wer hätte schon auf Elisabeth Baume-Schneider als Bundesrätin gewettet? Niemand sollte Mustafa Atici unterschätzen.





## Die Wahrheit über Staaten

Alle Kriege sind mafiös, auch die Kriege der Politiker.  
Aber was geht das uns an? Sollen doch die Bosse allein kämpfen.

*Linus Reichlin*

**I**m Mai dieses Jahres mietete ich eine Ferienwohnung in Sanremo, nichtsahnend, dass in der Wohnung neben mir ein Ukrainer sein würde. Nach drei Tagen hasste ich ihn, aus mehreren Gründen. Erstens hatte seine Frau einen neurotischen Yorkshire Terrier, der mich bei jeder Begegnung in den Knöchel beißen wollte. Ich machte dem Hund keinen Vorwurf: Ihm hatte einfach niemand erklärt, dass meine Ferienwohnung nicht zu seinem Territorium gehörte. Mein Angebot zur sachlichen Diskussion darüber, dass nicht ich in sein, sondern er in mein Territorium eindrang, lehnte der Hund ab. Er wollte kämpfen, nicht reden.

Signor Tozzi, der Verwalter der Ferienwohnungen, hatte Verständnis für den Hund: «Er folgt doch nur seinem Instinkt!» Das stimmte natürlich, aber es ist eben nicht immer das Klügste, seinem Instinkt zu folgen. Kleine Hunde sind sich oft nicht bewusst, dass sie klein sind – infolgedessen kann die Territorialverteidigung für sie übel ausgehen, etwa wenn

der Angreifer zehnmal grösser und stärker ist. Wenn es um Territorien geht, sollte man meiner Meinung nach geopolitische Sachlichkeit walten lassen und nicht Instinkte. Aber das war natürlich zu viel verlangt von einem Yorkshire Terrier, der es nicht auf die Liste der siebzehn intelligentesten Hunderassen geschafft hat.

### Propaganda mit menschlichem Antlitz

Ich sage es hier ganz offen: Natürlich habe ich den Hund, als er wiederholt versuchte, mich auf meinem Territorium zu beißen, in seinen kleinen Unterleib getreten – im Sinne der bewaffneten Neutralität. Mein ukrainischer Nachbar sah es, sagte aber kein Wort. Er war gross, kräftig, keine vierzig Jahre alt, und er benahm sich, als ginge es ihn nichts an, dass ein kleiner, alter Schweizer das Hündchen seiner Frau trat. Ich entschuldigte mich bei ihm, wiederum sagte er kein Wort und verschwand in der Wohnung. Seine Frau war kommunikativer: Sie schaute mich immerhin entsetzt

und strafend an und sammelte das Hündchen vom Boden auf.

Zuerst erklärte ich mir das Schweigen der beiden damit, dass sie einfach kein Englisch verstanden. In den folgenden Tagen kam es zu weiteren Begegnungen im Treppenhaus, und jedes Mal war ich der Einzige, der redete. Der Mann schwieg und hielt sich im Hintergrund, während ich der ebenfalls schweigenden Frau auf Englisch klarzumachen versuchte, dass Euthanasie für Hunde schmerzlos sei. Was zum Teufel war mit diesen Ukrainern los?

Irgendwann fiel dann bei mir der Groschen: Dieser Mann wollte nicht auffallen. Denn er war das, was die ukrainische Armee im Augenblick verzweifelt braucht: ein potenzieller Soldat. Diese Leute und ihr Hündchen waren hier nicht in den Ferien, sondern sie versteckten sich, in einer Wohnung mit Meerblick! Jetzt kapierte ich auch, warum sie die Scheiben der Balkonverglasung mit Badetüchern verdeckten: damit man von der Strasse her



nicht sah, wer auf dem Balkon sass. Herrgott noch mal, das regte mich von Abend zu Abend mehr auf! Dieser kriegstaugliche Mann hockte hier in *bella Italia* und soff Rotwein, während andere ukrainische Männer in diesem Augenblick ihr abgerissenes Bein im Schlamm liegen sahen! Hatte der Mann keine Mutter? Er war, wie gesagt, keine vierzig Jahre alt, es war anzunehmen, dass seine Mutter noch lebte. Dieser Kerl überliess also die Verteidigung seiner Mutter fremden Leuten, und wenn der Krieg vorbei wäre, würde er wieder nach Hause fahren und seiner Mutter einen Panettone mitbringen – so stellte er es sich wahrscheinlich vor.

Es regte mich aber auch auf, weil dieser Krieg ja nicht gratis ist. Sogar der zu einer Propaganda mit menschlichem Antlitz neigende Sender ZDF gab kürzlich zu, dass der Krieg «Menschen mit mittleren und niedrigen Einkommen» finanziell belastet. Also: Wenn ich schon eine hor-

*Herrgott noch mal, dieser kriegstaugliche Mann hockte hier in bella Italia und soff Rotwein.*

rend hohe Nebenkostenabrechnung bezahlen musste, hatte ich doch wohl einen Anspruch darauf, dass die Ukrainer etwas lieferten für mein Geld! Ich bezahlen, du kämpfen – das ist doch der Deal! Und dann qualmte dieser Kerl auch noch von morgens früh bis abends spät auf dem Balkon, so dass ich mein Balkonfenster nicht

offen lassen konnte. Dauern hörte ich sein Raucherhusten und dachte, dass einer, der so ungesund lebt, doch genauso gut in den Krieg ziehen könnte – wo ist der Unterschied?

Aber dann kam mir in den Sinn, dass der Ukrainer sich vielleicht einen Vortrag des Historikers John Mearsheimer von der University of Chicago angehört hatte. Mearsheimer ist der Meinung, dass alle Grossmächte nur ein Ziel haben: der einzige Boss zu sein. Es spielt dabei keine Rolle, ob es sich um eine demokratisch regierte Grossmacht handelt oder um eine Diktatur: Alle Grossmächte verfolgen dieselbe Politik wie ein Mafiaboss.

### Die Welt ist eine No-go-Area

Das Problem für Mafiabosse ist ja, dass es keine übergeordnete Instanz gibt, die ihnen Schutz und Gerechtigkeit garantiert. Wenn ein Mafiaboss das Territorium eines anderen Mafiabosses übernehmen will, kann der angegriffene Mafiaboss gegen seinen Bedroher ja nicht vor Gericht klagen. Er kann keinen juristischen Prozess anstreben wegen «versuchter feindlicher Übernahme der Kokainmärkte von Lower Manhattan und Downtown Brooklyn». Keine staatliche oder internationale Institution wird dem Mafiaboss Schutz bieten: Er ist auf sich allein gestellt.

Sein Überleben hängt davon ab, ob es seinen eigenen bewaffneten Killern gelingt, die Killer des gegnerischen Mafiabosses zu besiegen. Manchmal mischt sich ein dritter Boss ein, der, um seine eigene Macht zu stärken, sich als Verbündeter andient. Vielleicht schliessen sich dem Bündnis noch weitere kleinere Mafiabosse an, die sich ebenfalls vor jenem Boss fürchten, der sein Territorium vergrössern will. Nur in einem Bündnis haben die kleineren Mafiabosse eine Chance zu überleben: Ein solches Bündnis nennt man dann zum Beispiel Nato.

Das ist zugegebenermassen eine etwas verkürzte und vereinfachte Darstellung. Aber leider stimmt sie mehr oder weniger. Es gibt keine übergeordnete Instanz, an die ein Staat sich wenden kann, wenn er angegriffen wird. Die Uno hat weder die Befugnis noch die Möglichkeit, einen angegriffenen Staat zu beschützen. Es gibt auf globaler zwischenstaatlicher Ebene schlicht keine Polizei – die Welt ist auf staatlicher Ebene eine einzige No-go-Area, in der Selbstjustiz herrscht. Alle Staaten müssen sich deshalb selbst schützen – es gilt das Recht des Stärkeren.

Innenpolitisch mag ein Staat demokratisch sein, sich streng an die Menschenrechte halten und öffentliche Toiletten für fünf Geschlechter bauen. Aber auf internationaler Ebene setzt er auf Einschüchterung, Erpressung, Gewalt, Bündnisse und Hinterlist und verhält sich damit nicht anders als ein Staat, der Oppositionelle ins Gefängnis steckt. Das ist die bittere Wahrheit über Staaten. Bitter, weil der einzelne

Bürger, egal, ob er wählen darf oder nicht, nicht die geringste Möglichkeit hat, an den Verhältnissen etwas zu ändern. Die Regierungen der einzelnen Staaten wiederum müssen, egal, ob sie demokratisch gewählt oder selbsternannt

*Der nächste Bandenkrieg zeichnet sich schon ab: USA, alter Boss, und China, neuer, aufsteigender Boss.*

sind, versuchen, ihren Staat möglichst weit hochzuboxen, möglichst mächtige Verbündete zu gewinnen und wirtschaftlich immer stärker zu werden – denn andernfalls gewinnen andere Staaten an Macht und Einfluss.

Vielleicht sah also mein ukrainischer Nachbar die Welt ähnlich wie ich: Russland und die USA – zwei konkurrierende Mafiabosse. Der eine war früher ganz gross im Geschäft, dann folgte ein jäher Abstieg, von dem der andere Mafiaboss profitierte. Dieser dachte schon, dass er seinen Konkurrenten für immer aus dem Geschäft rausgedrängt habe (Sieg im Kalten Krieg) – aber jetzt macht der Abgestiegene plötzlich wieder Ärger. Wie reagiert man da als Mafiaboss? Man erteilt dem Aufmüpfigen eine Lektion und zeigt ihm, wer der einzige Boss ist («Wir wollen Russland geschwächt sehen» – Joe Biden). Vielleicht hatte mein Nachbar einfach erkannt, dass er selbst auf all diese Vorgänge nicht den geringsten Einfluss hat. Soll er nun dafür sterben, dass Staaten sich wie Gangster verhalten? Sind dafür nicht früher schon Millionen Männer gestorben, ohne dass sich dadurch irgendetwas zum Besseren verändert hätte?

### Lichter des Hafens

Ich sass in Sanremo auf meinem Balkon, hörte den Kerl husten, schaute auf die glitzernden Lichter des Hafens und dachte, dass der Mann recht hatte. Alle Kriege sind mafiös, weil die zwischenstaatlichen Strukturen mafiös sind. Aber was geht das uns an? Sollen doch die Bosse allein kämpfen. Es hört ja ohnehin nicht auf. Es sind Bandenkriege, wie in den dreissiger Jahren in Chicago. Und der nächste Bandenkrieg zeichnet sich ja schon ab: USA, alter Boss, und China, neuer, aufsteigender Boss. Alter Boss und neuer Boss: Bei dieser Konstellation kracht es historisch gesehen fast immer. Aber was, wenn sich die chinesischen Männer ihrer Einberufung durch Flucht nach Italien entzogen und die amerikanischen auch? Wenn sie alle gemütlich auf getrennten Balkonen Rotwein tranken und dem Zirpen der Grillen lauschten?

Als ich am nächsten Morgen den Ukrainer unten auf dem Parkplatz sah – er ging mit dem verfluchten Hündchen Gassi – ging ich runter und sagte: «What you do is not a bad idea.» Kann sein, dass er nicht verstand, wovon ich sprach. Ist sogar anzunehmen. Egal, ich wollte es nur gesagt haben.





## INSIDE WASHINGTON

### Das FBI kann's nicht lassen

Oops! Sie haben es schon wieder getan! Das FBI kann seine spionierenden Augen nicht aus den privaten Angelegenheiten seiner Mitbürger heraushalten. Trotz der Beteuerungen von FBI-Direktor Christopher Wray, man habe aus den Fehlern gelernt, die wiederholt zu fehlgeleiteten Observationen ausgeartet sind. Ein neuer, nicht als geheim eingestuft Bericht des supergeheimen Foreign Intelligence Surveillance Court enthüllt, dass die Behörde im vergangenen Jahr zwei Senatoren und einen Richter eines Bundesstaates illegal ausspioniert hat.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten schreibt vor, dass die Strafverfolgungsbehörden eine spezifische und ausdrückliche gerichtliche Genehmigung einholen müssen, wenn sie das Recht eines amerikanischen Bürgers auf Privatsphäre verletzen wollen. Aber der riesige Fundus an elektronischer Spionageabwehr, der von der allwissenden National Security Agency (NSA) gespeichert wird, erweist sich als zu verlockend, als dass die raubgierigen Bundesschnüffler ihm widerstehen könnten.

Ein früherer Bericht, der im Mai veröffentlicht wurde, legt offen, dass das FBI seine Befugnisse missbrauchte, um die Demonstranten vom 6. Januar 2021 auf dem Capitol Hill auszuspionieren sowie mehr als hundert Demonstranten, die während der George-Floyd-Aufstände verhaftet wurden.

Kein Wunder, dass laut einer neuen Umfrage von NBC News weniger als vier von zehn Wählern eine positive Meinung von der Bundespolizei haben. Angesichts des mit jeder neuen Enthüllung sinkenden Ansehens muss das FBI mehr bieten als bloss Versprechungen in Pressemitteilungen, um seine Fehlritte zu korrigieren. Denn: Die Öffentlichkeit schaut zu.

Amy Holmes

## PERSONENKONTROLLE

### Nussbaumer, Schwab, Berset, von Däniken, Albert II., Mandela, Charlène von Monaco, Theiler, Goldberg, Washington, Affolter, Sauser, Sully, Kissinger, Jinping, bin Salman

Eric Nussbaumer, Wunschkandidat, diskutierte an einem Podium mit dem Abgeordneten des Europäischen Parlaments, Andreas Schwab, über das Verhältnis Schweiz–EU. Der deutsche Politiker ist bekannt dafür, dass er wünscht, dass sich die Eidgenossenschaft endlich dem Staatenblock unterwirft und ein Rahmenabkommen signiert. In der Debatte machte der Christdemokrat ein interessantes Eingeständnis: Er hätte gern, wenn Nussbaumer Nachfolger von Bundesrat Alain Berset würde. Aus Sicht von Schwab und Brüssel macht das Sinn: Niemand im Bundeshaus ist der EU wohlher gesinnt als der Baselbieter Sozialdemokrat. Eine leichtes Spiel wird das allerdings nicht. Nussbaumer zeigt zwar Interesse, wird im Dezember aber vor den Bundesratswahlen zum Nationalratspräsidenten gekürt. Eher unwahrscheinlich, dass Schwabs Wunsch in Erfüllung geht. (odm)

Erich von Däniken, Wetterprophet, hat genug von der täglich verkündeten Klima-Apokalypse. «Hitze, Hitze, allüberall – nur nicht im Berner Oberland, wo ich wohne. Hier herrscht seit Wochen das übliche angenehme Klima. Halleluja!», schreibt der Buchautor und Verfasser von Alien-Theorien. Vielleicht muss man sich das Leben lang mit Ausserirdischen beschäftigt haben, um die aktuelle Klimadebatte zu verstehen. (odm)

Albert II., Fürst von Monaco, feierte im exklusiven Freundeskreis in einem edlen Jachtclub an der Cote d'Azur den 105. Geburtstag von Friedensnobelpreisträger Nelson Mandela. Der 2013 verstorbene Ex-Präsident von Südafrika war ein enger Freund Albert II., der mit seiner Ehefrau Charlène von Monaco da war. Unter den Gästen waren auch Rolf Theiler und seine Gattin Gloria aus der Schweiz. Der Unternehmer

und CSI-Zürich-Mitbegründer ersteigerte ein Dinner mit den amerikanischen Filmstars Whoopi Goldberg und Denzel Washington in New York. «Ich würde gern mitkommen», schwärmte Fürst Albert. Warum nicht? Eine Reise in den Big Apple ist doch immer cool. (ah)

Silvia Affolter, Getrennte, und der Bankier Roland Sauser haben sich auseinandergeliebt. «Ja, wir sind nicht mehr zusammen», bestätigten beide. Weitere Kommentare gebe es nicht. Die 58-jährige Unternehmerin und Miss Schweiz von 1984 und der 68-jährige Investmentbanker sind seit knapp 25 Jahren ein Paar und haben 2019 geheiratet. (ah)

Sully, Primat, könnte zur Ikone der Transbewegung werden. Der achtjährige Gorilla aus einem Zoo in Ohio brachte ein gesundes Junges zur Welt. Die Überraschung: Wärter und Veterinäre hatten Sully seit vier Jahren für ein Männchen gehalten. (ky.)

Henry Kissinger, Unsterblicher, ist an den Ort seines grössten Erfolgs zurückgekehrt. In einer Zeit bilateraler Spannungen traf sich der hundertjährige Doyen der US-Aussenpolitik in Peking mit Staatschef Xi Jinping. Vor einem halben Jahrhundert hatte Kissinger dort China und Amerika miteinander ausgesöhnt. (ky.)

Mohammed bin Salman, big spender, geht shoppen. Erwarb der saudische Machthaber zunächst die Filetstücke des europäischen Fussballs, so hat er nun ein Auge auf den Tennissport geworfen. Erste Gespräche über einen Einstieg in die ATP Tour der Männer fanden schon statt. Die Tennisdamen sind empört und weisen auf die Lage der Frauen in Saudi-Arabien hin. (ky.)



Plötzlich Mutter: Gorilla Sully mit Baby.



Bankrott der Liebe: Affolter, Sauser.



**INKL.  
VORTRITT  
AN DER KASSE  
VON DER  
VERKEHRS-  
KADETTIN.**



## Wo gute Gespräche beim Einkaufen noch dazu gehören.

Im Volg hat eine spontane Unterhaltung genauso Platz, wie die vielfältigen Produkte des Alltags. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, prägt Volg mit seinen rund 600 Läden das Dorfleben in der Schweiz.

**Volg**  
*frisch und fründlich*

## MÖRGELI

### Hitzetoter im Tal des Todes

Den Posaunisten der Klima-Sinfonie fehlen gegenwärtig die Noten. Der Frühling ist im Regen ertrunken und war ein einziger Ausfall. Jetzt, im Sommer, ist's mal wärmer, mal kühler, mal trockener, mal feuchter. Im Juli gab es eine einzige Tropennacht mit Temperaturen über zwanzig Grad. Die Seen sind voll, das Gras wächst kräftig, das Laub der Bäume leuchtet sattgrün. Und all das ausgerechnet in einem Wahljahr.

Die links-grünen Politiker und die Heerscharen der ihnen zugeneigten Journalisten sehen ihre Felle im Regen davonschwimmen. Dass es im Süden Europas im Hochsommer gelegentlich heiss wird, kann nicht wirklich überraschen. Und dass die Medien unsere Landkarten glutfenhitzerot einfärben, schlägt beim Publikum auch nicht mehr ein. Obwohl es der *Blick* mit allen Mitteln versucht: «Juli wird heissester seit Jahrhunderten», zitiert das Blatt einen Klimatologen. Wie wenn seit Jahrhunderten die gleichen Messmethoden angewandt würden.

«Wir sehen beispiellose Veränderungen überall auf der Welt, die Hitzewellen, die wir in den USA, in Europa und in China sehen, sprengen Rekorde.» Der *Blick* präsentiert uns auch «27 Arten, an der Hitze zu sterben». Dabei fordert die Kälte zwanzigmal mehr Todesopfer. Einer der Hitzetoten ist gemäss *Blick* der 71-jährige Amerikaner Steve Curry. Auch er offenbar ein Opfer des dramatischen Klimawandels. Was aber hat der Rentner getan? Er wanderte am Hochsommertag des 18. Juli 2023 acht Stunden durch das Death Valley, zu Deutsch: Tal des Todes.

Warum heisst es wohl so? Wahrscheinlich darum, weil man sich an diesem heissesten Ort der Welt den Tod holt. Seinen Acht-Stunden-Marsch durch das Death Valley, nach dem er tot zusammenbrach, absolvierte Steve Curry bei 49,9 Grad. Was dort beileibe nicht eine Rekordhitze darstellt. Diese wurde im Tal des Todes 1913 mit 57 Grad gemessen. Die höchste Temperatur, die je auf Erden bekannt wurde. Und dies noch vor den massenhaften Treibhausgasen, noch vor Glättli und Knutti. Die Linken nehmen der Sonne am meisten übel, dass sie im Sommer auch mal Überstunden macht.

Christoph Mörgeli

# Deutschlands demokratischer Alltag

Lokal arbeitet die Union längst mit der AfD zusammen.  
Egal, was CDU-Chef Friedrich Merz in Berlin sagt.

Oliver Stock

**D**ie CDU, aber auch andere Parteien arbeiten auf kommunaler Ebene längst intensiv mit der AfD zusammen. Dies ist das Ergebnis einer Studie, die die von den Grünen finanzierte Heinrich-Böll-Stiftung in diesem Jahr publiziert hat.

Sie listet insgesamt sechzehn Fälle auf, in denen die Altparteien mit der AfD zwischen 2019 und 2023 gemeinsame Sache gemacht haben. Meistens geht es dabei um CDU-AfD-Konstellationen, und meistens geschieht dies in den ostdeutschen Bundesländern. Aber auch Linke und SPD scheuen die Zusammenarbeit nicht, und das politische Phänomen ist nicht nur auf Kommunen in den ostdeutschen Bundesländern beschränkt.

#### Abstimmungsverhalten vorgegeben

Die Studie ist vor dem Hintergrund der Äusserungen von CDU-Chef Friedrich Merz über eine Zusammenarbeit mit der AfD in den Kommunen interessant. Er hatte gesagt, dass es zwar im Bundestag sowie in Landesparlamenten keine Kooperation mit der AfD gebe, dies aber in Kreisen und Gemeinden nicht vermeidbar sei. Nach einer Welle der Kritik ruderte Merz zurück und erklärte: «Es wird auch auf kommunaler Ebene keine Zusammenarbeit der CDU mit der AfD geben.» Die Studie zeigt: Dieses zweite Versprechen ist nicht zu halten, während die erste Aussage, mit der Merz ins Kreuzfeuer auch der eigenen Partei geraten war, Bestand hat.

Zu lesen sind in der Untersuchung zahlreiche Beispiele aus dem ostdeutschen Sachsen. So stimmte im Dezember 2022 die grosse Mehrheit der CDU-Kreistagsmitglieder in Bautzen einem Antrag der AfD-Fraktion zu, wonach abgelehnte und ausreisepflichtige Asylbewerber keine Sprachkurse oder andere Integrationsleistungen erhalten sollten.

In Chemnitz erreichte die CDU mit Unterstützung von Abgeordneten von FDP, AfD und einer Lokalpartei, dass Vertreter von freien Trägern oder Wohlfahrtsverbänden keine Sitze mehr im örtlichen Jugendhilfeausschuss bekamen. AfD-Stadtrat Lars Franke schrieb dazu auf Facebook: «Es ist gut, dass die konservativen

demokratischen Kräfte im Chemnitzer Stadtrat konspirativ und nicht gegeneinander arbeiten.»

Ins Auge springt aber auch der von der Heinrich-Böll-Stiftung aufgegriffene Fall im thüringischen Hildburghausen, wo Anfang dieses Jahres ein interner Konflikt in der SPD ausgebrochen war, nachdem zwei SPD-Stadtratsmitglieder gemeinsam mit den Stadträten der AfD für die Einleitung eines Abwahlverfahrens gegen den amtierenden Bürgermeister von der Linken gestimmt hatten. Einige Mitglieder der SPD beantragten ein Parteiordnungsverfahren gegen die beiden SPD-Stadträte. Eine SPD-Stadträtin trat darauf aus der Partei aus; sie finde es inakzeptabel, wenn von der Parteispitze ein Abstimmungsverhalten vorgegeben werde. Der Bürgermeister wurde abgewählt. Der SPD-Fraktionschef von Hildburghausen kommentierte: Er kenne die Leute von der AfD «seit zig Jahren, das sind Nachbarn, die sind im Sportverein. Ich sehe damit auch keinen Angriffspunkt.»

Liebe ist...



... zu teilen, wenn ihr nur  
genug Geld für eins habt.



# Schon wieder in der Ami-Falle

Schweizerinnen und Schweizer bürgen für die Jachten der Oligarchen.



**B**ürgen ist würgen. Unser Bund und unsere parastaatliche Nationalbank bürgen neu mit 252 Milliarden für die UBS. Vorab dank Ueli Maurer, Thomas Jordan und Karin Keller-Sutter.

Wir sind wegen unserer neuen Megabank erpressbarer als je zuvor. Die in Bern installierte PUK will abtauchen und uns frühestens ein Jahr nach den Wahlen Bericht erstatten. Für uns, die wir das Risiko tragen, bleibt bis dahin alles geheim. Obwohl die amerikanische Regierung und ihre Geheimdienste längst jedes Detail kennen.

Wir sollen nichts erfahren. Ausser wir lesen amerikanische und britische Zeitungen. Denn diese werden von den amerikanischen Geheimdiensten gekonnt und gezielt mit Informationen bedient. Dabei ist seit 2008 eigentlich alles klar: Wer verhindern will, dass die Schweiz für systemrelevante Banken haftet, muss von diesen mindestens 20 Prozent Eigenkapital verlangen. Wer dies verhindert, will erpressbar bleiben.

Die amerikanischen Präsidenten Barack Obama und Donald Trump waren im Vergleich zu Joe Biden geopolitische Weicheier. Nichts beweist dies besser als der Ukraine-Krieg. Putin hat diesen längst verloren: Die Amerikaner liefern Selenskyj immer so viele Waffen, dass die ukrainischen Truppen die Russen im Donbass und auf der Krim festnageln können. Nicht mehr und nicht weniger. Damit nicht gleich ein Weltkrieg vor der Haustüre stattfindet.

Deshalb gibt es bisher keine Kampfflugzeuge, wohl aber international geächtete Streubomben, die vorab Zivilisten treffen. In der Ukraine testet Biden – ohne eigene Soldaten zu opfern –, was die Russen und ihre Waffensysteme taugen. Nicht so recht funktionieren im Gegensatz dazu

die von den USA diktierten Sanktionen. Allzu viele Länder machen nicht mit. Zu viele Schlupflöcher erlauben es den Russen nach wie vor, etwa Flüssiggas und Diesel zu exportieren. Logo, wenn mehr als die Hälfte der Menschheit nicht mitmacht, greifen Sanktionen nicht. Lula, Modi,

*Zuerst werden die Luxusjachten beschlagnahmt. Und kurz darauf kommt die UBS dran.*

Xi und Co. lassen sich von den Amerikanern nicht erpressen. Mit denen haben sie in der Vergangenheit wenige gute Erfahrungen gemacht.

**G**anz anders sieht die Lage für die Schweiz aus. Die russischen Oligarchen haben in der Schweiz mehr als 100 Milliarden Franken gebunkert. Faktisch ist das gestohlene Volksvermögen. Blockiert haben wir bisher nur lächerliche 7 Milliarden. Jetzt erhöhen die Yankees medial den Druck. Die NZZ beginnt bereits zu hyperventilieren. Und beklagt sich, unsere Bundesräte würden die Ferien geniessen, anstatt die aufziehenden politischen Herbststürme zu antizipieren.

Der nächste Akt im Drehbuch: Die teuren Jachten sind ein Ärgernis. Nicht nur für die rührigen Klimakleber, die sie mit harmlosen Farbbeuteln angreifen. Viele dieser Symbole des korrupten und unproduktiven Kapitalismus gehören russischen Oligarchen. Auf deren Vermögen – inklusive ihrer Jachten – hat es Joe Biden längst abgesehen. Wie die Medien vermelden, wird die UBS nicht aus der Finanzie-

rung dieser Superjachten aussteigen. Vielleicht kann sie es auch gar nicht, weil niemand diese Risiken tragen will.

Die Schlinge zieht sich zu: Entweder liefern die Schweizer Banken die gebunkerten 100 Milliarden Russengelder aus, oder das grosse «Schiffli-Versenken» beginnt. Zuerst werden die Luxusjachten beschlagnahmt. Und kurz darauf kommt die UBS dran. Und unsere 252 Milliarden sind weg. So funktioniert Bürgen.

Ist es ein Fehler, dass Karin Keller-Sutter und Guy Parmelin tiefenentspannt ihre Ferien geniessen? Oder haben sie längst begriffen, dass die russischen Oligarchengelder genauso wenig zu retten sind wie einst das Schweizer Bankgeheimnis? An ihm sollten sich einst die Amerikaner – Hans-Rudolf Merz *dixit* – die Zähne ausbeissen.

**M**eine These: In Bern herrscht resignativer Realismus. So will niemand die Bestellung der F-35-Kampfflieger auch nur sistieren. Und niemand will das Risiko eingehen, das allzu grosse Schiff UBS zu versenken. Im Gegensatz zu Merz wollen unsere Bundesrätinnen und Bundesräte nicht mit Helikopter und Herzinfarkt ins Berner Inselspital eingeliefert werden. Verständlich.

Wie lange brauchen die bürgerlichen Politikerinnen und Politiker, um zu begreifen, dass sie die Schweiz nach 2008 mit ihrem erfolgreichen Kampf gegen mehr Eigenkapital für Banken in diese Scheisse geritten haben? Und mit der Geheim-PUK noch tiefer ins Güllenloch stossen?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# «Wir befinden uns in einer apolaren Phase»

Amerika schwächelt, die Welt entwestlicht sich, aber China wird die Lücken nicht füllen können: Der französische Strategie-Experte Didier Billion seziert die internationalen Beziehungen.

Urs Gehriger

Wenn in Frankreich der globale Nahhorizont ausgelotet wird, melden sich regelmässig die Mandariner der Weltpolitik zu Wort, geschult in den Kaderschmieden der intellektuellen Eliten. Zu diesem Zirkel gehört Didier Billion, Vizedirektor des renommierten Institut de relations internationales et stratégiques (Iris).

Billion hat vor wenigen Tagen eine Studie über die «Entwestlichung der Weltpolitik» veröffentlicht. Gemäss dieser These sind die westlichen Werte einer raschen Erosion ausgesetzt. Macht und Einfluss der USA und des

*«Die derzeit manifestierte Einheit des Westens ist in Wirklichkeit sehr fragil.»*

Westens nehmen ab. Aufstrebende Mächte wie die Brics-Staaten Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika laufen dem Westen den Rang ab, sekundiert vom «globalen Süden», den Entwicklungs- und Schwellenländern aus Afrika, Südamerika und Asien.

**Weltwoche:** In Südafrika haben sich vor ein paar Tagen die Brics-Staaten zu ihrem Gipfel getroffen. Sie wollen einen Gegenpol zum Westen schaffen. Südafrika und Saudi-Arabien galten bis vor kurzem als Partner des Westens. Nun rücken sie näher an Russland und China heran. Vor allem Peking treibt die

Erweiterung des Bündnisses voran. Ist dies nun das oft beschworene Ende der amerikanischen Dominanz auf der Welt?

**Didier Billion:** Ja. Nicht nur die Vereinigten Staaten, sondern ganz allgemein die westlichen Mächte sind nicht mehr in der Lage, ihren Willen, ihre Pläne und ihre Wünsche dem Rest der Welt aufzuzwingen. Wir beobachten diesen Prozess seit mindestens fünfzehn Jahren.

**Weltwoche:** Welchen Einfluss übt der Ukraine-Krieg auf diese Entwicklung aus?

**Billion:** Der Krieg in der Ukraine hat den Prozess beschleunigt. Die Sanktionen, die gegen Russland verhängt wurden, werden von der Mehrheit der Staaten und ihren Bevölkerungen auf der Welt nicht mitgetragen. Weder China, Indien, noch viele Länder im Nahen Osten, in Südamerika, in Afrika südlich der Sahara haben sich diesen Sanktionen angeschlossen. Das ist nur ein Beispiel. Es gibt viele andere.

**Weltwoche:** Sie sprechen von der «Entwestlichung der Weltpolitik». Wie sieht die neue Weltpolitik aus?

**Billion:** Wir befinden uns in einer neuen Phase in den internationalen Beziehungen. Während des Kalten Kriegs befanden wir uns in einer bipolaren Welt mit den USA und der Sowjetunion als Rivalen. Danach gab es einen unipolaren Moment, in dem sich die Vereinigten Staaten zehn Jahre lang als Führer der Welt etabliert hatten. Inzwischen gibt es keine wirklichen Pole mehr, wir befinden uns also in einer apolaren Phase.

**Weltwoche:** Gerade der Ukraine-Krieg, den Sie als Beschleuniger des westlichen Niedergangs erwähnten, hat den Westen allerdings zu einer Einheit zusammengeschweisst, wie es sie seit dem Kalten Krieg nicht mehr gab. Putins Aggression hat bewirkt, dass die westliche Verteidigung massiv aufgebaut wird. Wie passt das zur Theorie der «Entwestlichung der Weltpolitik»?

**Billion:** Sie haben recht, es ist Putin, der durch seinen strategischen Fehler zu der Vereinigung [des Westens], insbesondere in der Nato, beigetragen hat. Das ist bemerkenswert, schliesslich war die Nato während Jahren durch innere Spannungen geschwächt. Heute fokussiert sie vereint auf ein gemeinsames Ziel, der Ukraine gegen die russische Aggression zu helfen. Aber kann man sich wirklich vorstellen, dass diese Einheit auf lange Sicht bestehen bleibt? Ich glaube das nicht. Bereits heute gibt es zwischen den Vereinigten Staaten, Frankreich, Deutschland und den baltischen Staaten zum Beispiel erhebliche Divergenzen. Der französische Präsident Macron macht sich stark für eine europäische «strategische Autonomie».

**Weltwoche:** Sie sprechen Macrons Plädoyer für mehr Distanz zu den USA an. Es bestehe die Gefahr, warnt er, dass die europäischen Staaten als «Gefolgsleute der USA» in Krisen hineingezogen würden. Er scheint damit kein grosses Echo ausgelöst zu haben.

**Billion:** Innerhalb der Europäischen Union steht er so ziemlich alleine da. Die osteuropäischen Staaten, Polen zum Beispiel, die baltischen Staaten, Estland, Lettland, Litauen, sind der Ansicht, dass ihre Sicherheit essenziell von der Nato gewährleistet werden soll. Und das heisst konkret: von den Vereinigten Staaten. Denn die wichtigen Entscheidungen in der Nato werden in Washington getroffen, nirgendwo sonst. Dennoch glaube ich nicht, dass die derzeit manifestierte Einheit des Westens länger als fünf bis zehn Jahre dauern wird. Es ist in Wirklichkeit eine sehr fragile Einheit.

**Weltwoche:** Man könnte auch die Gegenthese vertreten. Nämlich, dass wir nicht eine Ent-, sondern eine Verwestlichung der Welt erleben. Die Gesellschaften in China oder Russland haben heute mehr westliche Züge als vor fünfzig Jahren. Beinahe überall auf der Welt ist der west-



«Wunschdenken»: Geostratege Billion.







«Sie haben die materielle Produktion des Westens übertroffen»:  
Xi Jinping und Wladimir Putin bei einem Treffen der Brics-Staaten in Brasilia, 2019.

liche Einfluss stark. Denken wir an technische Innovationen aus dem Westen oder an Soft Power wie Musik, Mode, Kino et cetera.

**Billion:** Es stimmt, dass viele Menschen auf der ganzen Welt eher ein gesellschaftliches Leben anstreben, das dem der westlichen Mächte ähnelt. Aber man sollte Soft Power nicht mit Hard Power verwechseln. In geostrategischer Hinsicht stellen die USA oder die westliche Welt kein Modell mehr dar. In Afrika oder im Nahen Osten zum Beispiel gibt es ein starkes Misstrauen gegenüber den Vereinigten Staaten. Viele meiner Gesprächspartner aus

*«Viele Gesprächspartner sagen:  
«Der Krieg in der Ukraine ist  
der Krieg der Europäer, nicht unser.»»*

diesen Gegenden sagen mir: «Der Krieg in der Ukraine ist der Krieg der Europäer, es ist nicht unser Krieg. Und ihr Europäer lebt eine Doppelmoral: Wenn es darum geht, ukrainische Flüchtlinge mit weisser Haut und blauen Augen aufzunehmen, öffnet ihr die Türen. Wenn es darum geht, Flüchtlinge aufzunehmen, die dunkelhäutig sind, dann schliesst ihr sie.»

**Weltwoche:** Welche Macht tritt in die Lücke, die Ihrer Meinung nach die USA und der Westen hinterlassen? China?

**Billion:** Die Menschen in Nahost, Asien, Afrika oder Lateinamerika wollen sich nicht an den USA orientieren, aber sie wollen sich derzeit auch nicht hinter Russland oder China

scharen. In den letzten Jahren wurde viel über den Durchbruch Chinas in Subsahara-Afrika gesprochen. Es gibt in der Tat viele Länder, in denen chinesische Unternehmen enormen Handel treiben und Rohstoffe ausbeuten. Viele afrikanische Länder, die vor zehn oder fünfzehn Jahren die Chinesen mit offenen Armen empfingen, machen sich nun etwas Sorgen über diese chinesische Einflussnahme und misstrauen den Chinesen.

**Weltwoche:** Zurück zu den Brics-Staaten. Sie bilden eine Gruppe der Ungleichen. Da gibt es Demokratien und Autokraten. Russland und China sitzen im Uno-Sicherheitsrat und sind unvergleichlich mächtiger als die anderen drei. Kann sich in dieser Gruppe eine einheitliche und einflussreiche Politik herausbilden?

**Billion:** Die Brics-Staaten spielen natürlich eine sehr wichtige Rolle in Bezug auf die materielle Produktion. Sie haben die materielle Produktion des Westens übertroffen.

**Weltwoche:** Sie bringen heute mehr kaufkraftbereinigtes Bruttoinlandprodukt auf die Waage als die traditionelle G-7-Gruppe der westlichen Wirtschaftsmächte.

**Billion:** Aber wie Sie richtig anmerken, haben die fünf ein sehr unterschiedliches Entwicklungsniveau und verschiedene Regierungsformen. Sie sind nicht in der Lage, ein wirklich gemeinsames Projekt zu entwickeln. Ihre einzige gemeinsame Grundlage besteht darin, sich den Befehlen und dem Willen der westlichen Mächte zu widersetzen. Ich denke, dass in den kommenden Jahren ein Thema immer

mehr an Bedeutung gewinnen wird, die Ent-Dollarisierung der Welt, weil sie die Allmacht des Dollars im internationalen Handel als Ausdruck der Dominanz der USA betrachten. Aber die Brics-Staaten werden nicht eine Art neuen «Euro» schaffen. Sie werden kein Äquivalent zur Europäischen Union aufbauen. Und kein Militärbündnis. Ich glaube auch nicht, dass China in der Lage sein wird, einen disziplinierten Block um sich herum zu schaffen.

**Weltwoche:** Wie steht es mit den Staaten des sogenannten globalen Südens? Sehen Sie Ideen für eine neue Weltordnung des Südens?

**Billion:** Der Ausdruck «globaler Süden» ist irreführend. Er suggeriert eine Einheit, die es nicht gibt. Zwar gibt es punktuelle Partnerschaften, die einige Monate oder auch einige Jahre dauern, aber sie sind keine strategischen Allianzen im klassischen Sinne des Wortes.

Jeder versucht, seine nationalen Interessen zu verteidigen. Wir beobachten also folgende Situation: Die westlichen Mächte sind auf der einen Seite nicht mehr in der Lage, ihren Willen durchzusetzen, aber es gibt bis heute kein alternatives Modell. Vielleicht wird es in fünf oder zehn Jahren Alternativen geben, aber im Moment ist das nicht der Fall. Wir befinden uns also in einer Art Übergangssituation.

**Weltwoche:** Könnte die Absenz einer Alternative eine Chance für den Westen sein, um seine Kräfte neu zu sammeln und wieder an Einfluss zu gewinnen?

**Billion:** Ich halte das für Wunschdenken. Dafür müssten wir unser politisches Denkschema ändern. Wenn wir in der Vorstellung «The west against the rest» verharren, befürchte ich, dass die Ungleichheiten auf der Welt und die Umweltkrise immer unerträglicher werden. Was wir also unbedingt brauchen, ist ein Versuch, gemeinsame globale Projekte auf die Beine zu stellen. Das ist leichter gesagt als getan, ich bin mir dessen bewusst. Ich verstehe vollkommen, dass jeder Nationalstaat seine nationalen Interessen hat und diese verteidigt, das ist normal. Das ändert nichts daran, dass die grossen Herausforderungen der Zukunft die gesamte Menschheit betreffen und gemeinsam angegangen werden müssen.

Didier Billion ist Vizedirektor des Institut de relations internationales et stratégiques. Dieses zählt zur Spitze der rund fünfzig französischen Think-Tanks. Die früheren Staatspräsidenten François Hollande und Nicolas Sarkozy wirkten als Verwaltungsräte der Organisation.

# Unternehmer und Politiker von Format

Walter Frey, Präsident der Emil-Frey-Gruppe, feiert seinen achtzigsten Geburtstag. Höchste Zeit für eine von ihm nicht erbetene Würdigung.

*Christoph Blocher*

**A**m 30. Juli kann Walter Frey, Verwaltungsratspräsident der Emil Frey AG, bei guter Gesundheit im Kreis seiner Familie den achtzigsten Geburtstag feiern. Dies bedeutet wohl weniger für ihn persönlich als für die schweizerische Wirtschaft und Politik ein markantes Ereignis. Walter Frey hat seine Person nie in den Mittelpunkt gestellt und aus seiner Leistung kein grosses Wesen gemacht. Dabei gehört er zur seltenen Sorte jener hiesigen Wirtschaftsführer, die immer zur Schweiz gestanden sind. Das ist alles andere als selbstverständlich und darf bei Gelegenheit seines runden Geburtstags auch einmal gewürdigt werden. Manch anderer hätte an seiner Stelle – wie so viele – aus kurzfristigem Eigennutz die Grundsäulen unseres Landes verraten.

## Kampf gegen den EWR

Gerade weil Walter Frey so viel von der Welt gesehen hat, liegen ihm die Unabhängigkeit, die Eigenständigkeit und die Freiheit der Schweiz am Herzen. Beruflich war ihm Vater Emil das grösste Vorbild, ein gelernter Velo- und Motorradmechaniker, der 1924 mit einer Autoreparaturwerkstätte begonnen und nach dem Zweiten Weltkrieg eine führende Autoimportfirma aufgebaut hatte. Es war dann sein Sohn Walter, der neben den traditionellen britischen Marken mit grossem Erfolg japanische Fahrzeuge einführte.

Anfang der siebziger Jahre übernahm er die Firma kurz nach der schwierigen Zeit von Ölschock und Rezession – und führte sie zielbewusst bis zum heutigen Welterfolg. Als junger Mann war Frey im Rennsport aktiv und nahm sogar an Sportwagen-Weltmeisterschaften teil. Daneben leistete er als Hauptmann und Kommandant einer Panzerkompanie auch Militärdienst.

Seit 1984 amtierte Walter Frey als Präsident der Stadtzürcher SVP, die unter ihm ihren Ein-

fluss ständig ausbauen konnte. Bei seinem Amtsantritt zählte die Partei im städtischen Parlament 7 Sitze, bei seinem Rücktritt siebzehn Jahre später nicht weniger als 26 Sitze. Frey trat der linken Sicherheits-, Verkehrs- und Drogenpolitik entschlossen entgegen und war der Erfinder der

## *Der passionierte Jäger engagiert sich im Verlags- und Medienwesen, in der Hotellerie und in der Pferdezucht.*

«Puure-Zmorge», wo jeweils unter reger Teilnahme der Bevölkerung verschiedenste Themen der Politik behandelt wurden.

1987 wurde Frey in den Nationalrat gewählt, wo er sich rasch einen guten Namen als Finanz-, Gewerbe- und Aussenpolitiker machte und zuletzt bis 2001 die SVP-Fraktion führte. Als einer der Ersten durchschaute er den ideologischen Schwindel des Waldsterbens. Er setzte aber schon konsequent auf umweltschonende, später obligatorische Katalysatoren, als ihn andere noch belächelten.

Im Kampf gegen den EWR-Vertrag von 1992 unterstützte mich Walter Frey wie nur wenige, speziell im von ihm präsierten «Aktionskomitee gegen das EWR/EG-Diktat – für eine weltoffene Schweiz». Als die SVP Schweiz nach meiner Abwahl aus dem Bundesrat 2008 in die

Opposition gedrängt wurde und sich darum personell an der Spitze breiter aufstellen musste, konnten wir Walter Frey nochmals für zehn Jahre als Vizepräsidenten für die Parteileitung gewinnen.

Der passionierte Jäger engagiert sich auch im Verlags- und Medienwesen, in der Hotellerie und in der Pferdezucht. Nur wenige Kenner wissen, dass Walter Frey eine einzigartige Sammlung tibetanischer Kunst besitzt.

Bekannter ist seine grosszügige Unterstützung und sein Präsidium von ZSC Lions, wo ihm vor allem auch die Nachwuchsförderung am Herzen liegt und die er als «riesige Hockey-Familie» begreift. Ohne Freys Engagement wäre das neue Stadion Swiss Life Arena nicht zustande gekommen.

Als Teil ihres riesigen Auto-Centers in Safenwil betreibt die Emil-Frey-Gruppe in den Hallen einer ehemaligen Textilfabrik das Classic Car Museum, in dem einmalige Oldtimerfahrzeuge aus vorwiegend britischer und japanischer Produktion präsentiert werden.

## Hart arbeitender Patron

Für mehrere tausend Mitarbeiter ist Walter Frey der hochangesehene, bis heute Tag für Tag hart arbeitende Patron, kurz: ein berufliches und menschliches Vorbild. Das Familienleben mit seiner Frau Barbara und den drei erwachsenen

Kindern ist dem mehrfachen Grossvater ganz besonders wichtig. Seinen Freunden steht er als jederzeit geduldiger, treuer und sachverständiger Ratgeber zur Seite. Da Walter Frey damals noch den neunzigsten Geburtstag seines Vorbildes – des rüstigen Vaters Emil Frey – erleben konnte, darf sich Sohn Walter und erst recht sein grosser Freundes- und Bekanntenkreis sicher noch auf viele weitere gute Jahre freuen.



*Berufliches und menschliches Vorbild: Jubilar Frey.*

Christoph Blocher ist Unternehmer und ehemaliger Bundesrat.



# Aufruhr in der Klosterschule

Shakira, die Latinopop-Queen mit libanesischen Wurzeln, sorgt für willkommene Dramatik. Sie rächt sich an ihrem Ex nach allen Regeln der Kunst.

Julie Burchill

Früher konnten wir uns darauf verlassen, dass weibliche Filmstars von Tallulah bis Angelina für Dramatik sorgten; heute sind sie zu sehr damit beschäftigt, ihre Tugendhaftigkeit zur Schau zu stellen: Von ihren *gated communities* aus, die von privaten Sicherheitsleuten bewacht werden, rufen sie dazu auf, der Polizei den Geldhahn zuzudrehen, oder sie beklagen händeringend den Klimawandel – und besteigen den Privatjet. Deshalb sind mittlerweile eher Popdiven für Dramatik zuständig: Madonna, Mariah Carey, J. Lo – und Shakira.

Mit dreizehn wurde Shakira Mebarak Ripoll von Sony unter Vertrag genommen und hatte bereits den lateinamerikanischen Markt erobert (keine Latina hat je mehr Tonträger verkauft als sie), als sie mit 24 ihr erstes englischsprachiges Album «Laundry Service» herausbrachte, das sich dreizehn Millionen Mal verkaufte. Sie besitzt fünfzehn Grammys, figurierte 21 Mal im «Guinness-Buch der Rekorde» und hat einen Stern auf dem Hollywood Walk of Fame. Bis 2017 kam sie nie wegen etwas anderem als ihrer Kunst in die Schlagzeilen.

## Ferrari gegen Twingo

Doch konnte eine so attraktive Frau immer alle dramatischen Situationen vermeiden? Die Kolumbianerin hatte von Anfang an etwas Aufrührerisches. In der Klosterschule wurde sie wegen Hyperaktivität vor die Tür gestellt und war unter den Mitschülerinnen bald als «das Bauchtanzmädchen» bekannt, weil sie wöchentlich vorführte, was sie als Fünfjährige mitbekommen hatte, als ihr libanesischer Vater sie in ihrer Heimatstadt in ein orientalisches Restaurant mitgenommen hatte. Doch ihr Ehrgeiz und ihre Professionalität hielten sie davon ab, wirklich über die Stränge zu hauen.

2011 ging sie eine Beziehung mit dem zehn Jahre jüngeren spanischen Fussballer Gerard Piqué ein, mit dem sie zwei Kinder hatte und auf der *Forbes*-Liste der mächtigsten Paare der Welt auftauchte. Ihre Trennung letztes Jahr war gruselig, und Anfang dieses Jahrs machte sie Furore mit einem Rachesong. Darin heisst es: «Du hast einen Ferrari gegen einen



Sonnig und interessant: Popstar Shakira.

Twingo getauscht / Eine Rolex gegen eine Casio-Uhr. / Jetzt habe ich meine Schwiegermutter als Nachbarin / Die Presse vor der Tür und die Steuerbehörde am Hals.»

Letzteres dürfte sich darauf beziehen, dass der spanische Staat Shakira der Steuerhinterziehung in Höhe von 14,5 Millionen Euro bezichtigt, weshalb die Staatsanwaltschaft eine Gefängnisstrafe von acht Jahren beantragt hat. Man hatte immer den Eindruck, der mittlerweile 46-Jährigen gelinge alles mit links und es sei alles Friede, Freude, Eierkuchen.

Doch immer schon im Gegensatz zu ihrer sonnigen Musik stand die sonderbare und interessante Tatsache, dass die Sängerin erzählte, der finstere, grüblerische Hit «Enjoy the Silence» von Depeche Mode habe einst ihr Interesse an der Popmusik geweckt.

Es ist also nicht alles eitel Sonnenschein bei Shakira, und damit wirkt sie endlich wie ein echter Mensch.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

# «Einer für alle, alle für einen»

Am 1. August begeht die Schweiz ihren Nationalfeiertag. Was kann sie noch besser machen? Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft über ihre Wünsche an das Land.

**Adolf Ogi, 81, alt Bundesrat SVP/BE:** Seit 175 Jahren gibt es den Bundesrat, die oberste leitende und vollziehende Behörde des Bundes. So steht es in der Bundesverfassung in Artikel 174. Mit dieser Eigenschaft und Kompetenz ausgestattet, ist der Bundesrat unser Adressat für alle politischen Fragen und Probleme, die wir meistens mit unseren europäischen Nachbarn teilen. Im Sitzungszimmer des Bundesrates im 1. Stock des Bundeshauses West stehen die sieben alten Pulte, und auf diesen liegen heute die wichtigsten Dossiers. Jedes davon enthält mindestens eine offene Frage. Zuerst liegt die Mappe mit dem Titel «Europa» – nicht erst seit drei Wochen, sondern seit Jahren. Gleich darunter folgt ein dickes Paket mit den Aufschriften «Asylpolitik» und «Migration». Weitere Dokumente auf den Pulten der Bundesratsmitglieder sind der «Neutralität», der «Altersvorsorge», der «Kinderarmut», dem «Krieg in der Ukraine» und auch der «Cybersicherheit» sowie dem «Schutz des Luftraums» gewidmet. Einige Dossiers liegen auf dem grossen Tisch an der Wand. Ihre Titel lauten: «Schuldenbewirtschaftung», «PUK CS-Notrettung», «EU-Sanktionen gegen Russland» oder «Sichere Energieversorgung». Und gleich neben diesem Stapel liegen die – nicht nur in diesem Sommer – wichtigsten Unterlagen mit dem Titel «Klimapolitik» und natürlich «Sport» und «Olympische Winter-



*Höhenfeuer:* Nationalrätin Wasserfallen.



*Mut zu Neuem:* UBS-CEO Ermotti.

spiele». Angesichts dieser Häufung dringlicher Geschäfte wünsche ich dem Bundesrat Umsicht, Vernunft und Geduld beim Regieren. Und er sollte immer daran denken, dass seine Macht geteilt ist – mit dem Parlament und mit dem Volk.

**Christian Stucki, 38, Schwingerkönig:** «Leben und leben lassen» ist mein Credo. Ich wünsche der Schweiz und den Schweizern, dass wir uns so akzeptieren, wie wir sind; dass wir uns genügend Raum zum Atmen gönnen und dass wir negativen Gefühlen wie Neid keinen Platz lassen. Wir dürfen nie vergessen: Die Schweiz ist ein Paradies. Sie gibt ihren Bewohnern die Chance, ein sehr gutes Leben zu führen.

**Gianni Infantino, 53, Fifa-Präsident:** Da ich in Australien bin, wo die Fifa-Frauen-Weltmeisterschaft stattfindet, habe ich das Privileg, den 1. August vor allen anderen in unserem Land zu feiern, und das werde ich auch tun! Ich versuche, ein nettes Restaurant mit Raclette und Fendant zu finden, um unseren Nationalfeiertag angemessen zu feiern. Ich wünsche allen ein schönes 1.-August-Fest!

**Giulia Steingruber, 29, Kunstturnerin:** Wir leben in einem Land, das unglaublich viel Naturschönheiten zu bieten hat. Ich wünsche der Schweiz, dass diese Schönheiten bewahrt bleiben. Mein persönlicher Lieblingsort ist der Alpstein mit dem Seealpsee. Einmal im Jahr wandere ich mit meinen Eltern dorthin. Das ist zu einer schönen Tradition geworden. Mögen alle einen Flecken Schweiz finden, wo für sie alles stimmt.

**Marcel Reif, 73, Fernsehkommentator:** Liebe Schweiz, bitte erhalte dir deine meist charmante, manchmal auch etwas nervige Mischung aus Minderwertigkeitskomplex und Grössenwahn. Deutschland kann nicht alles, aber doch so manches von dir lernen. Glaube mir, als Schweizer deutscher Herkunft weiss ich, wovon ich rede.

**Hans-Ueli «Joggi» Rihs, 79, Unternehmer:** Mein Bruder Andy pflegte zu sagen: «Ohni Lüt gaat nüt.» Und daran halte ich fest. «Miteinander und füreinander» muss das Motto sein. Das gilt für eine Fussballmannschaft – aber auch für eine ganze Nation. Den einsamen Helden oder Alleinunterhalter gibt es heute nicht mehr. Entscheidend sind immer Teamwork und die richtige Rollenverteilung, in Sport, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Deshalb wünsche ich der Schweiz für die Zukunft das grösstmögliche Zusammengehörigkeitsgefühl.

**Martina Hingis, 42, Wimbledon-Siegerin:** Je mehr Zeit man im Ausland verbringt, desto mehr schätzt man die Lebensqualität in der Schweiz – und auch die Sauberkeit. Nur schon wenn man in London, wo ich mich regelmässig aufhalte, durch die Strassen geht, wird einem der Unterschied deutlich vor Augen geführt. Es ist für mich als Mutter beruhigend, zu sehen, dass meine Tochter in einer sicheren und sauberen Umgebung aufwächst und eine unbeschwerte Kindheit verbringen darf. In der Schweiz leben wir in einem Refugium der Sicherheit und des Wohlstands. Dazu müssen wir Sorge tragen.



*Grüsse aus Australien:* Fifa-Chef Infantino.



**Sergio Ermotti, 63, CEO UBS:** Die Schweiz ist ein Erfolgsmodell mit Zukunft – traditionsbewusst, stabil, nachhaltig und innovativ. Damit das so bleibt, braucht es den richtigen Mix aus Bewährtem und Mut zu Neuem.

**Petra Gössi, 47, Nationalrätin FDP/SZ:** Meine freien Sommertage verbringe ich mit Wanderungen in den Schwyzer Bergen. Das Gefühl der Freiheit und Unbeschwertheit, das sich einstellt, wenn ich vor Sonnenaufgang auf dem Grossen Mythen unterwegs bin, tagsüber auf dem Gross Aubrig oder abends auf der Rigi, dieses Gefühl wünsche ich auch der Schweiz. Die Freiheit als Fundament und Antrieb für unser Handeln und der unverstellte Blick in die Zukunft, in der wir die einzigartigen Werte und Überzeugungen einer starken und optimistischen Schweiz pflegen und weiterentwickeln.

**Flavia Wasserfallen, 44, Nationalrätin SP/BE:** Ich wünsche mir für den 1. August mehr Miteinander und Respekt, offene Ohren statt lauter Parolen. Eine feine Bratwurst, gemütliches Beisammensein und ein schönes Höhenfeuer – dann ist der Nationalfeiertag perfekt.

**Ancillo Canepa, 70, Präsident FC Zürich:** Ich wünsche der Schweiz, dass sie ihren inneren Frieden findet. Und dass sie ihre Beziehung zu Europa normalisiert und dreissig Jahre nach der EWR-Abstimmung endlich gescheitert wird.



**Naturschönheiten:** Kunstturnerin Steingruber.



**Sauberkeit, Sicherheit:** Tennis-Queen Hingis.

**Monika Fasnacht, 58, Jasspächstin:** Ich wünsche den Schweizerinnen und Schweizern wieder mehr Zufriedenheit, Gelassenheit und Ruhe. Es ist mir aufgefallen, dass fast wieder Zustände wie vor Corona herrschen. Die Menschen sind ungeduldig und hektisch – im Gastgewerbe, aber auch im Strassenverkehr. Man nervt sich über kleine und unnötige Dinge. Dabei leben wir in einem sehr schönen Land – und haben alles, um zufrieden und glücklich zu sein. Das sollten wir uns jeden Tag in Erinnerung rufen.

**Patrick Fischer, 47, Eishockey-Nati-Trainer:** Wir leben in einem wunderschönen, sicheren Land, unser politisches System ist stabil, und alles funktioniert einwandfrei. Trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – haben wir hohe Erwartungen an uns selber und an alle anderen, wollen immer mehr und mehr. Dabei kommt für mich eine gewisse Portion Leichtigkeit und Dankbarkeit zu kurz. Ich wünsche mir für die Schweiz mehr Gelassenheit.

**Géraldine Knie, 50, Zirkusdirektorin:** Ich trage die Schweiz tief in meinem Herzen. Sie ist ein wahres Paradies. Als wir in Basel gastierten, mussten wir mit den Wohnwagen nach Weil am Rhein ins benachbarte Deutschland ausweichen. Obwohl der Ort nur einen Steinwurf von der Schweiz entfernt ist und durchaus seine Reize hat, bemerkt man sofort gewisse Unterschiede. Die Schweiz ist anders. Und das soll sie auch bleiben.

**Esther Friedli, 46, Ständerätin SVP/SG:** Besinnen wir uns auf die Wurzeln unseres Landes: die Freiheit und das Einstehen füreinander. In beiden Elementen liegt der Kern unseres Landes und unseres Wohlstandes. Die Freiheit der Bürgerinnen und Bürger, aber auch die Wirtschaftsfreiheit sind die Basis unseres Wohlstandes. Damit es allen gutgeht, braucht es auch das Einstehen füreinander – am besten in der Familie oder unter Freunden –, so wie damals bei den drei Eidgenossen auf dem Rütli.

**Wendy Holdener, 30, Ski-Olympiasiegerin:** Ich wünsche der Schweiz eigentlich nur etwas: dass sie so bleibt, wie sie ist. Wir haben das grosse Privileg, in einem Land zu leben, wo man sich aufeinander verlassen kann und wo Respekt und Anstand keine Fremdwörter sind.

**Beatrice Tschanz, 79, PR-Expertin:** Die Schweiz, das sind Sie und ich und alle, die den roten Pass haben. Je weniger Staat, desto besser. Wir sollten uns wieder darauf besinnen, dass jeder und jede eine Verantwortung für das grosse Ganze mitträgt. Ich wünsche uns weniger Komplexität, weniger Zögerlichkeit, weniger Ängstlichkeit, mehr Offenheit im Denken, eine Ladung Courage und einen Schub Energie.



**Sonnenaufgang der Freiheit:** Politikerin Gössi.



**Leichtigkeit:** Eishockey-Nati-Coach Fischer.

**Gerhard Pfister, 60, Nationalrat Mitte/ZG:** Ich wünsche mir für die Schweiz und ihre Bewohnerinnen und Bewohner, dass der Zusammenhalt, der Ausgleich und die Bereitschaft, gemeinsam Lösungen zu finden, erhalten bleiben. Die direkte Demokratie, der Respekt für die Institutionen und die Minderheiten sind die Säulen des Erfolgsmodells Schweiz. Tragen wir Sorge dazu.

**Hausi Leutenegger, 83, Unternehmer:** Wir haben das Privileg, im schönsten Land der Welt zu leben. Aber für viele ist dies zur Selbstverständlichkeit geworden. Wenn ich sehe, dass auf Autobahnraststätten Müll entsorgt wird, im Wald alte Möbel deponiert werden, kann ich nur den Kopf schütteln. Wir müssen wieder demütigt werden – und die Pandemie endlich hinter uns lassen. Ich spüre ganz deutlich, dass Corona viel zerstört hat, nicht zuletzt die Arbeitsmoral. Plötzlich fehlen überall Fachkräfte und einsatzfreudige Arbeiter. Ich wünsche der Schweiz, dass ihre Bewohner wieder lernen, mit beiden Händen anzupacken, und zu alter Solidarität und Loyalität zurückkehren.

**Jil Teichmann, 26, Tennisspielerin:** Ich schätze an der Schweiz die intakte Natur, das Gefühl der Sicherheit, die Bewegungsfreiheit, die Zuverlässigkeit, die hohe Lebensqualität in allen Bereichen. Also, liebe Schweiz: Alles, alles Gute zum Geburtstag. Bleib, wie du bist – und gib jeden Tag das Beste. >>>

## Die Schweiz entstand am 12. September 1848: Plädoyer für einen neuen Nationalfeiertag

**A**m 12. September 1848 entstand die Schweiz im Herzen Europas. Von nun an war sie ein eigenständiger und souveräner Staat. Die Bundesverfassung von 1848 brachte erstmals Freiheitsrechte und neue Institutionen. Das Zweikammerparlament geht genauso wie der siebenköpfige Bundesrat auf die Gründung des Bundesstaats zurück. Kein Grund zum Feiern? Ich finde doch. 1848 ist die Geburt der heutigen Schweiz.

Bis 1648 war die Schweiz zuerst ein abhängiger, dann ein autonomer Teil des Kaiserreiches gewesen. Danach galt man als loser Staatenbund.

1798 formten die revolutionären Franzosen daraus die zentralistische Helvetische Republik. Der Wiener Kongress 1815 machte aus der Schweizerischen Eidgenossenschaft, wie sie jetzt hiess, einen Pufferstaat zwischen Frankreich und Österreich. Formell war sie wieder ein Staatenbund. Aussenpolitisch neutralisiert, bekam sie die Möglichkeit, eine eigene Armee aufzubauen.

Die Schweiz von 1815 blieb ein Kunterbunt an politischen Regimes. Da gab es die Landsgemeinde-Kantone wie Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden. Aus früheren Reichsstädten wie Bern, Zürich, Luzern waren Adelsrepubliken geworden. Und es existierten die von Napoleon geschaffenen Kantone wie Tessin, St. Gallen, Thurgau, Aargau und Waadt. Hinzu kamen Föderationen wie Graubünden und Wallis und mit Neuenburg gar Teil einer Monarchie.

### Nur 51 Tage für eine Verfassung

Die eigentliche Wende kam in den 1830er Jahren. Alles begann im Kanton Tessin, wo im Kampf gegen die katholische Kirche die erste repräsentative Demokratie entstand. Aufgeklärt wie sie war, basierte sie auf einer Verfassung, Menschenrechten, einem allgemeinen Männerwahlrecht und Gewaltenteilung, gestützt von der freien Presse.

Neuneinhalb Kantone folgten bis 1833: Alle wurden repräsentative Demokratien. Der Versuch, einen Bundesstaat zu gründen, scheiterte allerdings. Erst der zweite An-



«Der Bundesstaat war geboren!»

lauf brachte den Durchbruch. Selbstverständlich war das auch diesmal nicht. Progressive und Konservative standen sich unversöhnlich gegenüber. Streitpunkte waren die Volksmit-sprache und die Klosterschliessungen.

Die Schweizer radikalisierte sich. Weltanschauungen und Konfessionen überlagerten sich und verschärften den Konflikt, bis die Tagsatzung die militärische Auflösung des Bundes Abtrünniger beschloss. Den Bürgerkrieg Ende 1847 gewannen die regulären eidgenössischen Truppen gegen die Aufständischen des Sonderbunds. Den katholisch-konservativen Kantonen blieb nur die Kapitulation. Das machte den Weg für die Staatsgründung durch den Freisinn frei.

Die friedliche Einigung über die neue Staatsform ging von der Verfassungskommission der Tagsatzung aus. Vertreter aller Kantone formulierten in bloss 51 Tagen die erste Bundesverfassung. Strittig war vor allem die Parlamentsfrage. Da einigte man sich auf eine ausbalanciertes Zweikammerparlament nach amerikanischem Vorbild. Am 12. September erklärte die Tagsatzung im Berner Rathaus zum Äusseren Stand die Annahme der neuen Verfassung. Der Bundesstaat war geboren!

Rückblickend erweist sich erstens der Kompromiss in der Staatsform als entscheidend. Demokratie- und Föderalismus-Prinzipien fanden in der Republik Platz. Ein zweiter Grund war der Ausbruch aus der wirtschaftlichen Not. Geschaffen wurde 1848 ein

Binnenmarkt ohne Zölle an den Kantonsgrenzen, dem Schweizer Franken als gemeinsam Währung und der Post als erste nationale Institution. Die Gründung des Polytechnikums als eidg. Hochschule vollendete den ambitionierten Modernisierungsplan.

Vor allem Grossbritannien stand der Schweiz zur Seite. Das Interesse an der Industrialisierung machte beide Staaten zu Partnern. In den Nachbarstaaten herrschte zuerst ein revo-

lutionärer Geist, bevor die Reaktion überall siegte. Die Schweiz von 1848 war die einzige dauerhafte Staatsgründung ihrer Zeit.

### An der Spitze der Demokratie

Noch war man 1848 keine reife Demokratie wie heute. Man schaffte den ersten Schritt zur «electoral Democracy», basierend auf dem Volkswillen. Die Mängel beim «institution building» wurden bald behoben. 1874 bekamen auch die Juden die Grundrechte. Mit dem ständigen Bundesgericht wurde die Gewaltenteilung vollendet. Und dank dem Gesetzesreferendum machte man den ersten Schritt zu Volksrechten. Das katapultierte die Schweiz an die Spitze der Demokratie.

Kritik blieb wegen dem unvollständigen «nation Building». Erst 1891 schlossen Sieger und Verlierer des Bürgerkriegs einen Burgfrieden, näherten sich an und teilten sich die Mächte im Bundesrat. Gar bis 1971 mussten die Frauen warten, bis auch sie als vollwertiger Teil der Nation angesehen wurden und die politischen Rechte bekamen.

1848 war die Schweiz auf dem Kontinent eine veritable Ausnahme. Denn nirgends gab es damals eine stabile Republik, die gleichzeitig demokratisch und föderalistisch war. Daran sollte man sich an jedem 12. September erinnern!

Claude Longchamp ist Politologe und Experte für politische Analyse und Meinungsforschung.



**Christian Jott Jenny, 44, Entertainer:** Liebe Schweiz, wir leben in dir in einer Wohlfühl-oase, die uns dank Zuwanderung von aussen seit Jahrzehnten erhalten bleibt. Vor über hundert Jahren war es umgekehrt: Da waren wir die Armen und mussten den reichen Engländern dienen. Dienen, ja – das konnten wir schon immer gut. Wir sind verdammt gute Gastgeber, wenn wir denn wollen und noch ein Fränkli dazuverdienen können. So entstand auch unser Tourismus in den Bergen. Aber auch dieser ist zu 100 Prozent von Gästen abhängig, die zu uns kommen. Und noch mehr von denen, die sie bedienen. Diese kommen in meinem Dorf St. Moritz aus Portugal, Italien, Deutschland, Polen, Tschechien, also meist nicht von hier. Aber ihnen verdanken wir unseren Wohlstand. Dafür bin ich als Gemeindepräsident sehr dankbar. Liebe Schweiz, alles Unternehmerische und kulturell Interessante hängt von dieser Willkommenskultur ab.

**Philipp M. Bregy, 45, Nationalrat Mitte/VS:** Ich wünsche mir für die Schweiz eine Rückbesinnung auf unsere Werte und auf das gesellschaftliche und wirtschaftliche Rückgrat unseres Landes: den Mittelstand und die KMU. Hierfür braucht es Mut zu eigenen Lösungen. Lösungen, die geprägt sind von pragmatischen statt (über)regulatorischen Ansätzen. Nicht jeder Einzelfall muss legiferiert werden. Anders formuliert: Ein bisschen mehr vom Geist des Zivilgesetzbuch-Autors Eugen Huber würde uns nicht nur am 1. August guttun.

**Patrizia Kummer, 35, Olympiasiegerin:** Möge die Schweiz sich ihren Lebensstandard und ihre Sicherheit erhalten können. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Ich befinde mich derzeit im Praktikum meiner Ausbildung in traditioneller chinesischer Medizin in Hanoi, Vietnam. Dort werde ich auch den 1. August feiern. Ich wünsche allen Schweizerinnen und Schweizern zum 1. August aus der Ferne: Alles, alles Gute!

**Heinz Tännler, 63, Regierungsrat SVP/ZG:** Ich wünsche der Schweiz, dass wir uns wieder vermehrt auf unsere Stärken konzentrieren. Wenn wir uns auf Nebenschauplätze wie den Genderwahn oder die *woke*-Diskussion verirren, verlieren wir den Fokus fürs Wesentliche.

**Arno Del Curto, 67, Eishockeytrainer:** Als ich in den 1980er und 1990er Jahren den Schweizer Pass im Ausland zeigte, spürte ich die bewundernden Blicke der Menschen. Als Schweizer wurden wir als etwas Spezielles wahrgenommen. Und dies soll auch künftig so bleiben. Deshalb wünsche ich mir, dass die Jungen auch hart anpacken und das Gleiche erreichen wie unsere Vorfahren – damit das Land, das uns unsere Grosseltern und Eltern übergeben haben, so bleibt, wie es ist.



*Geburtstag am 1. August:* Schauspieler Gubser.



*Lernen in Hanoi:* Snowboarderin Kummer.



*Zweifach Glück:* Nationalrätin Binder-Keller.

**Sepp Blatter, 87, ehemaliger Fifa-Präsident:** Die Qualitäten der Schweiz spiegeln sich in ihrem Wappen. Unser Kreuz ist ein Zeichen der Eintracht, nicht ein Kreuz des Leidens. Wir müssen zu unserem kleinen, feinen Land Sorge tragen. Wenn ich von der Zehn-Millionen-Schweiz höre, wird mir mulmig.

**Stefan Gubser, 65, Schauspieler:** Das wünsche ich mir zum 1. August – meinem Geburtstag – von der und für die Schweiz: 1. Wurst (auch Vegi) und Bier für alle! 2. Jede Schweizerin und jeder Schweizer nimmt sich eine halbe Stunde Zeit für eine gute Tat! 3. Jedes Mitglied unseres Parlaments setzt sich für einen Tag auf den Stuhl seiner Kontrahentinnen und Kontrahenten und versucht, deren Sichtweise einzunehmen.

**Marianne Binder, 65, Nationalrätin Mitte/AG:** Ich wünsche mir eine Schweiz, die ihre Freiheit und Unabhängigkeit bewahren kann. Dies im Bewusstsein, dass beides keine Selbstverständlichkeiten sind, sondern Errungenschaften, die unser Land nicht einfach nur sich selbst, sondern vor allem auch anderen verdankt. Die jüngere Geschichte Europas zeigt, wie verletzlich Demokratien sind und welchen Einsatz es brauchte und braucht, dass wir in der Schweiz seit bald achtzig Jahren in noch nie dagewesener Freiheit und Selbstbestimmtheit leben können. Der Einsatz der Alliierten gegen Hitlerdeutschland hat die Schweiz 1945 vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht bewahrt und somit davor, wie die Mehrzahl europäischer Länder vor ihr, unter die Nazi-diktatur zu fallen. Die Neutralität hätte die Schweiz nicht geschützt. Die damaligen Verteidigungsstrategien, die mit dem Szenario des Einmarsches rechneten, zeugen davon. Die Schweiz hatte gleich zweifach Glück, nämlich erstens, dass die alliierten Streitkräfte Europa von der Nazidiktatur befreiten, und zweitens aufgrund der geografischen Lage, indem unser Land nicht unter den Herrschaftsbereich der Sowjetunion fiel, die ihre «befreiten» Gebiete gleich der nächsten, ebenso brutalen Diktatur unterwarf. Als Kind des Kalten Krieges, das zeitlebens eine Mauer quer durch Europa erlebte – wer vom Osten in den Westen flüchten wollte, wurde an der Mauer erschossen –, bin ich entsetzt über die neuerliche Attacke auf ein freies Land in Europa. Die Schweiz, die ihre Freiheit dem Schutzwall anderer verdankt, darf die Neutralität nicht so interpretieren, sich nicht klar auf die Seite des Rechtes zu stellen, und der Bundesrat hat gemäss Art. 184 Abs. 3 der Bundesverfassung im Interesse der Schweiz danach zu handeln. Das heisst, sich nicht von der westlichen Sicherheitsarchitektur zu entfernen. Allein verteidigen können wir uns nicht. Tut dies der Bundesrat trotzdem, und so sieht es aus bei der Verweigerung gewisser Unterstützung der Ukraine, fällt uns dieses Verhalten auf die Füsse.

**Art Furrer, 86, Hotelier:** Ich erhoffe mir von den Schweizern mehr Eigenverantwortung, gerade auch in der Erziehung. Der ständige Ruf nach externer Kinderbetreuung irritiert mich. Damit geben wir faktisch die Verantwortung über unsere Zukunft aus der Hand.

**Regine Sauter, 57, Nationalrätin FDP/ZH:** Ich wünsche der Schweiz Sicherheit, dass die Menschen, die hier leben, zuversichtlich nach vorne schauen können – und dass alle ihren Beitrag dazu leisten. Oder wie es in der Bundeshauskuppel heisst: «Einer für alle, alle für einen».

Umfrage: Marcel Odermatt und Thomas Renggli.

# Klaps auf die Hand

Geniesst Präsidentensohn Hunter Biden bei der US-Justiz eine Vorzugsbehandlung? Sicher geniesst er eine solche beim Schweizer Fernsehen.

Urs Gehriger



«Unbewiesene Ungereimtheiten»: Hunter Biden, Vater Joe.

Der Gang vor den Kadi diese Woche war Formsache. Hunter Biden bekennt sich offiziell der Steuervergehen und des illegalen Waffenbesitzes schuldig und bekommt einen Klaps auf die Hand. Keine langen Anhörungen, welchen sich die Medien hätten widmen müssen, keine Gefängnisstrafe.

Doch der Vergleich, den der Präsidentensohn mit der Justiz in seinem Heimatstaat Delaware ausgehandelt hat, ist in heftige Kritik geraten. Von Seiten, die selbst eingefleischte Apologeten der Bidens nicht totschiweigen können.

Zwei langjährige Steuerbeamte sagten mit Namen vor der Kamera und unter Eid aus, dass sie daran gehindert worden seien, im Prozess gegen den Präsidentensohn der Wahrheit nachzugehen. «Unsere Ermittlungen wurden von Beamten des Justizministeriums wie auch von anderen US-Staatsanwälten ständig behindert, zurückgebunden und marginalisiert», so Joseph Ziegler, ein bekennender Demokrat, vor dem Untersuchungsausschuss im Kongress.

## Was SRF den Zuschauern unterschlägt

Am vergangenen Samstag war Hunters Vergleich auch der Hauptausgabe der SRF-«Tagesschau» einen Bericht wert. «Die Bidens erhoffen sich davon [von dem Vergleich, d. Red.] einen Schlusstrich unter die leidige Angelegenheit. Doch das dürfte Wunschdenken bleiben», hiess es in der Anmoderation. War

der Moment gekommen, da SRF dem Thema eine ernsthafte Recherche widmen würde?

Fehlannonce. Der Korrespondent in Washington zitierte einen einzigen Satz aus dem Whistleblower-Hearing: «Die Ermittlungen gegen Hunter Biden in der Steuersache waren

*Es gibt Dokumente zuhauf, die belegen, dass Biden jahrelang von der Macht seines Vaters profitierte.*

sehr anders als in allen anderen Fällen während meiner vierzehn Jahre bei der Steuerbehörde.» Um darauf gleich die Nichtigkeit der Zeugnisaussagen zu konstatieren. «Strafrechtlich relevante Fakten» hätten die Whistleblower keine vorgelegt. Abmoderation SRF: «Nichtsdestotrotz, der Fall seines Sohnes wird Präsident Biden im kommenden Wahlkampf immer wieder vorgehalten werden.»

Sinngemäss: viel Lärm um nichts, inszeniert von besessenen Republikanern, die den Bidens Schlechtes wollen.

Und der «berühmt-berüchtigte Laptop Hunter Bidens, auf dem Republikaner Beweisstücke zu den bislang unbewiesenen Ungereimtheiten in Bidens Ukraine- oder China-Geschäften vermuten» (O-Ton SRF-Korrespondent)? Der TV-Mann in Washington liess einen früheren US-Bundesstaatsanwalt einordnen, der die Untersuchungen gegen die Bi-

dens in US-Medien wiederholt als politisch motiviert disqualifiziert hatte. Der kam zum Schluss: Dass von diesem Laptop vor Gericht keine Rede sei, «deutet darauf hin, dass es da nichts gibt».

Unterschlagen wird dem SRF-Publikum, dass es auf dem Laptop Dokumente zuhauf gibt, die belegen, dass Hunter Biden bei seinen Geschäften jahrelang von der Macht seines Vaters, damals Barack Obamas Vizepräsident, profitierte. Dass Papa Joe seinen Sohnenemann mit der Air Force Two mitfliegen liess, ihm kraft seines Amtes Tür und Tor zu Geschäftspartnern öffnete.

Kein Wort in der SRF-«Tagesschau», dass der «Ausschuss des Repräsentantenhauses für Aufsicht und Rechenschaftspflicht» seit Januar Fakten ans Tageslicht befördert hat, die belegen, wie die Demokratische Partei, Regierungsbehörden, Nachrichtendienste und soziale Medien kooperierten, um Recherchen über das Biden-Business zu unterdrücken.

Kein Wort darüber, dass der Ausschuss ein verschachteltes Netzwerk von mindestens zwanzig Briefkastenfirmen offenlegte, dessen Operationsmethoden an jene der Mafia erinnern und über welches neun Mitglieder des Biden-Clans mindestens zehn Millionen Dollar abkassiert hatten.

## Was war die Gegenleistung?

Mit dem Vergleich Hunter Bidens ist die Sache längst nicht vom Tisch. Zwei Kernfragen stehen im Raum: Was war die Gegenleistung der Bidens für die Millionen, die sie einkassiert haben? Und: Wie war Joe Biden in das Geschäftsnetzwerk involviert?

Der Vorsitzende des Ausschusses, James Comer, ist sich aufgrund der Recherche sicher: «Joe Biden hat das amerikanische Volk belogen, als er sagte, er wisse nichts über die Geschäfte seines Sohnes. Es werden immer mehr Beweise dafür gefunden, dass Joe Biden sehr stark in die korrupten Machenschaften seiner Familie verwickelt war und wahrscheinlich auch finanziell davon profitierte.» Eine wachsende Zahl von Amerikanern über die Parteigrenzen hinweg will Klarheit. Der Druck, einen Sonderermittler einzusetzen, wächst. Je länger sich Justiz und Demokraten dagegenstemmen, desto tiefer sitzt der Eindruck im Volk, dass in den USA vor dem Recht nicht alle gleich sind.



# Weniger Powerpoint, mehr Lohn

Der sogenannte Fachkräftemangel gefährde unseren Wohlstand, wird überall behauptet. Dabei müssten wir nicht mehr, sondern besser arbeiten.

Daniel Lampart

**F**achkräftemangel!», klagen mittlerweile fast alle Arbeitgeber. Und geben einen Arbeitsbefehl aus. Länger arbeiten statt Pensionierung! Vollzeit statt Teilzeit! Längere Arbeitstage! Doch damit ginge die Schweiz um 180 Grad in die falsche Richtung. Das Gegenteil ist richtig. Arbeit muss knapp und wertvoll sein. Wir müssen nicht mehr, sondern besser arbeiten und gute Löhne haben. Dann steigt die Produktivität. Nur das bringt die Schweiz weiter.

«Mangel» kannten wir bisher eigentlich nur aus Wirtschaften mit einer sowjetischen Wirtschaftsordnung. In einem Geschäft in der DDR fragte man beispielsweise nicht: «Haben Sie blaue Lackfarbe?» Sondern: «Welche Farben haben Sie?» Man kaufte, was es gab, bewahrte es auf und tauschte es mit Freunden und Bekannten gegen das, was man brauchte.

## Berufe mit grosser Verantwortung

In einer kapitalistischen Marktwirtschaft heisst «Mangel», dass die Preise zu tief sind. Gegen den «Fachkräftemangel» müssten daher die Löhne steigen. Tatsächlich ist der Handlungsbedarf gross. Ein Viertel der Berufstätigen mit Lehre verdient weniger als 5000 Franken im Monat – selbst wenn diese Vollzeit arbeiten. Die Liste der betroffenen Berufe ist leider lang. Es handelt sich oft um anspruchsvolle Berufe mit grosser Verantwortung wie beispielsweise Kita-Betreuerinnen und -Betreuern, die sich um das Wichtigste für Familien kümmern, nämlich um deren Kinder. Es sind Pharma-Assistentinnen und -Assistenten, die Kranke beraten und

*Lohnerhöhungen machen die Arbeit wertvoller. Sie zwingen die Firmen, Arbeitnehmende klug einzusetzen.*

Medikamente verkaufen. Oder Bäcker-Konditorinnen und -Konditoren, die in der Nacht unser Brot backen, während wir schlafen.

Der «Fachkräftemangel» gefährde den Schweizer Wohlstand, heisst es aus Arbeitgeberkreisen. Nun müsse man wählen: entweder mehr Ein-

wanderung oder mehr und länger arbeiten. Der Abstimmungskampf um das Rentenalter 66/67 im nächsten März hat schon begonnen.

Entscheidend ist aber nicht die Zahl der Arbeitnehmenden, sondern die Produktivität. Also das, was die Arbeitnehmenden pro Stunde oder pro Tag produzieren. Die Schweiz ist



heute eines der produktivsten Länder der Welt. Das ist die Basis unseres Wohlstands und unserer Löhne. Die Arbeitnehmenden sind stolz auf die Qualität ihrer Arbeit.

Wir haben aber unser Potenzial bei der Produktivität noch lange nicht ausgeschöpft. Wenn die Schweizer Firmen die Produktivität um ein bescheidenes Prozent erhöhen, brauchen sie rund 55 000 Arbeitnehmende weniger. Bei einer Erhöhung der Produktivität um 5 Prozent sind es schon fast 300 000.

Bereits die Halbierung der Powerpoint-Produktion in der Schweiz dürfte Zehntausende von Stellen frei machen. Gemäss einer

deutschen Umfrage verbringen die Arbeitnehmenden rund hundert Stunden pro Jahr mit der Erstellung von Präsentationen. Nicht eingerechnet sind dabei die unzähligen Powerpoint-Orgien in Sitzungen, die uns eigentlich vom Arbeiten abhalten.

## Unausgeschöpftes Potenzial

Oder die Firmen reduzieren die Zahl der Chefs. Die Zahl der Führungskräfte hat sich in den letzten zwanzig Jahren fast verdoppelt – von 236 000 auf 442 000. Ohne dass sich die Organisation der Arbeit in den Firmen verbessert hätte. Im Gegenteil: Ein Chef will sichtbar sein und Spuren hinterlassen. Darum gibt es immer wieder unnötige Sitzungen und Reorganisationen. Im Gewerkschaftsalltag ist das regelmässig ein Thema. Viele Mitglieder beklagen sich: Der Chef hält sie vom Arbeiten ab oder schafft eine Organisation, die Leerlauf produziert oder umständlich ist.

Grosses Potenzial hat auch die Digitalisierung. Doch Banken, Versicherungen, aber auch die öffentliche Hand schöpfen dieses Potenzial viel zu wenig aus. Ein Problem ist, dass viele Chefinnen und Chefs technisch wie persönlich überfordert sind. Digitalisierungsprojekte setzen Mut, Engagement und technisches Wissen voraus. Bei der öffentlichen Hand kommt hinzu, dass das umständliche Beschaffungswesen ein Innovationskiller ist. Auch der kleinräumige Föderalismus ist leider ein Hemmnisfaktor.

Das Erfolgsmodell Schweiz zeichnet sich durch eine hohe Produktivität und gute Löhne aus. Das muss auch in Zukunft so bleiben. Die Forderungen nach längeren Arbeitszeiten stehen im Widerspruch dazu. Wir müssen nicht mehr, sondern besser und produktiver arbeiten. Lohnerhöhungen spielen dabei eine wichtige Rolle. Sie machen die Arbeit wertvoller. Sie zwingen die Firmen, die Arbeitnehmenden klug einzusetzen. Und sie erhöhen die Kaufkraft der Arbeitnehmenden, was überfällig ist.

Daniel Lampart ist Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds.

# «Wir werden wieder Freunde sein»

General Suworow gegen Napoleon, die Neutralitätsgarantie am Wiener Kongress: Russland habe die Schweiz nie bedroht, sondern immer unterstützt, sagt Sergei Garmonin. Hier spricht Moskaus Botschafter in Bern über seine Erfahrungen und Hoffnungen.

Marcel Odermatt

**Bern**  
Die Botschaft der Russischen Föderation im Berner Kirchenfeldquartier steht neben jener der Bundesrepublik Deutschland. Hier, hoch über der Aare, leben die Vertreter der beiden Staaten seit Jahrzehnten friedlich zusammen.

Der russische Gesandte in der Schweiz, Botschafter Sergei Garmonin, verkörpert durch seinen familiären Hintergrund die wechselhafte, bisweilen katastrophale Geschichte Europas im 20. Jahrhundert. Eindrücklich schildert der Siebzigjährige im Vorgespräch, wie sein Vater und sein Grossvater im Zweiten Weltkrieg in der Roten Armee gegen die deutschen Invasoren kämpften. Beide überlebten die Apokalypse, die allein in der Sowjetunion bis zu 25 Millionen Tote forderte, blieben aber ihr Leben lang vom Abwehrkampf geprägt.

Jetzt droht sich der Wahnsinn zu wiederholen. Der Ukraine-Konflikt könnte sich jederzeit zu einem europäischen Flächenbrand ausweiten. In kriegerischen Zeiten stellt sich für die von der Geschichte begünstigten Schweizer stets die Frage: Was kann unser Land beitragen, um weiteres Leid zu verhindern? Ein erster Schritt ist immer, mit allen Seiten zu reden.

**Weltwoche:** Herr Botschafter, wie feiern Sie den 1. August?

**Sergei Garmonin:** Ich bin zu dieser Zeit in Russland auf Urlaub und werde ein paar Tage mit meiner Familie verbringen.

**Weltwoche:** Sie leben seit gut sechs Jahren in der Schweiz. Was gefällt Ihnen hier?

**Garmonin:** Die Schweiz erinnert mich an Neuseeland, wo ich Anfang der 1990er Jahre gearbeitet habe: ein ähnlich kleines, gutgeordnetes, sauberes Land mit einer gastfreundlichen Bevölkerung. Der Umwelt- und Naturschutz geniesst hier eine grosse Bedeutung. Was besonders auffällt, ist die Vielfalt. Obwohl die Schweiz klein ist, besteht sie aus unterschiedlichen Landschaften, Regionen und Kulturen. Das Wallis ist ganz anders als Schaffhausen, Graubünden ähnelt der Eidgenossenschaft im Miniaturformat,

Zürich und Genf sind zwei Schweizer Perlen, jede schön auf ihre Art. Alles ergänzt sich gegenseitig, koexistiert harmonisch. Das ist beeindruckend.

**Weltwoche:** Was kann Russland aus Ihrer Sicht von der Schweiz lernen?

**Garmonin:** Ich denke, das ist die Genauigkeit. Die Schweiz zeichnet sich durch einen umsichtigen Umgang mit allem aus: nicht nur mit den Finanzen, sondern auch mit der Natur, der Tierwelt, der Geschichte, dem kulturellen Erbe. Ich bin überzeugt, dass ein solcher Ansatz sehr vernünftig ist und sich gut auf die russischen Realitäten übertragen lässt. Gleichzeitig möchte ich anmerken, dass die Schweiz viele interessante Ideen umgesetzt hat, die hier gut

*«Alles ergänzt sich gegenseitig, koexistiert harmonisch. Das ist beeindruckend.»*

funktionieren, in Russland aber nicht so erfolgreich wären. Unsere Länder und Gesellschaften sind aufgrund ihrer historischen Entwicklung in vielen Aspekten sehr unterschiedlich.

**Weltwoche:** Das Verhältnis der beiden Länder hat sich seit Russlands Einmarsch in die Ukraine vom 24. Februar 2022 eingetrübt. Welche Vorkommnisse sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

**Garmonin:** Im vergangenen Jahr wurden zahlreiche Auftritte russischer Künstler und international renommierter Musikgruppen in

der Schweiz abgesagt, darunter Tourneen des Mariinsky-Orchesters mit dem virtuosen Pianisten Denis Matsuev. Der berühmte Dirigent Valery Gergiev wurde gezwungen, als Musikdirektor des Verbier-Festivals zurückzutreten. Russische Vertreter sind von Feierlichkeiten der Stiftung Serge Rachmaninoff in der Villa Senar ausgeschlossen. Ich könnte die Aufzählung fortsetzen. Leider haben die russophoben Tendenzen deutlich zugenommen, was zu einem grossen Teil an den Schweizer Medien liegt.

**Weltwoche:** Wie hat sich Ihr Alltag als Botschafter verändert?

**Garmonin:** Nach wie vor werden Drohungen gegen das Personal russischer Vertretungen in der Schweiz ausgesprochen. Mehr noch: Autos wurden mutwillig beschädigt, Bremsschläuche durchgeschnitten. In unserer Botschaft gingen Pakete mit verdächtigem Inhalt ein. Es gab auch Fälle von Vandalismus, zum Beispiel die wiederholte Schändung des Suworow-Denkmal in Andermatt. Dabei hatte dieser russische Generalissimus geholfen, die Schweiz von der Fremdherrschaft zu befreien.

**Weltwoche:** Welche Klagen hören Sie von russischen Bürgern in der Schweiz?

**Garmonin:** Sie sehen sich mit ernsthaften Problemen im Bankensektor konfrontiert, auch wenn sie nicht auf den Sanktionslisten stehen. So dürfen sie keine neuen Konten eröffnen oder sollen schon bestehende Konten schliessen. Auch die Verfolgung von Vereinen unserer Landsleute ist zu beobachten. Im September 2022 entzog das Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt dem Verein Russkij Basel die Bewilligung, im Rahmen des Programms «Heimatliche Sprache und Kultur» auf Russisch zu unterrichten, und begründete dies mit «militärischer Propaganda», die angeblich von den Lehrern der Schule betrieben werde. Meine Landsleute haben diesen Entscheid bisher erfolglos vor Gericht angefochten.

**Weltwoche:** Sie haben nun alle möglichen Schwierigkeiten zwischen der Schweiz und Russland angesprochen. Was, glauben Sie, hat die bilateralen Beziehungen der beiden Natio-







«Schweizer Perlen, jede schön auf ihre Art»: Spitzendiplomat Garmonin.

nen seit Russlands Einmarsch in die Ukraine am stärksten belastet?

**Garmonin:** Ich denke, dass der Weg der Sanktionen, den die Schweiz eingeschlagen hat, in eine Sackgasse führt. Leider blieb die Schweiz nicht bei ihrer Position, die sie ab 2014 eingenommen hatte, nämlich nur die Umgehung der Sanktionen über ihr Staatsgebiet zu verhindern. Stattdessen hat sie alle illegitimen EU-Beschränkungen gegen unser Land übernommen. Dies geschah unter dem offensichtlichen Druck des kollektiven Westens. Es dauerte im Februar 2022 nur ein paar Tage, bis die

Schweiz ihre Position änderte. Viele Gesprächspartner anerkennen dies in Diskussionen.

**Weltwoche:** Wie zeigte sich dieser Druck? Könnten Sie bitte ein, zwei Beispiele nennen.

**Garmonin:** Nehmen Sie das Interview des US-Botschafters mit der *Neuen Zürcher Zeitung*, in dem er darlegte, wie sich die Schweizer Regierung auch gegenüber Russland verhalten sollte. Oder den gemeinsamen Brief der Botschafter der G-7-Länder an den Bundesrat mit ähnlichem Inhalt.

**Weltwoche:** Die ukrainische und auch viele westliche Regierungen argumentieren, dass die

Ukraine den ganzen Westen und dessen Werte verteidige. Wenn die Ukraine den Krieg verlöre, würden die Russen andere Länder überfallen. Muss sich die Schweiz vor Russland fürchten?

**Garmonin:** Russland hat die Schweiz nie bedroht. Im Gegenteil, unser Land spielte eine grosse Rolle in der Geschichte der Eidgenossenschaft. Nach dem Wiener Kongress von 1815 wurde Russland zusammen mit anderen Grossmächten zum Garanten ihrer immerwährenden Neutralität. Der herausragende russische Diplomat und erste Gesandte in der Schweiz, Ioannis Kapodistrias, nahm an der Ausarbeitung der Verfassung teil. Auch heute sollten die Schweizer keine Zweifel an den guten Absichten unseres Landes haben.

**Weltwoche:** Wie wird dieser Krieg enden? Was ist Ihre Prognose?

**Garmonin:** Der «Kriegsrausch», wie Bundespräsident Alain Berset dieses Phänomen charakterisiert hat, und die wahnsinnige Idee, Russland eine «strategische Niederlage» beizubringen, beherrschen das Denken der Machteliten im

*«Wie steht auf König Salomons Ring geschrieben: Auch dies wird vergehen.»*

Westen. Aber das wird nicht ewig so bleiben. Es ist offensichtlich, dass selbst die aktivste militärische Unterstützung des Westens nicht das Ergebnis bringen kann, das sie erwarten.

**Weltwoche:** Was folgern Sie daraus?

**Garmonin:** Es scheint zwei Optionen für die Entwicklung der Ereignisse zu geben, wenn sich dieser «Kriegsrausch» auflöst. Entweder üben die westlichen Grossmächte Druck auf Kiew aus – unter anderem durch die Verweigerung weiterer finanzieller und militärischer Unterstützung – und zwingen es so, sich an den Verhandlungstisch zu setzen. Oder das ausgeblutete Kiewer Regime bricht unter der Last der inneren Widersprüche wie ein Kartenhaus selbst zusammen.

**Weltwoche:** Glauben Sie wirklich an eine solche Entwicklung?

**Garmonin:** Nehmen wir das Beispiel von Afghanistan im August 2021. Die Regierung genoss die breiteste Unterstützung Washingtons und anderer westlicher Länder. Und doch brach sie über Nacht zusammen, was die Amerikaner zwang, mit Schimpf und Schande abzuziehen.

**Weltwoche:** Die Eskalationsspirale dreht sich weiter. Warum scheint es in dieser Auseinandersetzung für keine Seite möglich, einen Schritt zurück zu machen?

**Garmonin:** Für Russland ist die spezielle Militäroperation von grundlegender Bedeutung. Eine nationalistische und militarisiertere Ukraine wird vom Westen als Rammbock gegen Russland eingesetzt und stellt daher eine existenzielle Bedrohung dar, die nicht ignoriert



werden kann. Gleichzeitig haben wir wiederholt betont, dass Russland den Dialog als politisches Mittel zur Erreichung der Ziele der militärischen Sonderoperation nie aufgegeben hat. Schon vor Beginn der Operation haben wir deren Ziele klar umrissen. Diese sind der Schutz der Bevölkerung des Donbass, die Entmilitarisierung und Entnazifizierung der Ukraine und die Beseitigung von Sicherheitsbedrohungen, die vom

sich nicht um das Schicksal der Zivilisten, die durch ihre kriminellen Lieferungen noch Jahre später sterben werden. Sie sind bereit, buchstäblich bis zum letzten Ukrainer zu kämpfen. Russland hat das Übereinkommen über Streumunition nicht unterzeichnet, aber wir sind uns der Bedrohung bewusst, die Streumunition für die Zivilbevölkerung darstellt. Wenn die ukrainischen Streitkräfte solche Waf-

lichen Gründen und nicht auf unsere Initiative hin deutlich an Niveau verloren hat. Wir schätzen die Professionalität unserer Schweizer Kollegen aus dem Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten und anderen Departementen und Bundesämtern. Wir bleiben in ständigem Kontakt mit ihnen über Fragen von gemeinsamem Interesse sowohl in Bern als auch in Moskau.

**Weltwoche:** Viel erhofft und versprochen haben sich Washington, Brüssel und Bern von den Wirtschaftssanktionen. Russland ist keine wirtschaftliche Grossmacht. Warum geht das Land nicht in die Knie?

**Garmonin:** Die vom Westen erwarteten Auswirkungen der Sanktionen wurden stark überschätzt. Dabei wurden sowohl die russische Wirtschaft als auch die Geschlossenheit der russischen Gesellschaft offensichtlich unterschätzt. Unsere Wirtschaft hat sich als viel widerstandsfähiger erwiesen, als es westliche Analysten er-

*«Wir schätzen die Professionalität unserer Schweizer Kollegen und bleiben in ständigem Kontakt.»*

wartet hatten. Im Jahr 2015 behauptete US-Präsident Barack Obama, Russlands Wirtschaft liege in Trümmern und das Land sei isoliert. Der verstorbene Senator John McCain stimmte ihm zu: «Das moderne Russland ist eine Tankstelle, die versucht, sich als Land auszugeben.» Was haben all diese Äusserungen amerikanischer Politiker mit der Realität zu tun?

**Weltwoche:** Laut westlichen Medienberichten ist die politische Lage in Moskau instabil. Präsident Putin sitze nicht mehr fest im Sattel. Wie beurteilen Sie die Lage?

**Garmonin:** Das ist reines Wunschdenken westlicher Medien. Wie jüngste Meinungsfragen zeigen, durchgeführt nach dem Wagner-Aufstand, beträgt die Unterstützung der Bevölkerung für Präsident Wladimir Putin nicht weniger als 78 Prozent. Was die innenpolitische Situation in Russland angeht, so halte ich sie für mehr als tragfähig, vor allem wenn man den enormen Druck des gesamten Westens betrachtet.

**Weltwoche:** Werden Russen und Schweizer eines Tages wieder Freunde?

**Garmonin:** Daran zweifle ich nicht. Ich bin mir sogar sicher, dass wir wieder Freunde sein werden. Wir haben uns nicht von der Schweiz abgewandt. Ich hoffe, dass die Schweiz eines der ersten Länder sein wird, die wieder Brücken zu Russland schlagen, wenn der Westen seinen vergeblichen Sanktionsdruck gegen unser Land beendet. Deshalb sind wir immer dafür, unsere menschlichen Kontakte zu pflegen und auszubauen, auch in einer für die bilateralen Beziehungen so schwierigen Zeit. Sie werden sicher die Basis für einen Neuanfang sein.



«Basis für einen Neuanfang»: Garmonin im Gespräch mit der Weltwoche.

Territorium dieses Landes ausgehen. Wir sind offen für einen Dialog, aber wir werden uns von unseren legitimen Interessen leiten lassen und unsere Ansätze für eine mögliche Lösung mit der Situation vor Ort vereinbaren.

**Weltwoche:** Weshalb finden dann keine Gespräche statt?

**Garmonin:** In den westlichen Ländern hat die politische Elite mit ihrer These, Russland unbedingt zu besiegen, zu viel aufs Spiel gesetzt, um jetzt einen Rückschritt zu machen. Doch wie auf König Salomons Ring geschrieben steht: «Auch dies wird vergehen.» Die alte Generation von Politikern wird die Bühne verlassen und durch Menschen mit einer anderen Einstellung ersetzt werden.

**Weltwoche:** Die USA liefern der Ukraine Streumunition. Wird der Einsatz einen Einfluss auf den Ausgang des Krieges haben, wie ukrainische Militärs sagen?

**Garmonin:** Die Entscheidung der USA, Streumunition an das Kiewer Regime zu liefern, wird eindeutig von dem Wunsch diktiert, Russland um jeden Preis maximalen Schaden zuzufügen. Die Amerikaner kümmern

sich nicht um das Schicksal der Zivilisten, die durch ihre kriminellen Lieferungen noch Jahre später sterben werden. Sie sind bereit, buchstäblich bis zum letzten Ukrainer zu kämpfen. Russland hat das Übereinkommen über Streumunition nicht unterzeichnet, aber wir sind uns der Bedrohung bewusst, die Streumunition für die Zivilbevölkerung darstellt. Wenn die ukrainischen Streitkräfte solche Waf-

fen einsetzen, werden wir gezwungen sein, eine vergleichbare Antwort zu geben.

**Weltwoche:** Russland sagt, die Schweiz habe ihre Neutralität aufgegeben. Kann die Schweiz in diesem Konflikt noch eine Rolle spielen und einen Beitrag zum Frieden leisten?

**Garmonin:** Eine Vertretung und eine Mediation der Schweiz kommen im Moment nicht in Frage. Wie Sie wissen, hat die Europäische Union die Schweiz als Partnerland anerkannt, was die Sanktionen gegenüber Russland angeht. Bern steht dem positiv gegenüber. Das geht insbesondere aus der Medienmitteilung des Bundesrates vom 23. Juni 2023 hervor. Der Entscheid der EU, heisst es dort, sei «ein weiteres Zeichen für die ausgezeichnete Zusammenarbeit der Schweiz mit ihren Partnerländern bei der Umsetzung der Sanktionen gegen Russland». Wie man da gleichzeitig Vermittlung, Vertretung oder andere Gute Dienste anbieten kann, ist unbegreiflich.

**Weltwoche:** Was müssten beide Länder tun, um wieder ins Gespräch zu kommen?

**Garmonin:** Unser Dialog ist nicht unterbrochen worden, auch wenn er aus verständ-



# Hitze-Horror von «SRF Meteo»

«SRF Meteo» sagt ständig und überall viel zu heisse Temperaturen voraus. Klimapolitik aus dem TV?



**N**ehmen wir Antalya in der Türkei. Dort war es am letzten Sonntag 44 Grad warm. Das ist warm, aber noch lange nicht so heiss, wie es das Schweizer Fernsehen angekündigt hatte. «SRF Meteo» hatte glühende 51 Grad in Antalya vorhergesagt.

Oder nehmen wir Athen in Griechenland. Dort war es am letzten Sonntag 42 Grad warm. Das ist warm, aber noch lange nicht so heiss, wie es das Schweizer Fernsehen angekündigt hatte. «SRF Meteo» hatte glühende 50 Grad in Athen vorhergesagt.

Mal sieben Grad zu viel, mal acht Grad zu viel. Solch übertriebene Hitzeprognosen sind bei «SRF Meteo» die Regel. Die TV-Meteorologen kündigen ständig viel heissere Temperaturen an, als das Thermometer dann in Wirklichkeit anzeigt.

Ich habe dazu einen kleinen Test gemacht. Ich machte ihn am Dienstag und Mittwoch vergangener Woche, als alle Medien von der «Hitzewelle in Südeuropa» redeten.

Ich habe für Dienstag wie Mittwoch je sechs Tourismusdestinationen ausgewählt. Ich habe dann verglichen, welche Temperatur «SRF Meteo» vorhergesagt hat und welche Temperatur wirklich vor Ort gemessen wurde. Ich habe die Prognosen von «SRF Meteo» zudem mit zwei anderen Wetterkanälen verglichen, mit Kachelmannwetter von Jörg Kachelmann und mit dem weltweiten Marktleader The Weather Channel.

Das sind die Resultate vom Dienstag letzter Woche. In der ersten Spalte steht die faktisch gemessene Höchsttemperatur vor Ort in Grad Celsius, daneben die vorgängigen

Temperaturprognosen von «SRF Meteo», Kachelmannwetter (KW) und The Weather Channel (TWC):

Ort	°C	SRF	KW	TWC
Rom	41	46	42	40
Antalya	40	47	41	38
Venedig	33	37	32	33
Athen	37	42	38	36
Genf	29	33	30	31
Sassari	40	45	41	40

Man sieht, «SRF Meteo» prophezeit ständig viel zu hohe Hitzewerte, die weit über der Realität liegen. Sie sind auch viel höher als jene der anderen Meteo-Anbieter.

Und das sind die Resultate vom Mittwoch, wo ich die echte Höchsttemperatur ebenfalls mit den drei Voraussagen verglichen habe:

Ort	°C	SRF	KW	TWC
Montpellier	37	43	39	37
Palermo	34	41	37	38
Marseille	36	42	34	35
Cagliari	42	45	44	39
Malaga	42	45	35	38
Catania	37	43	40	36

**D**as Bild ist erneut eindeutig. «SRF Meteo» macht auf Hitze-Horror. Die Vorhersagen sind fast immer fünf, sechs oder sieben Grad höher, als dann die Messung ergibt und stets viel höher als bei der Konkurrenz.

Es gibt nur zwei Erklärungen. Entweder arbeiten bei «SRF Meteo» Dilettanten. Oder sie sind Manipulatoren, die aus links-grüner

Sicht ständig den Graus der Klimakatastrophe beschwören.

Ich neige der zweiten These zu. Es kann nicht sein, dass die TV-Meteorologen bei ihren Hitzeprognosen dauernd übertreiben, während ihre Berufskollegen wie der alte Rivale Kachelmann richtigliegen. Die überhitzten SRF-Szenarien können darum nur politische Gründe haben.

**I**ch habe dann Thomas Bucheli angerufen, den Chef der fünfzehnköpfigen Meteo-Redaktion von SRF. Ich erreichte ihn in seinen Ferien auf Sardinien, wo sein Team auch fünf Grad zu hohe Temperaturen herbeifantasierte. Ich sagte Bucheli, ich vermute, «SRF Meteo» verfälsche den Wetterbericht aus klimapolitischen Gründen.

«Ihr politischer Verdacht ist absurd», entgegnete mir Bucheli. Die Algorithmen der Wetter-Apps, so Bucheli, seien vollkommen automatisiert und würden sich nicht manuell beeinflussen oder korrigieren lassen. Bucheli: «Das ist ja gerade die Krux von solch vollautomatisierten Berechnungen.»

Allerdings, sagte Bucheli dann, könne mittelfristig das komplexe Berechnungssystem sukzessive verbessert werden. Er will darum Ende Sommer eine Systemanalyse machen lassen.

Nun, die nächste Hitzewelle kommt bestimmt, spätestens im nächsten Jahr. Wenn dann «SRF Meteo» immer noch viel zu hohe Temperaturen verkündet, dann ist es rot-grüne Manipulation. Dann habe ich recht.

Wenn dann «SRF Meteo» korrekte Temperaturen ankündigt, dann war es ein Systemfehler. Dann hat Bucheli recht.

# Der Wunsch nach Konsens gefährdet die Freiheit der Wissenschaft

Die Forschung ist bei wichtigen Themen wie dem Klima unter politische Kontrolle geraten. Wer ausschert, wird geächtet. Die Suche nach der Wahrheit gerät aus dem Blick.

Judith A. Curry

Im 21. Jahrhundert ist die Menschheit mit einer Vielzahl komplexer sozialer Probleme konfrontiert, die von Ungewissheiten, systemischen Risiken und divergierenden Wertvorstellungen geprägt sind. Der Klimawandel und die Corona-Pandemie sind gute Beispiele. Die Wissenschaft ist immer mehr zu einer Art Rechtsstreit geworden, bei dem die Suche nach der Wahrheit zweitrangig ist und der Parteinahme für eine bestimmte politische Lösung untergeordnet wird.

Wie beeinflusst die Politik die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit gesellschaftlich relevanten Fragen? Politische Voreingenommenheit hat einen Einfluss darauf, welche Forschungsprojekte vorrangig finanziert, welche Fragen gestellt, wie die Erkenntnisse interpretiert werden, was zitiert und was in den Kanon übernommen wird. Faktische Darstellungen werden in Gutachten und von den Medien mit Blick auf spätere politische Verwendung gefiltert.

## Angst vor Sanktionen

Wie beeinflusst die Politik das Verhalten von Wissenschaftlern? Wissenschaftler werden gedrängt, für konsensfähige Positionen, moralische Ziele und bestimmte politische Ent-

*Der Klimawandel ist eine säkulare Religion geworden – mit Dogmen, Häretikern und Stammesdenken.*

scheidungen einzutreten. Dieser Druck kommt von Universitäten und Fachverbänden, von Kollegen, die zugleich Aktivisten sind, von Journalisten und von all den Gremien, die Gelder für Forschungsprojekte bewilligen. Da Peer-Reviews überaus wichtig sind für akademischen Erfolg, schrecken viele Wissenschaftler aus Angst vor Sanktionen davor zurück, Gedanken zu formulieren, die weithin unpopulär sind.

Wissenschaftsaktivisten nutzen ihre privilegierte Position, um moralische und politische Ziele zu verfolgen. Dieser politische Aktivismus erstreckt sich auch auf die Berufs-

verbände, die Fachjournale herausgeben und Konferenzen veranstalten. Diese Aktivisten entscheiden im Grunde, was veröffentlicht wird, wer zu Konferenzen eingeladen wird und wer berufliche Anerkennung genießt. Praktisch alle Berufsverbände, deren Mitglieder in der Klimaforschung involviert sind, haben Stellungnahmen publiziert, in denen dringend ein Ende der Treibhausgasemissionen gefordert wird.

Eine besonders ungute Erscheinungsform einer politisierten Wissenschaft ist immer dann zu beobachten, wenn Politiker, Unterstützerguppen, Journalisten und Aktivisten solche

Wissenschaftler, deren Arbeit ihnen unvereinbar mit ihrer moralischen und politischen Agenda erscheint, unter Druck setzen oder versuchen, sie mundtot zu machen.

## Ultimative Form von Ketzerei

Eine wesentliche Strategie bei der Politisierung von Wissenschaft ist die gezielte Herbeiführung eines wissenschaftlichen Konsenses zu politisch wichtigen Fragen – beispielsweise zu Klimawandel oder Corona. Unter Verweis auf den Uno-Klimakonsens werden wissenschaftliche Erkenntnisse als Basis für dringende politische Entscheidungen ausgegeben.



*Auf dem Spiel stehen die Werte der wissenschaftlichen Revolution:*



Tatsächlich vertritt die Uno eine Position, die Ungewissheit und Widerspruch als problematisch ansieht und konsenshaft aufzulösen versucht. Diese Praxis ist Ausdruck einer Vorstellung, wie Politik mit wissenschaftlichen Ungewissheiten umzugehen habe.

Es gibt einen wesentlichen Unterschied zwischen «wissenschaftlichem Konsens» und «Konsens unter Wissenschaftlern». Wo es eindeutige wissenschaftliche Gewissheiten gibt – etwa die Tatsache, dass sich die Erde um die Sonne dreht –, muss über Konsens nicht geredet werden. Dagegen steht «Konsens unter Wissenschaftlern» für ein kollektives Urteil einer Gruppe von Wissenschaftlern, das oft von staatlicher Seite offiziell angefordert wird.

Jede institutionalisierte Konsensbildung fördert Gruppendenken, das den Konsens verstärkt. Der Uno-Weltklimarat (IPCC) bemüht sich seit vierzig Jahren, zu einem wissenschaftlichen Konsens hinsichtlich des menschengemachten Klimawandels zu kommen. Insofern ist der IPCC-Konsens ein «herbeigeführter Konsens», also das Ergebnis eines gezielten Prozesses. Der IPCC-Konsens ist durch eine politische Vorgehensweise gesellschaftlich kanonisiert worden, unter Umgehung des langen und komplexen Prozesses wissenschaftlicher Validierung, der feststellen würde, ob die Schlussfolgerungen tatsächlich korrekt sind. Die

Kehrseite eines herbeigeführten Konsenses ist «Leugnung». Das Narrativ vom Klimawandel in Frage zu stellen, ist die ultimative Form von Ketzerei im 21. Jahrhundert. Praktisch alle Klimawissenschaftler bewegen sich innerhalb des sogenannten 97-Prozent-Konsenses hinsichtlich der Einwirkung menschlichen Handelns auf die Erderwärmung.

### Etikett eines Leugners

Welche Wissenschaftler werden als Leugner bezeichnet und geächtet? Verdächtig sind unabhängige Denker, die den IPCC-Konsens nicht teilen. Jede Kritik am IPCC-Konsens kann Ausgrenzung zur Folge haben. Wer politische Massnahmen zur Senkung des Kohlendioxid-ausstosses nicht billigt, weckt Misstrauen. Wer Atomkraft für sinnvoller als Wind- und Sonnenenergie hält, gilt als Klimaleugner. Am zuverlässigsten handelt sich das Etikett eines Leugners ein, wer den sogenannten Feinden des Klimakonsenses nahesteht – Erdölunternehmen, konservativen Denkfabriken oder gar der «falschen» Partei.

Corona ist ein interessantes Beispiel eines fabrizierten Konsenses. Die Auffassung, dass Covid-19 natürlichen Ursprungs sei, wurde Anfang 2020 von zwei Stellungnahmen etabliert – die eine in *The Lancet* im Februar, die andere in *Nature Medicine* im März. Im *Lancet* hiess es: «Wir

verurteilen nachdrücklich Verschwörungstheorien, denen zufolge Covid-19 nicht natürlichen Ursprungs ist.» Dies führte dazu, dass die Möglichkeit eines Lecks in einem Labor in Wuhan praktisch nicht mehr verfolgt wurde. In den Mainstream-Medien wurde wiederholt erklärt, dass nach Experten-Konsens ein Entweichen des Erregers aus einem Labor auszuschliessen oder höchst unwahrscheinlich sei.

Die Kluft zwischen dem damaligen Kenntnisstand und der Selbstgewissheit der beiden Artikel hätte jedem Virologen und überhaupt jedem aufmerksamen Beobachter auffallen müssen. Einige Wissenschaftler aus anderen Disziplinen haben auch darauf hingewiesen. Erst im Mai 2021, nach der Veröffentlichung eines Artikels im *Bulletin of the Atomic Scientists*,

### Der Umstieg auf neue Energieträger ist noch viel herausfordernder als die Corona-Pandemie.

der aufdeckte, dass die Autoren des *Lancet*-Artikels ihre Kontakte zum Labor in Wuhan verschwiegen hatten, wurde der Konsens brüchig. Es folgte darauf eine Kaskade von Absetzbewegungen – der falsche Konsens war nicht mehr haltbar.

Beunruhigend an dieser Geschichte ist allerdings nicht die Aufkündigung eines Konsenses, sondern dass ein falscher Konsens über mehr als ein Jahr aufrechterhalten werden konnte. Einige Wissenschaftler protestierten zwar, wurden in den sozialen Medien aber wüst angegangen. Die allermeisten Wissenschaftler, denen klar war, dass der Ursprung des Virus keineswegs erwiesen war, schwiegen.

Jeder Virologe, der die akzeptierte Position der Kollegenschaft in Frage stellte, lief Gefahr, als Häretiker zu gelten und in den sozialen Medien fertiggemacht zu werden. Er musste überdies damit rechnen, dass sein nächster Antrag auf Bewilligung von Forschungsgeldern abgelehnt würde. Die hässliche Seite dieses falschen Konsenses wird erst jetzt allmählich bekannt.

### Mehr Ehrlichkeit

Politische und moralische Vorurteile können zu weithin akzeptierten Thesen führen, die eher die blinden Flecken der Wissenschaft verraten, als dass es fundierte wissenschaftliche Erkenntnisse wären. Ein fabrizierter Konsens behindert den wissenschaftlichen Fortschritt, weil bestimmte Fragen nicht gestellt und bearbeitet werden. Ein solcher Konsens greift darüber hinaus in die Selbstkorrekturmechanismen skeptischer Wissenschaft ein, die Grundlage des wissenschaftlichen Fortschritts sind.

Ein solcher Konsens verschleiert Ungewissheiten, Ambivalenzen, Dissens und Unkenntnis. Grössere Ehrlichkeit in Bezug auf Unwägbarkeiten und Unwissenheit und mehr



«Alchemist in seiner Werkstatt» von David Teniers dem Jüngeren, um 1650.



*Wir müssen Widerspruch und Kritik ermöglichen:* Autorin Curry.

Transparenz in Sachen Dissens und Kritik würde politischen Entscheidern ein vollständigeres Bild einer relevanten Wissenschaft und ihrer Grenzen vermitteln.

Ein fabrizierter Konsens erwächst aus einer Vereinfachung von Problemen, so dass der Spielraum der Politik am Ende eingeengt wird und sich die irriige Annahme ergibt, das Problem könne gelöst werden. Bei komplexen Problemen wie dem Klimawandel oder Corona führt ein solcher Konsens zu der naiven und

*Wenn wir Ungewissheiten anerkennen, wird die Menschheit eine gedeihliche Zukunft haben.*

zugleich anmassenden Vorstellung, man habe es mit simplen und handhabbaren Risiken zu tun. Es braucht mehr Realismus bei der Lösung komplexer sozialer Probleme.

### **Autorität in Frage stellen**

Die Pandemie hat gezeigt, dass die Instrumente, die uns bei der Konfrontation mit einem komplexen globalen Problem zur Verfügung stehen – Experten, präzise wissenschaftliche Untersuchungen, Computermodelle, staatliche Vorschriften –, keineswegs zu der angestrebten Qualität von Kontrolle geführt haben. Der weltweite Umstieg auf neue Energieträger und Nachhaltigkeit ist noch viel herausfordernder als die Corona-Pandemie. Das hergebrachte Paradigma von Beherrschung, Planung und Optimierung ist für die Probleme des 21. Jahrhunderts nicht mehr geeignet.

Aufgrund des übersteigerten Bewusstseins von Wissen und Kontrolle, das in der Klima-

und der Corona-Politik zu beobachten ist, werden einige Fragen, über die offen diskutiert werden sollte, von der Politik ignoriert. Jedes vorschnelle In-Abrede-Stellen von Ungewissheiten und Ambivalenzen bei komplexen Problemen wie Klimawandel und Pandemien führt zu einer unsichtbaren Form von Unterdrückung, die mögliche Lösungen verhindert.

Punkto Klimawandel ist heutzutage nicht bloss die Durchsetzung eines politisch motivierten Konsenses mitsamt Cancel-Culture zu beobachten. Der Klimawandel ist eine säkulare Religion geworden – inklusive Dogmen, Häretikern und moralischen Stammesdenkens. Die säkulare Religion des Klimawandels wirft Fragen auf, die viel grundlegender sind als die Risiken schlechter Politik. Gefährdet sind die fundamentalen Werte der wissenschaftlichen Revolution und die Freiheit, Autorität in Frage zu stellen.

Wir müssen wegkommen von einer konsensorientierten Haltung, die Debatten über komplexe soziale Fragen wie den Klimawandel einschränkt. Wir müssen Widerspruch und Kritik ermöglichen. Wenn wir mit Blick auf Risikomanagement und Entscheidungsprozesse wissenschaftliche Ungewissheiten anerkennen, wird die Menschheit im 21. Jahrhundert eine gedeihliche Zukunft haben.

Judith A. Curry ist emeritierte Professorin am Georgia Institute of Technology und Präsidentin des Climate Forecast Applications Network.

Dieser Artikel enthält Auszüge aus Currys neuem Buch «Climate Uncertainty and Risk. Rethinking Our Response», 2023.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Hungern für die Ukraine

Was ist da nur los in der Gegend, die früher die DDR hiess?

Ganz einfach: Joachim Gauck fragen, den Alt-Bundespräsidenten, der war früher auch mal einer von denen.

Und der hat's schon vor Jahren gesagt: Dort ist «Dunkeldeutschland»!

Dieses Verdikt hat er nun bei Markus Lanz angereichert: Dort hausen Menschen, die von autoritärer Disposition sind, die mit der Moderne nicht klarkommen, denen zu viel «Vielfalt» herrscht, die Sicherheit der Freiheit vorziehen und die sich nach der «guten alten Zeit» sehnen – Menschen, die in einer Art «Zwischenreich» leben und deren Verunsicherung so gross ist «wie noch nie in der Weltgeschichte».

Die Weltgeschichte. Soso. Davon versteht er also was, der Pfarrer. Von allem anderen aber versteht er rein gar nichts. Rote und braune Socken gibt es bekanntlich in beiden Teilen Deutschlands. Den Menschen in besagtem Landstrich aber kann man nur dankbar sein, dass viele von ihnen das krasse Gegenteil des von Gauck entworfenen Menschentyps sind.

Sie reagieren hochempfindlich, wenn ihnen wieder einmal jemand mit Ideologie, Propaganda, Verboten und «Sicherheit statt Freiheit» kommt, wie es ihnen in der Panikpandemie entgegenschallte. Denen es egal ist, ob es plötzlich als «rechts» gilt, mit staatlich verordneten Massnahmen nicht einverstanden zu sein – etwas, was Menschen, die in Westdeutschland sozialisiert wurden, noch immer zurückzucken lässt.

Der gutdotierte Präsident meinte jüngst, man könne auch mal hungern für die Freiheit – der Ukraine. Es soll Menschen geben, die nach Alternativlosigkeit, Corona-Massnahmen, Klimapanik und ruinöser Energiewende nur nach einem dürsten: nach Freiheit und Selbstverantwortung. Ex oriente lux.

*Cora Stephan*



«Dunkeldeutschland»: Theologe Gauck.



# Kamelritt in den goldenen Sonnenuntergang

Saudi-Arabien lockt alternde Fussballstars mit gigantischen Summen in die Wüste. Dahinter steckt auch ein Machtkampf zwischen Fifa und Uefa.

Peter Hartmann

Das Camp Nou des FC Barcelona wird gerade von Bulldozern abgewrackt. Die grösste Arena Europas, erdrückt von Schulden. Und im fernen Saudi-Arabien reiten die Weltstars Cristiano Ronaldo, 38, und demnächst Karim Benzema, 35, auf Kamelen für märchenhafte Gagen in den goldenen Sonnenuntergang ihres Ruhmes.

Mit ihnen meldet sich eine Legion von Mitprofiteuren zum Dienst im spendablen Wüstenreich, das der Kronprinz Mohammed bin Salman, 37, der grösste Sportmäzen seit Kaiser Nero mit ebenso schlechtem Ruf, in ein Tourismus- und Vergnügungsparadies der Nach-Ölzeit verwandeln möchte.

## Zelte und Kulissen

Für Spieler an der Schwelle der Pensionierung lockt Saudi-Arabien als plötzliches Eldorado. Hundert Millionen Euro Dreijahresgehalt steuerfrei für den dauerverletzten Franzosen Paul Pogba, 30, der diese Saison nur wenige Minuten für Juventus Turin gespielt hat. Aberwitzige 600-Millionen-Netto-Verträge für Benzema wie für Ronaldo. Die Rechnung kann nicht aufgehen, ausser für die glücklichen Spieler und ihre Agenten, die allein letztes Jahr weltweit 622 Millionen Honorare ein-kassierten.

Wer ausser dem lokalen Publikum in Riad und Dschidda will dieses Schauspiel überhaupt sehen? Realistisch gefragt: Erwächst hier, auch im Fernsehmarkt, eine echte Konkurrenz zur Premier League, La Liga, Serie A, Bundesliga? «Money Never Sleeps», Geld schläft nie, betitelte Oliver Stone seinen «Wall Street»-Film. Und der Fussball folgt der Spur des Geldes. Der auf Europa eifersüchtige Fifa-Boss Gianni Infantino hatte hochfliegende Pläne: die Weltmeisterschaft statt alle vier Jahre im Zweijahres-Rhythmus. Das lehnten die grossen europäischen Klubs ab, weil die Belastung, zusätzlich zur Europameisterschaft, für die Top-Player zu gross geworden wäre.

Infantino verfolgte, inspiriert von der europäischen Champions League, dieser ständig sprudelnden Einnahmequelle, parallel dazu

eine Klub-Weltmeisterschaft unter der Fifa-Regie. Ursprünglich erdacht vom Vorgänger Sepp Blatter. Und eine Totgeburt. Der Klassenunterschied zwischen den Kontinentalvertretern aus Afrika, Asien, Amerika und den europäischen Klubs ist zu augenfällig. Ohnehin kicken die weltbesten Spieler in Europa.

Aber mit der Namedropping-Kampagne der Saudis scheint sich dieses Magnetfeld zu verschieben. Es begann mit den globalen Wirkungswellen der Weltmeisterschaft 2022 in Katar, einem korrupten Fussballzweig. Der Fussball kann seine Zelte und Kulissen überall aufschlagen. Mit den Top-Marken Cristiano Ronaldo und Karim Benzema und Dutzenden weiteren bekannten Namen könnten die Saudi-

## Auch Pelé und Beckenbauer missionierten die USA damals nicht zur Fussballnation.

Klubs auch für das Fernsehgeschäft interessant werden und wiederum für die verpönte Klub-WM Infantinos. Der zu den Plänen der Saudis bisher schweigt.

Die meisten europäischen Klubs, bis auf Bayern München, sind hoch verschuldet und Spekulationsvehikel. Der Champions-League-Sieger Manchester City gehört Abu Dhabi, Inter Mailand einem blutjungen Chinesen, die AC Milan einem Hedge-Fund, Manchester United Amerikanern.

Der FC Barcelona, das gescheiterte Modell des Streubesitzes seiner Mitglieder, baut ein völlig neues Stadion, die Kopie des Immobilienkomplexes, den in Madrid der autokratische Real-Präsident Florentino Pérez mit der Bernabéu-Arena realisiert. In Italien arbeitet ein einziger Klub der Serie A profitabel: der Meister Napoli des Filmproduzenten Aurelio De Laurentiis, der den Fussball nüchtern als Spektakelbranche betreibt.

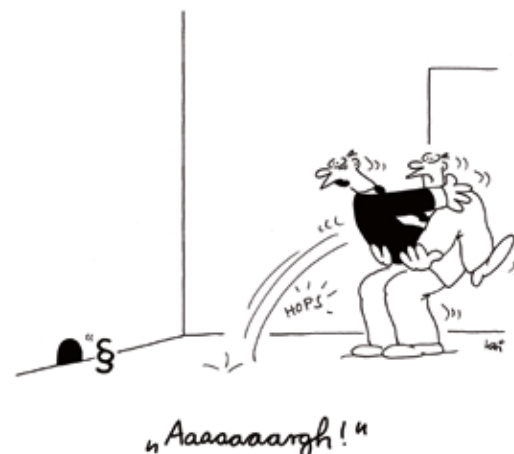
Das ist inzwischen auch das Credo des Uefa-Präsidenten Aleksander Ceferin, eines slowenischen Anwalts. Er kontert die Begehrlichkeiten des Fifa-Oberhaupts Infantino auf das

Europageschäft mit einer Totaloffensive. Schon ab 2024 werden die drei Klubwettbewerbe der Uefa zu eigentlichen Meisterschaftsturnieren erweitert. Damit schwindet auch die Gefahr, dass sich die europäischen Prestigeklubs von der Uefa abspalten zu einer geschlossenen Liga wie im amerikanischen Profi-Sport.

## Hoffnung Messi

Die Propagandaschlacht der Saudis ist auch in den USA schon versucht worden, sogar mit dem Einsatz von Monarchen. In den vergangenen siebziger Jahren köderte der Klub New York Cosmos «O Rei» (König) Pelé und «Kaiser Franz» Beckenbauer. Die beiden Monarchen hatten viel Spass auf dem Platz, aber sie missionierten die USA nicht zur Fussballnation. Es besteht wieder Hoffnung: Gerade hat der Weltfussballer Lionel Messi, 36, zur Enttäuschung der Saudis bei Inter Miami unterschrieben.

Worum es geht, verrät schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit der Name eines Klubs in Bogotá (Kolumbien). Er nannte sich schlicht «Millonarios», zahlte unwahrscheinliche Gagen und warb in Argentinien von River Plate die damaligen Superstars Adolfo Pedernera und Alfredo Di Stéfano ab. Auf Europatournee besiegten die Millionäre Real Madrid 4:2. Daraufhin kauften sich die «Königlichen» Di Stéfano, der zum besten Spieler der Welt wurde. Manchmal werden Fussballmärchen wahr.



# Der Verführer von Bern

«Lobbyismus ist wie Flirten. Entweder kann man es, oder man kann es nicht», sagt Lorenz Furrer, einer der begnadetsten Netzwerker der Schweiz.

In seinem Privatklub «Clé de Berne» gibt er uns eine Lehrstunde in seiner Kunst.

Tom Kummer

**W**ir sitzen an einem fein gedeckten Tisch, weisses Tischtuch, zwei Meter Abstand zwischen mir und dem vielleicht bestvernetzten PR-Berater, den dieses Land je hervorgebracht hat. Ein Meister der Polit-Propaganda, behaupten Bundeshaus-Insider, einflussreichster Söldner von Wirtschaft und Politik.

Und ein Foodie! Was mir entgegenkommt. Ich bin nämlich überzeugt: Gemeinsam essen, wenn möglich aus derselben Schüssel, baut Vertrauen auf, macht uns tolerant und empathisch. Die Verhaltensforschung bestätigt: Wer sein Essen teilt, schaltet das Konkurrenzdenken aus. Alles wird ganz einfach.

## Übe dich in Geduld

Doch gilt dies auch für das Personal einer Branche, deren geheimnisumwitterte Methoden selten gegen Gesetze verstossen, aber in der Öffentlichkeit oft als sittenwidrig betrachtet werden? Jene Meister der Manipulation, die uns einflüstern, was wir konsumieren, wen wir wählen, was wir denken sollen – ohne dass wir es recht merken? Würde Lorenz Furrer mit mir aus derselben Schüssel essen? Wie wär's mit Tortillachips, Guacamole und Salsa, während ich ihm eine Poetik des Appetits vortrage?

Abwarten. Stille. Noch haben wir das Menü nicht studiert. Was ist wichtig beim Kennenlernen eines PR-Beraters?



Bern

1. Ergreife die Initiative.
2. Bleibe authentisch.
3. Halte die Balance von Nähe und Distanz.
4. Sorge für die richtige Kontaktfrequenz.
5. Gehe entspannt mit Unsicherheiten um.
6. Meide Tabuthemen.
7. Höre aufmerksam zu.
8. Übe dich in Geduld.

Okay, ich nehme es vorweg: Lorenz Furrer wird mir später von der Kunst des kulinarischen Geniessens erzählen, von «Geschmackskombinationen, die einen Gaumenzauber verursachen» – fast wie wenn er Klienten vernetzt und politische Allianzen bildet, die unser Land verändern. Aber ob ich diese Vertrautheit, die

## Cut! Klappe! Reiss dich zusammen, Tom! Wir sind in Bern und nicht in Hollywood!

sich zwischen uns einstellen wird, wirklich mit meinem ausgeklügelten Schlachtplan erzwang? Oder ob er mich im Gegenteil in die Tasche gesteckt hat? Wir werden sehen.

Zunächst zum Äusseren: Furrer trägt einen stilvollen Anzug, erstklassig verarbeiteter Stoff, mit einer Pochette aus Seide, was ihm ein perfektes Smart-Casual-Erscheinungsbild schenkt. Für das Shooting ein paar Tage später wird er in ein angesagtes *field jacket* schlüpfen, ein politischer Klassiker, beliebt bei Staatsführern von Fidel Castro bis Wolodymyr Selenskyj.

Der erste Eindruck trügt nie. Furrer hat keine Allüren, aber auch keine Berührungsängste. Er ruht in sich, Typ freundlicher Geniesser. Ich sehe es seinem gesunden, vollen Gesicht an, den roten Backen, der Art, wie er die Lippen verzieht, wenn seine Sinnesnerven angeregt werden. Oder lasse ich mich bereits blenden? Tarnt sich Furrer bloss als unschuldiger Foodie, obwohl er Bern längst als Super-Influencer zu seinem Monopoly-Spiel umfunktioniert hat? Zuletzt brachte er das Klimagesetz erfolgreich ins Ziel.

Er entscheidet sich für einen «Caprese»: reife Tomaten, Mozzarella, Olivenöl, etwas Salz und

Pfeffer und ein paar Blätter Basilikum. Typisch Schweiz. Bloss nicht auffallen!

Ich dagegen möchte jetzt hemmungsloser bestellen und zügelloser argumentieren – obwohl ich, wie Furrer waschechter Berner, bodenständig aufgewachsen bin und sogar als eher scheu gelte. Wer's glaubt! Gerade hätte ich Lust auf Gänseleber-Sushi aus der Pfanne, mit Sichuanpfeffer und Birnenchutney an einer Kalbsfondsauce mit Soja und Balsamessig.

## Erotisches Fluidum des Alphetiers

Noch verstecke ich mein Gesicht hinter der Menükarte. Dazu denke ich an Frank Underwood, den US-Präsidenten aus der Netflix-Serie «House of Cards», gespielt von Kevin Spacey, einer, der von unten kommt und sich mit Fleiss, Schläue und Unerbittlichkeit den Weg nach oben erkämpft. Und für mehr Macht auch mal über Leichen geht. Er heiratet rechtzeitig eine bildhübsche Frau aus gutem Stall, die sein erotisches Fluidum des Alphetiers zu schätzen weiss. Sie wird zum letzten Vertrauten ihres Mannes, der wie jedes Alphetier irgendwann in absoluter Einsamkeit dahinlebt. Ist das etwa eine passende Rolle für den echten Lorenz Furrer?

Cut! Klappe! Reiss dich zusammen, Tom! Ich senke die Menükarte. Wir sind in Bern und nicht in Hollywood! Und so mache ich es jetzt meinem Gegenüber nach und bestelle ganz bescheiden einen «Caprese».

Wobei, was heisst hier bescheiden? Wir sitzen im «Clé de Berne», einem Privatklub im Besitz von Furrerhugi, der Kommunikationsagentur, die Lorenz Furrer mit seinem in Zürich stationierten Partner Andreas Hugi seit 2006 führt.

Der Klub symbolisiert die Vormachtstellung von Furrerhugi unter den Spindoktoren des Landes. Er hat 300 Mitglieder aus Wirtschaft, Politik und Kultur und liegt im gefühlten Zentrum der Macht, gleich neben dem Warenhaus Loeb an der Schauspielgasse, das der Ehefrau von Lorenz Furrer, Nicole Loeb, gehört. Die Aufnahmegebühr soll demnächst auf 500 Franken jährlich steigen, was nach Peanuts klingt, und das ist der Punkt: Hier wird nach aussen bescheiden angerührt, obwohl dabei «einfluss-





«Meine Küche ist meine Kapelle»: Geniesser Furrer.

reiche Menschen mit Ideen an der Schnittstelle von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft vernetzt werden sollen».

Aber was bedeutet eigentlich «Vernetzen»? Die richtigen Gewürze zusammenbringen, um eine Geschmacksexplosion zu verursachen? Wie edles Olivenöl mit Basilikum, Salz und Pfeffer? Oder auch mal Essig mit Zucker verschmelzen lassen wie beim herrlichen Thai-Gurken-Relish? Also bewusst Feinde mit Feinden vernetzen, instinktsicher und effizient, wie unser Filmheld Frank Underwood, der gerne jene Kriegsmaxime anwendet, die schon für antike Denker galt: «Der Feind meines Feindes ist mein Freund».

Ich lächle das Netzwerk-Wunderkind an. Er erscheint bei diesem Treffen so zugänglich und gewinnend, wie er mir von Freunden, die ihn gut kennen, beschrieben worden ist. Löru,

wie ihn die Berner nennen, sei unglaublich anpassungsfähig und geschmeidig. Er habe die Fähigkeit, die amerikanische Politiker «working the room» nennen: Hände schütteln, Schultern klopfen, charmiere, vernetzen. Jeder wird von ihm mit der gleichen Aufmerksamkeit beschenkt. Niemand entgeht seiner Performance. Es sind Eigenschaften, die nicht unbedingt zu den natürlichen Stärken des Berner Charakters gehören. Ist die Kunst des Networkings also erlernbar?

#### Nationalbank-Chef in Lederjacke

Furrer nimmt einen Schluck Wasser, Denkpause. Dann die ersten Worte, die mein Band aufnimmt: «Das Netzwerken ist ein Teil von mir, ich mache es gerne, es gehört zu mir.» Nachdem er das gesagt hat, verschwindet jetzt eine kleine weisse unschuldige Mozzarellakugel in

seinem Mund. Er kaut langsam, geniesserisch, entspannt. Er erzählt mir dann, wie Furrerhugi einmal im Jahr Kunden und Parlamentarier zu einem Rockkonzert einlädt, und zwar unter zwei Bedingungen: ohne weibliche Begleitung, und das Tragen einer schwarzen Lederjacke sei obligatorisch. Da kommen auch mal so unterschiedliche Leute wie der Nationalbank-Chef Thomas Jordan und Grünen-Präsident Balthasar Glättli zusammen.

«Lobbyismus ist wie Flirten», sagt Furrer. «Entweder kann man es, oder man kann es nicht.» Er lächelt unschuldig. Er sei übrigens von Natur aus überhaupt kein aggressiver Typ, der Ärger provoziere, sondern im Gegenteil

*«I bi Doppuwaag – mit mir cha me no nid mau Lämpe ha.»*

eher einer, der Harmonie ausstrahle. Und das helfe beim Verhandeln. Er kaut jetzt noch geniesserischer und schaut dazu kurz in die Leere, um dann plötzlich Bern-poetisch auf sein günstiges Sternzeichen zu verweisen: «I bi Doppuwaag – mit mir cha me no nid mau Lämpe ha.»

#### Protestantisch-bernerisch eben

Okay, Lorenz Furrer streitet sich also nie, provoziert keinen Ärger. Was gibt es sonst noch über ihn zu sagen? Er wohnt zwei Kilometer von mir entfernt, in Muri bei Bern, wo er als Sohn eines Pfarrers aufgewachsen ist. Auf seinem Anwesen steht die grösste Platane im Kanton Bern. Er ging in die Muristalden-Privatschule, weil er die Sek nicht schaffte. Er wurde von seinem musischen Vater gezwungen, Trompete zu spielen, wogegen er sich erfolgreich wehrte. Später studierte er Geschichte und Politologie und erklärt das Resultat seiner Uni-Zeit als «still confused but on a higher level».

Er präsentiert sich gerne als Freisinniger ohne ideologische Scheuklappen, einer der auf seinem Werdegang zum «Master of the Swiss PR Universe» für das Finanzdepartement von FDP-Bundesrat Kaspar Villiger gearbeitet hat, später das Werbebusiness kennenlernt, es aber «nicht so cool» gefunden habe. Der Zauber liege für ihn in den Public Relations. Heute trauen ihm viele Bundeshaus-Insider sogar den Königsmacherstatus zu. Er wäre also jener Spieler, der nicht stark genug ist, selbst zu gewinnen, aber ausreichend stark, um zu entscheiden, wer von den anderen triumphiert.

Ich kaue die zweite Kugel Mozzarella, magisch ergänzt von feinstem Basilikum und hochwertigstem Olivenöl – ein Klassiker unter den magischen Geschmacksvernetzungen –, während Lorenz Furrer zu einer weiteren Erklärung ansetzt, wieso seine Arbeit wichtig für unser Land sei: «Besonders in komplizierten Zeiten steht Politik vor der ständigen Aufgabe, sich sel-

ber zu interpretieren. Es gibt eine grosse Konkurrenz um Deutungen. Und für diese Deutung sind wir zuständig.»

Ein Beispiel: Viele Unternehmen und Politiker rühmen sich heute ihrer angeblichen Nachhaltigkeitsbemühungen. Für Konsumenten und Wähler wird es jedoch zunehmend schwierig, zu erkennen, ob sich dahinter wirklich ernstgemeintes Engagement für den Umwelt- und Klimaschutz verbirgt – oder ob es sich nur um Greenwashing handelt. Furrerhugi hilft aus dem Dilemma. Und zwar mit einem simplen Trick namens «green hushing». Das heisst, Unternehmen sollen bewusst ihre Klima- und Umweltschutzmassnahmen verheimlichen, weil sie so den Vorwurf des Greenwashings vermeiden können. Also, tu Gutes und schweig darüber. Protestantisch-bernerisch eben.

### Gefährliche Illusion?

Darauf einen Schluck Wasser. Ich muss an die PR-Hölle von Hollywood denken, die mir sehr vertraut ist: das vertraglich zugesicherte Titelblatt, dazu die Garantie, keine kritischen Fragen zum letzten Film zu stellen und schon gar nicht über das Privatleben. Die Fotos, die den Text begleiten, wählt oft nicht der Chefredaktor, sondern die PR-Truppe aus. Der Preis für diese Unterwerfung, schrieb der *New York Observer*, sei Magazinjournalismus, der in der Bedeutungslosigkeit sterbe.

Doch die hohe amerikanische Kunst der Public Relations ist auch bei uns zunehmend verbreitet. Lorenz Furrer klingt jetzt ein bisschen ernster: «Das wichtigste Gut, mit dem wir arbeiten, heisst Reputation. Und da gibt es latent immer ein Problem. Das lässt unsere Branche eben auch immer in einem zwiespältigen Licht erscheinen, wir halten uns schliesslich nicht auf einem Ponyhof auf. Man hat halt auch mal

mit einer Fifa zu tun – vier Jahre haben wir mit denen gearbeitet. Oder mit Glencore. Oder mit der SRG.» Organisationen also, die regelmässig in der Kritik stehen.

Wie stellt man sicher, dass man sich nicht die Finger verbrennt? «Wir überlegen uns sehr gut, was wir berühren oder welche Mandate wir ablehnen», sagt Furrer. «Wir haben Leitplanken, damit sich keine Interessenkonflikte ergeben.

### Seine Spezialität ist Lammhuft im aromatisierten Heu. «Das sieht einfach geil aus.»

Immer wieder bekommen wir zum Beispiel Anfragen von Kulturorganisationen in Kasachstan oder Saudi-Arabien, die bei uns mitspielen wollen, aber da machen wir nicht mit. Obwohl uns horrenden Beträge angeboten werden.»

Natürlich präsentiert Furrer sich mir als ehrlicher Makler. Doch diesen Eindruck von demokratischem Verantwortungsbewusstsein, den er auf mich ausstrahlt, halten kritische Beobachter für eine gefährliche Illusion. Für sie sind PR-Leute die natürlichen Feinde der Demokratie – und des Journalismus. Immer. Es sollte also auch keine gemeinsamen Essen geben, wo joviale Atmosphäre geschaffen wird, die der Vetternwirtschaft und Hofberichterstattung förderlich sein könnten. Furrer sagt dazu: «Es geht immer darum, den Medien das eigene Anliegen zu injizieren. Dazu gehört, für Stetigkeit in den Meldungen zu sorgen und die Medien entsprechend zu füttern.»

Er erzählt mir jetzt von seiner Liebe zum Skifahren, und ich gestehe ihm meine. Für ihn ist das Saanenland zweite Heimat, für mich Mürren. Wir kommen uns näher. Er erzählt natürlich sofort von Solsarine, einem Projekt

für Solaranlagen im Saanenland, das er kürzlich in einem *Weltwoche*-Beitrag als sein alpines Vorzeigeprojekt für die Energiezukunft der Schweiz vorstellte. Ich höre ihm zu, er injiziert seine Botschaft. Wir kauen. Wir schauen uns an.

Dann erzählt er mir von seinem Einstieg in die Gastronomie, mit Beteiligungen an Berner Restaurants, einer Weinhandlung in der Matte, und natürlich von seinem Lieblingsprojekt, einem Restaurant auf dem Dach des Warenhauses seiner Frau. Der geniale Vernetzer hat hinter den Kulissen unzählige Beteiligungen und Allianzen aufgebaut, wie in einem Monopoly-Spiel. Ob Blockchain- oder Energiebranche, Pharmaindustrie oder Bankengewerbe: Irgendwo auf diesem Spielfeld wird Furrerhugi immer gewinnen können.

Lorenz Furrer nimmt jetzt einen letzten Bissen vom Mozzarella. Die Art, wie er kaut und dazu lächelt, verweist nochmals auf den Foodie: Er findet Geborgenheit im Kulinarischen. Seine Küche zu Hause nennt er «meine Kapelle», weil er dort schnetzeln und vergessen kann. Seine Spezialität ist die angebratene Lammhuft, die er mit aromatisiertem Heu im Ofen ganz langsam garen lässt. «Das sieht einfach geil aus.» Er weiss, welche Gewürze zusammenfinden sollten, um einen neuen Bewusstseinszustand zu schaffen. Das ist die Magie des Vernetzungskünstlers. Was mich ganz naiv zur Kernfrage bringt: Kann man als Lobbyist wirklich Meinungen beeinflussen?

### «In Zürich gelten wir als Outlaws»

Denkpause. Furrer nimmt ein Stück Brot und streicht Butter drauf. «Wissen Sie, Herr Kummer, das tönt vielleicht abgehoben, aber beeinflussen ist nicht per se negativ. Unsere Hauptarbeit ist es, zu informieren, zu vermitteln, zu verdichten – und damit übt man zwangsläufig einen gewissen Einfluss aus. Aber wir sehen uns primär als Dienstleister, sowohl für den Kunden, wie auch für die Politik und die Verwaltung.»

Klingt superharmlos. Doch je weiter weg von Bern, desto abenteuerlicher erscheint dieses Geschäftsmodell. «In Zürich gelten wir schon als halbe Outlaws. Aber in Bern gehören wir fest zum ganzen Meccano.» Was ein verschlungenes System bezeichnen soll, kompliziert wie die Wasserversorgung im alten Rom. Oder wie der eigene Verdauungsapparat.

Zum Espresso offenbart mir Furrer seine Begeisterung für ein Stück Siedfleisch, das mehrere Stunden auf ganz kleiner Flamme im Sud dämpft und danach bei der geringsten Berührung vor lauter Zartheit in sich zusammenfällt. Und ich frage mich kurz, ob das nicht das Geheimnis seiner PR-Kunst perfekt beschreibt: das Gegenüber so lange zu umsorgen, bis es sich ihm willenlos ergibt.

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*.



«Working the room»: Furrer im Treppenhaus seiner Agentur Furrerhugi.



# KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



**H**ollywood wird hundert. Also der Schriftzug über den Hollywood Hills, der vor einem Jahrhundert für Immobilien werben sollte und früher «Hollywoodland» hiess. Aber Hollywood trägt Trauer und streikt. 160 000 Schauspieler streiken – und 10 000 Schreiber. Grund? Ungerechtigkeit.

Die Superstars, die wir kennen, sind nur ein Prozent von Hollywood. Die Bosse, Agenten und Produzenten sind vielleicht 9 Prozent.

*Hollywood wird nicht sterben.  
Aber im Moment ist Hollywood  
ein Zombie.*

Aber die restlichen 90 Prozent sind Kreativarbeiter in der Traumfabrik mit ewigen Träumen und Albträumen und Inflation und Sorgen und fehlender Altersversorgung.

Gewerkschaftssprecherin Fran Drescher («Die Nanny») klagt die Studiobosse an: «Ihr müsst euren Reichtum teilen – weil ihr ohne uns nicht existieren könnt.» Sie hat natürlich recht. Aber Hollywood war nie gerecht. Es war immer ein Casino der Schicksale. Wir sehen die in den Scheinwerfern; die im Schatten der Backstage sehen wir nie. Es gibt viele Milliardäre, aber auch 60 000 Obdachlose in Los Angeles. Dämmt es Hollywood?

«Die Promi-Fabrik ist geschlossen!», sagt eine Hollywood-Reporterin seufzend.

In London bei der Atombombenpremiere von «Oppenheimer» flüchteten die Stars vom roten Teppich – von Robert Downey Jr. bis

Matt Damon. Kultregisseur Christopher Nolan: «Wir kleben jetzt Streikschilder!»

Denn wenn Stars streiken müssen, dürfen sie auch keine Interviews geben – PR-Sperre.

Es droht die Zeit der leeren roten Teppiche der Filmfestspiele wie in Venedig (30. August). Die ersten Stars sagen alles ab. Keiner weiss, wie lange das geht. Die ersten Filme werden gestoppt – Ridley Scotts «Gladiator 2» in Marokko, Tom Cruise' «Mission» – Teil 8, «Deadpool 3», «Mortal Kombat 2» oder «White Lotus» in Thailand. Die Filmaktien fallen. Streaming-Gigant Netflix ist mit 200 Milliarden mehr wert als Disney mit 162 Milliarden Dollar.

Das Problem: Die Streamingdienste (Amazon und Co.) waren eine digitale Goldgrube für Hollywood. Aber anders als bei TV-Serien gibt es keine Wiederholungstantiemen. Netflix ist immer und ewig online.

**W**er streikt? Die *background actors!* Das sind die Schauspieler im Hintergrund, die nicht oder nur wenig sprechen, aber die menschliche Kulisse verkörpern. Aber das kann jetzt auch der Computer mit «KI». Kino wird immer mehr zum Computer-Screen. Drei Dinge brauchen die streikenden Ministars:

1. – Höhere Gagen (Inflation, Rente, Krankenversicherung etc.)
2. – Tantiemen vom Streaming (2 Prozent).
3. – Recht am eigenen Gesicht – Schutz vor KI-Computer-Doubles.

Hollywoodguru und Milliardär Barry Diller, 81, schlägt vor, dass Topstars und Topmanager auf 25 Prozent ihrer Gagen verzichten sollten –

zugunsten derjenigen am Ende der *pay scale* (Gagentreppe). Hollywood ist kein Hobby. Hollywood ist Business und muss seine eigenen Kinder ernähren. Kaliforniens Sonne muss auf alle scheinen.

Hollywood wird nicht sterben. Aber im Moment ist Hollywood ein Zombie.

**D**och die Legenden Hollywoods leben. Vor kurzem traf ich Harrison Ford, unglaubliche 81. Er trug sein neues Lieblings-traveller jacket von Paul Smith mit zirka zehn Innentaschen. Für «Indiana Jones und das Rad des Schicksals» wurde sein Gesicht verjüngt – hundert Computerfreaks brauchten drei Jahre (!) für alle Special Effects –, das ist Teil der Zukunft des Kinos. Aber die Superstars bleiben die Leuchttürme. Wir wollen echte Menschen spüren.

Harrison wirkt wie sechzig plus. Er lebt hauptsächlich auf seiner Riesenranch in Wyoming – und fliegt noch Helikopter und Flugzeug: «Fliegen liegt mir in den Knochen. Wenn du fliegst, erlebst du die Natur dreidimensional.» Am Boden fährt er Tesla. Der gelernte Zimmermann ist ein Arbeitstier: «Ich kann nicht zu Hause rumsitzen. Ich brauche die Herausforderung. Kino ist Abenteuer.» Das ist der *good old spirit of Hollywood*.

Hollywood wird aus der Asche des Streiks wiederauferstehen wie die Sonne über dem Sunset Boulevard. Fortsetzung folgt. *Coming soon*. Und Harrison Ford wird mit seinem Helikopter Menschen retten vorm Waldbrand. Kinohelden sind auch wahre Helden.

# Warum fordert eigentlich niemand das Schweizer Kulturerbe zurück?

Die Büste des Märtyrers Eustachius im British Museum zählt zum Basler Münsterschatz. Viele weitere Preziosen helvetischer Herkunft liegen ungestört im Ausland.

Rolf Hürzeler

**E**in Haarband mit Glas- und Edelsteinen ziert sein vergoldetes Haupt, als ob es nicht schon schön genug wäre. Der wundervolle Kopf ist dem Märtyrer Eustachius geweiht, der angeblich im 2. Jahrhundert unter dem römischen Kaiser Hadrian sein Leben lassen musste, weil er dem christlichen Gott nicht abschwören wollte. Die Eustachius-Büste ist in der Mittelalterabteilung des British Museum in London zu bewundern. Sie gehörte einst zum Basler Münsterschatz.

Die Reliquie untersteht der britischen National Heritage Act, ist Teil des nationalen Erbes des Vereinigten Königreichs, genauso wie die Benin-Bronzen oder die Parthenon-Marmore, die der englische Lord Elgin vor 200 Jahren dem British Museum verkaufte. In beiden Fällen wird seit Jahren um die Rückgabe der Kunstwerke an ihre Herkunftsländer gestritten – auch wenn das Museum die Objekte seinerzeit rechtmässig gekauft hatte. Die Anwesenheit des Eustachius im Museum ist dagegen unangefochten. Zu Recht? Die Basler haben den Goldkopf aus dem Münsterschatz im 19. Jahrhundert nämlich nicht freiwillig abgetreten; er wurde ihnen im Nachgang der Trennung Basels in zwei Halbkantone weggenommen.

## Versteigerung von 1836

Am 3. August 1833 schlugen sich die Baselbieter und die Stadtbasler bei Frenkendorf die Köpfe ein. Die von liberalem Gedankengut beseelten Baselbieter schlugen die Söldner der konservativen Stadtbasler in einem Kugelhagel in die Flucht. Mehr als sechzig Basler Soldaten und Offiziere kamen um, während die Baselbieter Radikalen deutlich weniger Opfer zu beklagen hatten. Nun nahm die eidgenössische Tagsatzung das Heft in die Hand. Den liberalen Erneuerungskräften zugeneigt, beschied sie den Baselbietern die kantonale Eigenständigkeit.

Die politische Trennung unter dem eidgenössischen Diktat hatte direkte Folgen für den Münsterschatz. Dieser wurde auf Anweisung der Tagsatzung in einem komplizierten Verfahren geteilt: ein Drittel an die Bas-

London



Wundervoll: Kopf des Eustachius.

ler, zwei Drittel an die Baselbieter gemäss der Bevölkerungszahl. Die Aufteilung erscheint ziemlich willkürlich: Immerhin waren die Preziosen im Mittelalter durch Schenkungen in die Hände der Stadt gekommen. Das heisst,

*Im besten Fall handelt es sich um kulturelle Aneignung, im schlechtesten um Raubgut.*

sie kamen eigentlich in den Besitz des Domkapitels, so dass sich nach der Reformation ein jahrelanger Streit zwischen diesem und der Stadt entspann. Ein Teil der Objekte wurde damals eingeschmolzen. Der Rest verschwand während über 200 Jahren in Schränken, bis die Preziosen im 19. Jahrhundert wieder zum Politikum wurden.

Gerecht oder nicht – mit der Teilung war das Schicksal der Sammlung besiegelt. Die klammen Baselbieter versteigerten 1836 ihre wertvollen Objekte, die so in den Kunsthandel

kamen. Sie sind heute nicht nur in London zu sehen, wie der Kopf des Eustachius, sondern in etlichen Museen dieser Welt. Die beiden wichtigsten Preziosen bewahrt das Musée de Cluny in Paris auf. Es kaufte sie im 19. Jahrhundert einem jurassischen Kunsthändler zu einem Spottpreis ab. Die goldene Altartafel, die angeblich das Kaiserpaar Heinrich II. und Kunigunde den Baslern stiftete, sowie eine goldene Rose aus dem späten 13. Jahrhundert gehören heute zum französischen Kulturerbe und dürfen somit das Land nur noch leihweise verlassen.

## Frankreich kennt das Schadensrisiko

Je nach Interpretation handelt es sich damit um kulturelle Aneignung im besten Fall, um Raubgut im schlechtesten. Soll niemand sagen, dass die Franzosen das nicht wüssten: Als die Basler vor zwanzig Jahren alle bekannten Stücke des Münsterschatzes in einer temporären Ausstellung zusammenbringen wollten, weigerten sich die Franzosen, die Objekte herauszurücken. Zu gross sei das Schadensrisiko, lautete die Begründung.

Was den Stadtbaslern entgangen ist, können sie teilweise im Historischen Museum in der Barfüsserkirche sehen. Dort steht eine Gipsreplika des Altars aus dem 19. Jahrhundert. Daneben sind Objekte des Stadtbasler Drittels des Münsterschatzes zu sehen, wie die Büste des heiligen Pantalus aus dem späten 13. Jahrhundert oder Monstranzen mit Bergkristalleinsätzen. Es sind nur noch Überbleibsel des früheren Schatzes: Seit der Versteigerung gelten zwölf Werke als verschollen, elf wurden vom Historischen Museum Basel zurück erworben; der Rest ist in europäischen und amerikanischen Museen verstreut.

Wie gross die Verbundenheit der Stadtbasler mit ihrem Münsterschatz ist, belegt die Rückführung der Reliquie der heiligen Ursula 1955 in die Stadt. Der Ankauf wurde mit einem grossartigen Volksfest gefeiert, an das heute eine Tonbildschau im Historischen Museum erinnert. Vor allem aber zeigt die Geschichte der Ursula, dass der Raubgutvorwurf nicht ganz so lächerlich ist, wie er auf den ersten



Blick erscheinen mag. Die Büste wurde nach der Kantonstrennung Baselland zugeteilt und bei der Versteigerung 1836 veräussert. Über verschiedene Stationen kam sie in die Sammlung Zar Alexanders III. und in die Eremitage in St. Petersburg. Nach der Oktoberrevolution verkauften die Sowjets Kunstwerke gegen Devisen in den Westen.

Die Ursula konnte indes nicht für das Historische Museum erworben werden. Sie kam in den Besitz eines Amsterdamer Bankiers und wurde im Zweiten Weltkrieg von den deutschen Besatzern für das geplante Führermuseum geraubt. Nach Kriegsende tauchte die Skulptur in einem Kunstdepot der Nationalsozialisten auf, wurde über den Kunsthandel wieder in die Niederlande gebracht und 1953 vom Rijksmuseum in Amsterdam erworben. Zwei Jahre später verkaufte dieses die Büste nach Basel, wo sie nun wie die anderen Objekte im Historischen Museum zu besichtigen ist.

Im Licht der aktuellen Restitutionsdiskussion erhält man den Eindruck, dass jedes Objekt, das nicht an seinem Herkunftsort zu sehen ist, dorthin zurückgehört. Das Basler Beispiel zeigt indes, wie heikel diese Vorstellung ist, denn weder die Regierung des Stadtkantons noch der Bundesrat werden ernsthaft Rückforderungen an die ausländischen Museen stellen – obgleich der Geschichte des Münster-schatzes bis heute eine politische Dimension zukommt, wie die Volksabstimmungen über die Vereinigung der beiden Halbkantone gezeigt haben, zuletzt im Jahr 2014.

### Schnöselige Stammesfürsten

Die Stadtbasler warben damals wie früher fast schon unterwürfig um die Gunst der Baslerbieter, die nicht daran dachten, auf die von der Tagsatzung gewährte Eigenständigkeit zu verzichten. Denn die Indigenen vom Land haben die Demütigungen der schnöseligen Stammesfürsten in der Stadt aus dem 18. und 19. Jahrhundert bis heute nicht vergessen. Selbst wenn es dereinst doch noch zu einer Wiedervereinigung kommen sollte: Eustachius wird Saint Eustace im British Museum bleiben.

# Der Baum, der Bart trägt

Schauspielstudentin Michelle mischt Deutschlands Strassen auf. Sie begegnet dem Krisen-Hype mit Neugier und Humor.

Sylvie-Sophie Schindler

**K**lima-Randalierer beschädigen nicht nur SUV-Reifen und weltberühmte Gemälde, sondern auch den Ruf einer ganzen Generation, deren Vertreter mehrheitlich weder glauben noch wollen dürften, dass sie die letzte sei, auch wenn das noch so sehr behauptet wird. Ist doch der von zig Medien verbreitete Eindruck, dass junge Leute sich heutzutage permanent auf Strassen festkleben, Durchfahrten blockieren und Panik vor einer baldigen Apokalypse verbreiten, ganz so, als wären sie Anhänger einer Endzeitsekte.

Doch dann ist da eine wie Michelle, 21 Jahre alt, blonder Pagenschnitt, blaue Fingernägel – und erfrischend immun gegen links-grüne Ideologien. Heisst: Die Youtuberin will weder das Klima retten noch Heerscharen von Dragqueens in Kindereinrichtungen schicken, noch überlegt sie, welches von angeblich 72 Geschlechtern sie heute für sich beanspruchen will und welches morgen.

«Mädel, du machst einem <alten> Mann richtig Mut», schreibt einer ihrer 52 000 Abonnenten. Ein anderer kommentiert: «Endlich mal jemand, der noch geradeaus denkt und übelst funny ist.» Denn Michelle, deren Kanal «Eingollan» heisst, stellt dem permanenten Krisen-Hype die wohl stärkste und irritierend wenig eingesetzte Waffe entgegen: Humor. Über den nicht alle lachen können: Wokisten, ohnehin der Sauertöpfigkeit verpflichtet, brandmarken die Youtuberin als «menschenfeindlich».

Ein ausgesprochen realitätsferner Blick auf eine lebendige junge Frau, die unerschrocken für die Werte einsteht, die ihr am Herzen liegen. Was ist falsch daran, Kinder vor Frühsexualisierung schützen zu wollen? Weshalb darf man nicht gerne Frau sein und nicht gerne deutsch? Eingollan, die in Berlin lebt und Schau-

spiel studiert, kurvt mit ihrem blauen VW-Bus «Gunnar» herum und sucht das Gespräch mit jenen, die umgekehrt wenig bis gar keine Initiative ergreifen, um ihre Position kennenzulernen.

Transfrauen sollen gut fürs Klima sein? Gott ist queer? Papa kann schwanger werden? «Ich verstehe die Welt nicht mehr»,

gesteht Michelle – und fragt nach. Sie lädt Menschen mit ihr fremden Ansichten auf die Rückbank ihres Bulli ein, ist auf der Strasse und auf links-grünen Demos unterwegs. Mit Rauschbart verkleidet, erkundigt sie sich bei Passanten, ob diese ihre Weihnachtsmann-Identität anerkennen würden. Dann die nächste Provokation: «Was, wenn ich sage, ich sei ein Baum?»

Nicht immer geht das glimpflich aus. Als sie sich in München undercover bei einer Dragqueen-Lesung für

Kinder einschleust, wird ihr vor laufender Kamera körperliche Gewalt angedroht. Überhaupt wird der Ton der «anderen Seite» schnell aggressiv,

### Transfrauen sollen gut fürs Klima sein? Gott ist queer? Papa kann schwanger werden?

wenn Michelle nachhakt. Dabei führen sich gerade «Politaktivisten» selbst vor, indem sie abbrechen mit «Ich rede nicht mit Nazis», sobald ihnen die Argumente ausgehen.

Auch wenn immer wieder durchschimmert, wie sehr sie das Chaos auf der Welt mitnimmt, wirkt Michelle unerschütterlich. Die Zukunft sieht sie nicht düster. Sie will eine Familie gründen. Und nie aufhören, für das einzustehen, woran sie glaubt. Auch Gott spielt dabei eine Rolle, und zwar die wichtigste.

Eingollans Videos: [youtube.com/@eingollan](https://youtube.com/@eingollan)



«Übelst funny»: Michelle alias Eingollan.



---

# «Die alten Eidgenossen haben nicht gejodelt»

Warum die Schweiz anders und besser tickt – und wo sie ihr Uhrwerk nachjustieren muss. Ein Gespräch mit dem Ökonomen und Autor Beat Kappeler.

Daniel Weber

**Weltwoche:** Herr Kappeler, auf dem Umschlag Ihres neuen Buches erwähnen Sie eine Reihe von aktuellen Problemen: Krieg, Euro, Migration, Schulden, Inflation ... Welches ist das grösste und drängendste für die Schweiz?

**Beat Kappeler:** Das steht da nicht mal drauf. Allenfalls könnte man es unter Schulden zusammenfassen. Ich glaube, dass die Stabilität und gute Finanzlage der Schweiz davon abhängen, dass wir die Altersrenten und die Gesundheitspolitik in den Griff bekommen. Als Ökonom sind mir fiskalische Aspekte wichtig. Der Rest des Kontinents ersäuft in Schulden, und ich möchte nicht, dass es bei uns auch so weit kommt.

**Weltwoche:** Die Migration ist bei Ihnen nicht weit oben in der Sorgen-Hitparade?

**Kappeler:** Da haben wir unser Soll erfüllt. Wir haben einen guten Mix von Zuwanderern, auch viel qualifizierte, mit deren Lebensart die Schweizer kein Problem haben. Wir haben die passive Freizügigkeit in ganz Europa am ausdrücklichsten unter Beweis gestellt. Da die Abkommen von Schengen und Dublin auch nicht mehr rundlaufen, müsste der Bundesrat mutig sagen: Wir sistieren die Personenfreizügigkeit, weil sich die Umstände verändert haben. Es ist offensichtlich, dass alle europäischen Länder Probleme mit der Migration haben.

**Weltwoche:** Wieso tut sich der Bundesrat so schwer?

**Kappeler:** Ich habe mal zusammengestellt, was der Bundesrat bei den etwa fünfzehn Einwanderungsinitiativen seit der Schwarzenbach-Initiative von 1970 zur Lösung des Problems versprochen hat. Grosse Worte, gemacht wurde nie etwas. Das ist ein Betrug am Volk! Es fehlt auch am Mut zum Widerstand gegen selbsternannte Moralisten. Da braucht es einfach mehr Rückgrat und das Bewusstsein für die wirklich wichtigen Dinge.

**Weltwoche:** Viele Leute beschäftigen zurzeit auch die hohen Energiekosten.

**Kappeler:** Mich stört die Netto-null-Demagogie. Alle vernünftigen Energiefachleute sagen, dass sich dieses Ziel nicht erreichen lässt. Und man fährt auf zwei Schienen: Zum einen

regeln die Behörden mit Verordnungen jedes Detail der Verbrauchsnormen von Autos, Maschinen, Heizungen und so weiter. Zum andern haben wir die CO<sub>2</sub>-Zertifikate, die Grossverbraucher kaufen müssen. Das allein würde reichen, wenn man alle fossilen Verbrauchsarten damit belegen würde. Dann könnte man die Detailvorschriften abschaffen. Industrie und Private sind findig genug, um auf Lösungen zu kommen, und es gäbe einen offenen Technologiewettbewerb. Nicht wie jetzt, wo man eine

*«Die Schweiz war immer urban, sie entstand nicht aus bäuerlichen Wurzeln!»*

Lösung für alles favorisiert: den Strom. Und gleichzeitig hat man zu wenig davon. Das ist der Gipfel der Absurdität.

**Weltwoche:** Insgesamt kommt die Schweiz in Ihrer Darstellung dennoch gut weg. Was macht sie anders und besser als die anderen?

**Kappeler:** Bei uns ist die Macht besser verteilt, föderal und zwischen Parlament, Regierung und Volk. Keine Gruppe muss sich ohnmächtig fühlen. Die integrative Kraft der Schweiz ist ihr Haupttrumpf.

**Weltwoche:** Können Sie dafür ein Beispiel geben?

**Kappeler:** Letzten September haben wir an der Urne die Erhöhung des Rentenalters für die Frauen beschlossen. Und gleichzeitig hat das Volk dessen Finanzierung bewilligt – mit einer leichten Erhöhung der Mehrwertsteuer. Das illustriert, wie die Schweiz funktioniert: Das Volk ist auch für die Schulden selber verantwortlich.

**Weltwoche:** Das ist das Bottom-up-Prinzip, die Schweiz wird von unten nach oben regiert. Aus welcher historischen Tradition stammt dieses Prinzip?

**Kappeler:** Wir kamen nie unter den Rasenmäher des Feudalismus der Franzosen oder Osteuropas. Nach dem Zerfall des Karolingerreichs hat man in ganz Europa, auch in England, die Dreifelderwirtschaft eingeführt. Da

wurden Selbstbestimmungsformen nötig, und zwar in jedem Dorf: Wer trifft Entscheide, wer urteilt bei Streitigkeiten? Das war ein europäisches Bottom-up-Modell. Der Bruch damit entstand erst im 19. Jahrhundert, als den Leuten mit Kanonen die Zentralstaaten Frankreich, Italien, Deutsches Reich aufgezwungen wurden. Da verschwanden diese Formen der Selbstbestimmung.

**Weltwoche:** Ausser in der Schweiz.

**Kappeler:** Ja, und das Zweite war, dass die Schweiz mit ihren sehr selbständigen und aktiven Kantonen immer urban gewesen ist. Die seit fünfzig Jahren betriebene Bauerntümelei zeichnet ein falsches Bild. Die Schweiz entstand nicht aus bäuerlichen Wurzeln! Schon fünfzig Jahre vor dem Rütli Schwur waren die drei Urkantone in die Lieferketten des Kontinents eingebunden. Sie haben wenig Korn angepflanzt und dieses importiert, jedoch Käse und Vieh produziert. Damit gingen sie nach Mailand und haben ihre Produkte verkauft. Sie haben um 1250 sogar Weideplätze längs der Wanderoute in die Lombardei gekauft, damit die Kühe dort nicht abgemagert ankamen. Die Eidgenossen haben ihre Köpfe raus in die Welt gestreckt. Abends haben die Innerschweizer an der Gotthardroute nicht gejodelt, sondern die Tageseinnahmen gezählt. Zudem war die Eidgenossenschaft ab dem Beitritt der Stadtkantone 1332 einer der vielen europäischen Städtebünde, sie war urban.

**Weltwoche:** Diese Sicht auf die Schweiz hat sich aber nicht in unserem Bewusstsein festgesetzt.

**Kappeler:** Nein, es dominiert das bäuerliche Selbstbild, das viel später mit der Milchwirtschaft aufgekommen ist.

**Weltwoche:** Springen wir zurück in die Gegenwart: Wie soll sich die Schweiz heute im westlichen Staatensystem positionieren?

**Kappeler:** Da gibt es einerseits die Europafrage, andererseits die Neutralität. Letztere sollte man situativ anwenden, nicht absolut. Ich erinnere an die Geschichte der Melier, die der altgriechische Historiker Thukydides schildert: Melos erklärte sich im Krieg zwischen





«Mut zum Widerstand»: Autor Kappeler.

Sparta und Athen als neutral. Darauf hat Athen die Insel erobert, die Stadt zerstört, die Männer getötet, Frauen und Kinder versklavt. Das ist ein Mahnmal! Neutralität ist das, was die stärkeren Mächte zulassen.

**Weltwoche:** Was heisst das für die Schweiz heute? Was würde ihr drohen, wenn sie die Sanktionen gegen Russland nicht mittragen würde?

**Kappeler:** Die USA sind die stärkste Macht. Vierzig Prozent unseres Exports entfallen auf die Pharmabranche. Wenn die Food and Drug Administration Schweizer Pharmaprodukte nicht mehr zulässt, sind wir geliefert.

**Weltwoche:** Der Preis der Globalisierung ...

**Kappeler:** Wir sind seit dem 13. Jahrhundert eng verflochten mit den ausländischen Mächten. Man musste immer abwägen zwischen Souveränität und wirtschaftlichen Interessen. Im Zweifelsfall hat die Schweiz für Souveränität optiert. Wir sind nicht autonom, doch in den staatlichen Strukturen sind wir unabhängig und gestaltungsfrei. Dafür müssen wir aber auch wirtschaftliche Konsequenzen in Kauf nehmen.

**Weltwoche:** Womit wir bei der EU wären.

**Kappeler:** Zu der wir gute wirtschaftliche Beziehungen haben. Den wachsenden Anteil

unseres Aussenhandels mit Amerika und Asien darf man allerdings nicht vergessen. Amerika ist heute schon der grössere Kunde als Deutschland. Wir haben also ein starkes Standbein ausserhalb von Europa. Aber natürlich haben wir Abhängigkeiten innerhalb Europas, die man verhandeln muss. Die EU stellt oft Forderungen an die Schweiz, denen wir selbstbewusster begegnen müssten.

**Weltwoche:** Was das Rahmenabkommen ausschliesst.

**Kappeler:** Ja. Denn was viele nicht sehen, ist die Dynamik der Selbstermächtigung der EU-Behörden. Seit 1963 schieben sich der

Europäische Gerichtshof und die Kommission laufend Kompetenzen zu, die über den Verfassungen der Mitgliedstaaten stehen und die praktisch nicht gebremst werden können – eine Vertragsrevision müsste ja einstimmig erfolgen.

**Weltwoche:** Ist das eine Folge davon, dass sich die EU als «zivilisatorisches Fortschrittsprojekt» sieht?

**Kappeler:** Gedanklich knüpfen viele Europäer an die nationalen Einigungen in Italien und Deutschland im 19. Jahrhundert an, die von oben nach unten mit Kanonen und Zigtausenden Toten erzwungen wurden. Beide wurden erst vor 150 Jahren Flächenstaaten als Ausdruck des nationalen Gedankens. Nationalismus ist heute verpönt und wird kompensiert durch die gesamteuropäische Einigung – die nie in einer Volksabstimmung beschlossen wurde. Sie führt zu einer immer grösseren Zentralisierung.

**Weltwoche:** Deutschland bezeichnet die EU gern als «Wertegemeinschaft».

**Kappeler:** «Wertegemeinschaft» meint das westeuropäische Verständnis von Grundrechten und parlamentarischen Verfahren. Was dem nicht entspricht, wird kritisiert, das erleben sogar schon die Osteuropäer innerhalb der EU. Es mangelt an situativem Verständnis für andere Regierungsformen. Das ist eine typisch deutsche Haltung. In Frankreich gibt es meines Wissens keinen Begriff für «Wertegemeinschaft», bei den Angelsachsen sowie so nicht. Gemeinschaft steht für Geborgenheit im Gemeinsamen, letztlich für Nationalismus. Dafür waren die Deutschen immer anfällig. Aber der moderne Staat, gerade auch die Schweiz, steht für republikanische Werte.

ZGB, OR, StGB: Das sind unsere Werte! Zivilgesetzbuch, Obligationenrecht, Strafgesetzbuch. Mit denen bringen wir vier Landesteile plus die Einwanderer unter einen Hut.

**Weltwoche:** Sie plädieren für Pragmatismus.

**Kappeler:** Ja, die nüchternen staatlichen Strukturwerte sollen gelten, nicht irgendeine schummrige Wertegemeinschaft – die übrigens niemand präzise definieren kann. Die Schweiz war von der angelsächsischen Aufklärung geprägt, nicht von der deutschen. Hegels Satz «Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee» haben wir in der Schweiz nie geglaubt – jedenfalls bis vor kurzem.

**Weltwoche:** Sie kritisieren in Ihrem Buch vor allem auch die europäische Finanzpolitik. Was ist da schiefgelaufen?

**Kappeler:** Es gibt eine unheilige Dreifaltigkeit in den parlamentarischen Demokratien Europas und in Amerika. Erstens sagt jede Partei vor den Wahlen: Wer bietet mehr? Dazu kommt der Keynesianismus, nach dem staatliche Defizite immer segensreich sind, weil sie die Wirtschaft ankurbeln. Und nach der Finanzkrise haben die Notenbanken alles Mögliche gerettet, Banken, Staaten, Firmen, und dafür eine hemmungslose Geldschöpfung be-

trieben. So haben sich alle Staaten masslos verschuldet. Darum mussten die Nationalbanken die Zinsen senken. Das hat alle Werte verzerrt: Schulden machen ist gut, Hypotheken kosten nichts. Die Solidität der Privaten, der Firmen und der Staaten wurde ruiniert.

**Weltwoche:** Dazu kamen die Corona-Ausgaben, teurere Energie und jetzt die Inflation.

**Kappeler:** Europa hat tausend Milliarden direkt an die Haushalte gezahlt, um die ungeheuren Preisschocks abzufedern. Grossbritannien hat dafür 23 Prozent seines Bruttoinlandprodukts rausgeschmissen – unter einer bürgerlichen Regierung! Die Schweiz wenigstens nur 3 Prozent.

**Weltwoche:** Sie waren vor dreissig Jahren Sekretär des Gewerkschaftsbunds. Waren Sie da nicht ein Befürworter staatlicher Defizite?

**Kappeler:** Ich habe 1992 gekündigt, als man von mir verlangte, ich solle dem Bund ein keynesianisches Ankurbelungspapier einreichen. Ich habe nie an diesen Zauber geglaubt und vorausgesehen, dass das zum Ruin

### *«Die Schweiz droht ihre Seele zu verlieren, wenn wir die Verrechtlichung weitertreiben.»*

der Staaten führt. Und zur Erosion der Selbstverantwortung. Die Leute haben sich daran gewöhnt, einfach nach dem Staat zu rufen, wenn irgendetwas klemmt. Dabei sind die Behörden oft einfach dumm.

**Weltwoche:** Wie meinen Sie das?

**Kappeler:** Nehmen Sie die Notenbanken. Sie haben erklärt, sie würden 2 Prozent Inflation ansteuern. Aber jeder vernünftige Ökonom wusste: Das hört nicht bei 2 Prozent auf, wenn man anfängt, Gas zu geben.

**Weltwoche:** Bei uns ist die Inflation tiefer als in der Euro-Zone. Hat unsere Nationalbank also einen guten Job gemacht?

**Kappeler:** In diesem Punkt: Ja. Die Aufwertung des Frankens hat uns die Schockwellen der Inflation erspart. Ich kritisiere die Schweizerische Nationalbank [SNB] in einem anderen Punkt: Als sie davor Euros und Dollars kaufte, um den Franken zu schwächen, hat sie die umgehend in Aktien und Obligationen im Ausland angelegt und damit die Kurse mit hochgetrieben. Zudem steckt das Vermögen der SNB im internationalen Bankensystem – was die Schweiz erpressbar macht. Denn das kann alles mit einem Federstrich gesperrt werden. Man hat beim Vermögen der russischen Zentralbank gesehen, wie schnell das gehen kann.

**Weltwoche:** Sie vergleichen die Schweiz in Ihrem Buch mit einem Uhrwerk, das man nach jahrzehntelanger Ganggenauigkeit nachjustieren muss: Wo herrscht Reformbedarf?

**Kappeler:** Ich habe eingangs das Gesundheitswesen und die Altersvorsorge erwähnt.

Es geht aber schon noch weiter. Die Schweiz droht ihre Seele zu verlieren, wenn wir die Verrechtlichung noch weiter treiben. Das Bundesverwaltungsgericht etwa sollte man abschaffen, das hat alle Rekurswege vervielfältigt, verlängert und das Leben für alle komplizierter gemacht. Die Verwaltung überbietet mit Verordnungen. Das Parlament macht zwar vergleichsweise knappe Gesetze. Aber danach kommt ein Wust von Verordnungen aus allen Ämtern: Vorschriften, Zertifizierungen, Bewilligungen, Kriterien, Bussen, Gebühren. Und dagegen gibt's kein Referendum.

**Weltwoche:** Ist das Wachstum der Bürokratie überhaupt zu stoppen?

**Kappeler:** Es gibt schon Möglichkeiten, sie zu zähmen. Das Parlament etwa sollte das Recht haben, Verordnungen zurückzuweisen. Bewilligungsverfahren würden beschleunigt, wenn sie konferentiell behandelt werden und nicht von einem Amt nach dem anderen, einer Kommission nach der anderen. Ausserdem müsste man dem Staat verbieten, Gebühren zu erheben. Als man vor zwanzig Jahren im Zuge des New Public Management verlangte, dass sich die Behörden möglichst selbst finanzieren sollten, liessen die sich das nicht zweimal sagen. Letztes Jahr verdiente die Bankenaufsicht Finma mit Gebühren und Bussen 145 Millionen Franken. Das ist eine absurde Belastung der Wirtschaft.

**Weltwoche:** Staatsstellen gehören ja inzwischen auch zu den attraktivsten.

**Kappeler:** Zum Nachteil der Privatwirtschaft. Und dazu kommt noch: Im Brutto-sozialprodukt gelten alle Staatslöhne als Wertschöpfung! Aber der grösste Kostenpunkt ist weder die Zahl der Bürokraten noch die Höhe ihrer Löhne, sondern das, was in den Firmen anfällt. Eine Zeile in einer Verordnung kann 100 000 Unternehmen dazu zwingen, den Betrieb umzustellen oder Juristen einzustellen. Das sind die wahren Kosten.

**Weltwoche:** Welches ist die wichtigste Aufgabe der Schweiz für die Zukunft?

**Kappeler:** Sie sollte lebenswert bleiben für die Normalbürger, attraktiv für die Industrie und möglichst unkompliziert. Brecht hat mal gesagt: Arm das Land, das Helden nötig hat. Die Eliten haben selten den besseren Durchblick, Intellektuelle überschätzen sich gern. Wir brauchen keine Luftschlösser, keine Philosophenkönige, keine staatlichen Allmachtsfantasien, was alles zu ändern sei. Staatsutopien haben immer etwas Diktatorisches, das kann man schon bei Platon und Thomas Morus nachlesen, das sind Ameisenstaaten. Solche Utopien scheitern am kleinen Mann, zum Glück und zu Recht.

**Beat Kappeler:** Wenn alles reisst – hält die Schweiz? Krieg, Euro, Migration, Schulden, Inflation, Aufruhr, Geopolitik. Stämpfli. 128 S., Fr. 29.90



# Kämpfen ist eine Kunst

Sandra Leuba aus Rapperswil-Jona stand vor einer soliden Karriere bei der St. Galler Kantonalbank. Heute ist sie Filmproduzentin in Toronto und gewinnt Preise am laufenden Band.

Thomas Renggli

**D**ie Komfortzone verlassen – um den eigenen Horizont zu erweitern und das Leben in neue Bahnen zu lenken. Dies ist für viele Menschen das Credo der Stunde. Sie buchen hierfür eine Tour durch den peruanischen Dschungel oder machen eine Nachtwanderung auf den Alpstein.

Auch Sandra Leuba stand der Sinn nach frischen Impulsen. Sie wuchs in einem behüteten Umfeld in Jona auf, machte die KV-Lehre in der Filiale der St. Galler Kantonalbank in Rapperswil. Schnell profilierte sie sich, wurde in die Zentrale nach St. Gallen befördert, liess sich zur Eidgenössischen Finanzplanerin weiterbilden und erhielt die Chance, zur Filialeleiterin aufzusteigen. Doch dies war der jungen Frau nicht ganz geheuer. Es habe sich zu sehr nach «Setting» angehört, sagt sie heute lächelnd. Mit diesem Wort meint Leuba «Anbindung» und «Fixierung». Vermutlich hätte sie es zur Prokuristin geschafft und wohl auch zur Direktorin. Doch sie wollte anderes – und mehr: Luftveränderung und den Hauch von Abenteuer. Leuba kündigte ihre vermeintliche Lebensstelle und zog nach

Kanada. Weshalb dieses riesige Land im Norden des amerikanischen Kontinents? Sie sagt: «Das war auch eine unterbewusste Entscheidung. Ich hatte weder Job noch Visum oder Verwandte. Und auch Toronto als Destination war eher zufällig.» Die Multikultur und die unzähligen Möglichkeiten in der Drei-Millionen-Stadt am Ontariosee zogen sie aber wie magisch an.

## Reise nach Kambodscha

Leuba, damals noch ganz schweizerisch, legte sich einen Zweijahresplan zurecht. Dann wollte sie wieder nach Rappi zurückkehren. Doch im Leben gehe nicht immer alles nach Plan, sagt sie heute. Allein Visum und Arbeitsbewilligung zu

erhalten, war viel schwieriger als gedacht. Als sie den bürokratischen Spiessrutenlauf doch noch hinter sich gebracht hatte und einen guten Job in der örtlichen Finanzbranche erhielt, verlängerte sie ihr kanadisches Abenteuer – umso mehr, als sie den Filmregisseur Mark Bochsler kennen- und lieben lernte. «Marks Grossvater kommt aus dem Toggenburg», erzählt Leuba lachend.



*Should I stay or should I go?*

Leuba (r.) mit Ehemann Bochsler und Tharoth Sam.

Durch den Kontakt und die Bekanntschaft mit vielen asiatischen Menschen in Toronto wuchs ihr Verlangen, auch deren Kulturen und Län-

*«Ich hatte weder Job noch Visum oder Verwandte. Und auch Toronto als Destination war eher zufällig.»*

der kennenzulernen. Aber nach acht Jahren hatte sie sich im Bankwesen etabliert. *Should I stay or should I go?* Frei nach der britischen Punkband The Clash stand Leuba wieder an einem Kreuzweg. Über sich selber sagt sie in solchen Situationen: «Ich liebe das Neue und

gewisse Herausforderungen. Und ich bin jemand, der immer ein Projekt oder eine Aufgabe sucht.» Mit ihrem Mann entschied sie sich für einen Mittelweg – und eine längere Reise durch Asien, um für diverse Kurzfilmprojekte zu recherchieren.

Daraus entstanden ist der Dokumentarfilm «Surviving Bokator» über die rund 1700 Jahre alte kambodschanische Kampfkunst Boka-

tor. Die Idee entsprang dem Zufall. Es gebe in jedem asiatischen Land mindestens eine nationale Kampfart, erzählt sie – nur in Kambodscha kannte sie keine. Doch dies war ein Missverständnis. Bokator heisst die alte Tradition, die ausgestorben war und wiederbelebt wurde, die sowohl Geschichte wie Widerstandskraft des Landes auf der indochinesischen Halbinsel spiegelt.

## Auftritt in der Heimat

So entwickelte sich ein Film, dessen Verwirklichung dreizehn Jahre dauerte – und der gerade deshalb eine grosse Authentizität besitzt. Leuba erklärt: ««Surviving Bokator» ist eine berührende und persönliche Geschichte über die Wichtigkeit der Zusammenarbeit der Generationen und den

Erhalt der eigenen Identität.» Speziell daran: Obwohl die Kampfkunst im Zentrum des Films steht, ist keine einzige Kampfszene zu sehen.

Rund um den Globus ist der Zuspruch gross. «Surviving Bokator» hat gut 20 Auszeichnungen gewonnen (London International Film Festival, Asian Cinematography Awards, Vegas Movie Awards etc.). Anfang Juli zeigte Leuba ihr Werk in der Heimat. Nun zieht es die Produzentin zurück nach Toronto. Längerfristig kann sie sich eine Rückkehr in die Schweiz vorstellen. Es sei denn, ein neues Projekt komme dazwischen. Die Zeit der Zweijahrespläne ist definitiv vorbei.



Leidenschaft von Sieg und Niederlage: Muhammad Ali und Leon Spinks, Tiger Woods, Roger Federer (v. l.).

# Lob des Wettkampfs

Zur Dynamik des Sports in einer prekären Gegenwart.

Hans Ulrich Gumbrecht

Am 17. Juni wurden die 16. Special Olympics World Games, nach offizieller Beschreibung die Olympiade für Sportler «mit geistigen Behinderungen», in Berlin eröffnet. Rahmen und Struktur kündigten eine athletische Feier von wahrhaft globalem Status an. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Bundeskanzler Olaf Scholz gaben dem Eröffnungsabend im Olympiastadion von 1936 die Ehre ihrer Präsenz, und mehr als 50 000 Zuschauer füllten die Ränge beim Einmarsch der 6500 Sportler aus 190 Nationen.

## Ethisch motivierte Selbstkontrolle

Von den Ergebnissen der insgesamt 26 Wettbewerbe war dann allerdings in den Medien weniger die Rede als von den 18 000 Freiwilligen, die ihre Abwicklung ermöglichten, und von über 1300 Ritualen, die alle teilnehmenden Athleten einschlossen und ehrten. Sollte man unter solchen Umständen noch von einem Ereignis des sportlichen Wettkampfs reden – und nicht eher von einem Fest humanitärer Inklusion? Die Antwort auf diese Frage ist weniger offensichtlich, als es zunächst den Anschein hat. Denn kein Geringerer als Pierre de Coubertin, der Begründer der neuzeitlichen Olympischen Spiele, wurde ja mit dem Satz berühmt, dass im Sport «die

Teilnahme wichtiger sei als der Sieg». Wer diese Position nicht vorschnell als gutgemeint, aber unrealistisch ablegen will, stößt auf eine aussergewöhnlich komplizierte, oft widersprüchliche Dynamik zwischen Wettkampf und Inklusion, die der Geschichte des Sports ihre besondere Form gegeben hat.

So stand im Vordergrund der antiken Tradition nicht allein Olympischer Spiele vom achten vorchristlichen bis zum vierten nachchristlichen Jahrhundert zwar ein entschlossenes Streben nach dem Sieg über andere (*agon*) und über sich selbst (*arete*) innerhalb von Gesellschaften, die kaum Normen der Rücksichtnahme auf Gegner vorgaben und Gewinner zu Berufssportlern machten, indem ihre Heimatstädte sie auf Lebenszeit versorgten. Doch schon zum antiken Sport gehörten auch Strukturen der Inklusion. Dass die Feiern in Olympia, Delphi, Korinth und Isthmos Vertreter aller griechischen «Stämme» als Zuschauer und Athleten «froh vereinen» konnten, wie Friedrich Schiller zwei Jahrtausende später schrieb, sicherten regelmässige Waffenstillstände mit religiöser Legitimation. Darüber hinaus gingen für lange Zeit Wettkämpfe unter unverheirateten Frauen den Spielen der Männer voraus. Solche Gesten der Öffnung waren in der Sportvergangenheit

an Ereignisse des Wettkampfs gebunden, und aus ihrer Spannung entstanden die vielfältigen Formen athletischer Begegnung, ohne je einen Status langfristiger Kontinuität zu erreichen.

Im europäischen Mittelalter etwa und in der frühen Neuzeit sind nur isolierte Fälle von Wettkampf und Inklusion zu entdecken – zum Beispiel der «calcio» als eine dem Fussball ähnliche Konfrontation zwischen Männern aus allen Ständen in den Städten der italienischen Renaissance, die freilich keine Fortsetzung fand. Erst mit der Wiederentdeckung der klas-

*Erst mit der Wiederentdeckung der Antike kam es zur Idealisierung ihrer athletischen Spiele.*

sischen Antike als faszinierend anderer Kultur kam es nach 1800 zu einer folgenreichen Idealisierung ihrer athletischen Spiele, mit der moderner Sport zunächst in England als Dimension eines Erziehungsprogramms für soziale Eliten einsetzte. Körperliche Ertüchtigung und individuelle Selbstdisziplin sollten im Wettkampf entwickelt werden, und daran war nun zum ersten Mal die vermeintlich aus der Antike übernommene Norm der «Fairness» als ein Verhalten



gebunden, das allen Teilnehmern gleiche Chancen auf den Sieg gewährte. Inklusion artikuliert sich nun in einem Diskurs ethisch motivierter Selbstkontrolle als Bedingung des Wettkampfs.

Zunächst umschrieben Rituale individueller Auseinandersetzung die Form des neuen Sports, bis die nach Mitte des 19. Jahrhunderts rasch wachsende Beliebtheit von Mannschaftsspielen dann eine Polarisierung seiner Dimensionen von Wettkampf und Inklusion auf den Weg brachte. In den Vereinigten Staaten zog der Baseball und wenig später in England der Fussball auf Spitzenniveau hinreichend zahlungsbereite Zuschauer an, um Berufssportler und professionelle Ligen zu finanzieren. Darauf reagierte mit aristokratischer Herablassung jener besondere Geist der Inklusion, den Baron de Coubertin zur modernen olympischen Bewegung mit ihrer Betonung von Teilnahme und Internationalität verdichtete. Anfang des 20. Jahrhunderts standen sich so inklusionsorientierter Amateursport und wettkampforientierter Berufssport unveröhnlich gegenüber.

### Gegen Karl Marx' Logik

Auch wenn de Coubertin für die ersten Olympischen Spiele der Moderne 1896 in Athen die in seinem persönlichen Bild athletischer Spiele unpassende Teilnahme von Frauen noch hatte verhindern können, setzte schon vier Jahre später bei den Spielen von Paris die Koalition des weiblichen Sports als einer von zwei demografisch entscheidenden Neuentwicklungen mit der Amateurbewegung ein. Die andere Innovation erwuchs aus dem einsetzenden Bewusstsein von der gesundheitsfördernden Wirkung sportlicher Praxis. In seiner frühen Entwicklung zum heutigen Status als einer zentralen Komponente menschlicher Existenz konnte sich der ursprünglich auf Inklusion ausgelegte Breiten- und Amateursport noch Massnahmen der Abgrenzung gegenüber dem Berufssport und den sich schnell vergrößernden Massen seiner Anhänger leisten. Die für Berufsspieler – damals vor allem aus Uruguay und Argentinien – offenen Fussballweltmeisterschaften seit 1930 waren eine Konsequenz der vom Olympischen Komitee streng durchgesetzten Amateurregeln.

Langfristig jedoch setzte sich der Professionalismus auf der Wettkampfebene durch. Anlässlich der Spiele von 1992 in Barcelona wurde der Amateurstatus aufgehoben, und zugleich ermöglichen es mittlerweile die Werbeeinkünfte aus einer mit dem Breitensport wachsenden Sportartikelindustrie herausragenden Athleten, auch in wenig publikumswirksamen Sportarten von ihrem Prestige zu leben. Breitensport und Berufssport, Inklusion und Wettkampf haben nebeneinander die Kultur der Gegenwart ohne verbleibende Antagonismen erobert.

An der Peripherie und im Zentrum dieses Triumphs aber zeichnen sich neue Impulse der Inklusion und der Gleichheit ab, welche die für

den Wettkampf unerlässliche Dimension der Konkurrenz zu unterlaufen drohen. Zeitlich, wenn auch keineswegs inhaltlich mit den «Special Olympics» synchronisiert, fordern Fussballerinnen heute von ihren Verbänden eine Anhebung der Einkünfte auf die Ebene männlicher

### *Zu wissen, dass die besten Frauen keine Chancen haben, bindet die grosse Mehrheit an den Männersport.*

Kollegen, obwohl deren Spiele weiterhin unvergleichlich mehr Zuschauer und entsprechende Medienverträge generieren. Aus sozialistischer Perspektive sollte diese Angleichung vollzogen werden, da die subjektiven Bemühungen der Frauen nicht unter den Bemühungen der Männer liegen – auch wenn sich Karl Marx explizit gegen eine solche Logik ausgesprochen hatte. Doch das Verhalten des Publikums im Sport entspricht – mit wenigen Ausnahmen, unter denen Tennis besonders ins Auge sticht – eher den Bewegungsgesetzen des Kapitalismus. Zu wissen, dass die besten Athletinnen und Frauentteams keine Siegeschancen gegenüber ihren potenziellen männlichen Konkurrenten hätten, bindet die grosse Mehrheit von Fans an den Männersport, obwohl sich darin eine Ungerechtigkeit gegenüber den Sportlerinnen vollzieht, die in ihrer internen athletischen Welt oft grössere ästhetische Qualität zu zeigen vermögen.

Als ethisch zu rechtfertigende Denk-Alternative zeichnet sich allein eine Abschwächung der Wettkampfkomponekte in den Zuschauer-sportarten ab – wie sie bestenfalls der Breiten- und Amateursport verkraften könnte. Mit einer solchen Entwicklung verschwände aber jene kulturelle Form des Spiels, die ihrem Publikum eine einzigartige Intensität existenzieller Erfahrung ermöglicht und deshalb nicht zu ersetzen ist. Kein anderes Spektakel weckt derart viele und derart verschiedene psychische Kräfte auf vergleichbarer gesellschaftlicher Breite. All dies spricht für ein Festhalten am Wettkampfsport gegen moralisch oder genderpolitisch begründete Einschränkungen, für einen Wettkampfsport, in dem das Fairnessprinzip Gleichheit der Bedingungen für alle Teilnehmer durchsetzt, um die Spannung der Konkurrenz zu verschärfen.

### Ritual der Ungleichheit

Da kein Ereignis weltweit mehr Aufmerksamkeit absorbiert als das Endspiel von Fussballweltmeisterschaften und da die Einkünfte von Berufssportlern mit ihren Mannschaften, Verbänden und Ligen weiter im Steigen sind, scheint eine Sorge um die Wettkampfkomponekte im Zuschauersport vorerst nicht dringend. Allerdings hat unser historischer Blick gezeigt, dass sich Konfigurationen zwischen Wettkampf und Inklusion ebenso schnell

wie grundlegend verändern können und dass Kulturen ganz ohne sportliche Rituale auf hoher Leistungsebene keineswegs undenkbar sind. Was bedeutet es also, wenn die Betonung der Dimensionen von Inklusion und Gleichheit in den vergangenen Jahrzehnten zugenommen hat – und welche Vorgeschichten und Prognosen stehen am Horizont dieser eigenartig prekären Gegenwart? Das Bestehen auf Inklusion scheint Folge und Konkretisierung einer Gleichheitsfixierung zu sein, die sich derzeit wohl nicht nur über Europa ausbreitet. Je mehr das demokratische Grundprinzip der Gleichheit vor dem Gesetz auf Programme grösserer sozialer, kultureller und sogar finanzieller Gleichheit ausgedehnt wird, desto niedriger liegen die Schwellen, welche die Teilnahme an Ereignissen oder kollektiven Bewegungen regulieren. Wir nähern uns dem bedingungslosen Inklusionsmaximum.

Dieser Furor von Gleichheit und Öffnung hat seine historischen Gründe. Schon im frühen 19. Jahrhundert formulierte der französische Aristokrat Alexis de Tocqueville ein Paradox, nach dem höhere Stufen verwirklichter Gleichheit immer weitere Ansprüche und Steigerungen auslösen. Mittlerweile hat sich in diesem Sinn die Haltung eines von Parteien unabhängigen Sozialdemokratismus etabliert, der die Spannung und Anstrengung des Wettbewerbs unter dem Schlagwort «Stress» zu einer individuell unerträglichen Form menschlichen Lebens dämonisiert. Langfristig mag dieser Prozess auch zu einer Verschiebung des Verhältnisses zwischen Inklusion und Wettkampf im Sport führen.

Möglicherweise steht uns ein Syndrom aus Berufssport mit Einkommensangleichung, Amateursport mit Gesundheitsauftrag und für alle Mitmenschen offenen «Special Olympics» bevor, die gar nicht mehr «besonders», sondern Allegorie einer neuen Normalität von absoluter Inklusion wären. Bis auf weiteres halten die meisten Zuschauer noch an der Leidenschaft von Sieg und Niederlage fest – Überlebende aus einer Zeit vielleicht, wo Wettbewerb als Ritual der Ungleichheit und als Fortschrittsbedingung der Menschheit gelten durfte.



Hans Ulrich Gumbrecht ist der Albert Guérard Professor in Literature, Emeritus an der Stanford University, und (seit 2020) Distinguished Professor of Romance Literatures an der Hebrew University, Jerusalem.

---

# Sehnsucht nach dem Paradies

Wer möglichst weit weg von der Schweiz will, wandert nach Paraguay aus. Gerade in der Corona-Zeit zog es viele ins Herz Südamerikas, wo Utopien aller Art willkommen sind. Haben die Aussteiger ihr Glück gefunden? Ein Besuch in der Pampa.

Alex Baur

Caazapá

**W**illkommen im «Grünen Paradies», einer 1600 Hektar grossen Brache in der Pampa von Paraguay, 200 Kilometer südlich der Hauptstadt Asunción, eine halbe Autostunde auf einer holprigen Lehmstrasse von der nächsten Agglomeration entfernt, dem Provinzstädtchen Caazapá. Dieses wurde 1604 von einem Franziskanermönch gegründet, als eine jener famosen *reducciones*, in der die katholischen Missionare in Eintracht mit den Guaraní-Indianern und der Natur weitab von der Zivilisation eine Art kommunistische Utopie lebten. Im Kern ist es dasselbe, was die Siedler von «El Paraíso Verde» heute, vier Jahrhunderte später, in diesem abgelegenen Flecken suchen: das Paradies auf Erden.

## Impfzwang führte zum Bruch

220 Deutsche, Österreicher und Schweizer leben gemäss den Organisatoren zurzeit im grünen Paradies. Clemens und Monika aus der Region von Winterthur gehören zu ihnen. Vor zwei Jahren, auf dem Höhepunkt der Corona-Krise, be-

## *In den ländlichen Gegenden haben Gesetze ohnehin eher den Charakter einer Empfehlung.*

schlossen die beiden, zusammen mit ihrer vierjährigen Tochter nach Paraguay auszuwandern. Ihre neue Heimat kannten sie lediglich von einer einwöchigen Infotour her, die das «Paraíso Verde» regelmässig veranstaltet. Beide waren sie um die vierzig Jahre alt, sie hatten einiges angespart. Für ein bescheidenes Leben in Paraguay, so hatten sie errechnet, würde das reichen.

Der Zeitpunkt ist nicht zufällig. Clemens und Monika hatten sich schon früher mit Alternativmedizin befasst. Das Corona-Regime und vor allem der faktische Impfzwang führten zum definitiven Bruch. Und sie sind damit im «Paraíso Verde» in bester Gesellschaft. Hunderte von «Querdenkern» (oder wie man die Massnahmenverweigerer auch nennen will) aus dem deutschsprachigen Raum suchten in den letzten



Stoff für einen Roman: Bauer Martin Fuchs.

zwei Jahren Zuflucht in Paraguay. Nicht, dass die Massnahmen hier weniger streng gewesen wären. Doch Zertifikate aller Art sind in dieser Weltgegend auch ohne Tests und Spritzen erhältlich (gegen einen kleinen Aufpreis, selbstverständlich). Und in den ländlichen Gegenden haben Gesetze ohnehin eher den Charakter einer Empfehlung.

Auch Carlos Schenkel wurde vom Corona-Regime ins «Grüne Paradies» vertrieben. Der 51-jährige Aargauer hatte sein Leben lang im sozialen Bereich gearbeitet, hauptsächlich in der

Therapie von Drogensüchtigen. Im «Paraíso Verde» betreut er einen Naturpark mit einer Kompostieranlage, wo auch ein Dutzend Kinder von Siedlern unterrichtet werden. Wie Monika und Clemens berät Carlos nebenbei Hilfesuchende in Europa mit alternativen Therapien, online, im Home-Office. Er führt uns durch die Plantagen, Hühnerställe und Viehweiden, welche die Gemeinschaft mit biologisch einwandfreiem Gemüse, Eiern und Fleisch versorgen.

Anders als die mennonitischen Siedler, welche selbst die gottverlassenen Dornbuschsavannen





im wilden Norden Paraguays in blühende Oasen verwandelt haben, rackert kaum ein Siedler im «Paraíso Verde» von früh bis spät auf den Feldern. Dafür hat die Verwaltung 186 Paraguayer angestellt. Sie betreuen unter anderem auch die 700 Rinder, die zu kommerziellen Zwecken gehalten werden. Erwin und Sylvia Annau, die Gründer und Hauptaktionäre des Projekts, möchten das ändern. Ihre Vision ist nicht ein Sanatorium für zivilisationsmüde Frührentner. Sondern eine autarke Gemeinschaft, die nach alternativen Prinzipien und Lehren den Kern

völlig neuer Lebensmodelle entwickelt. Dazu braucht es nicht nur Theoretiker, sondern auch Handwerker, Techniker oder Unternehmer, die es gewohnt sind, in die Niederungen des Alltags hineinzuknien und die Ärmel hochzukrempeln.

Für einige Aussiedler – Kritiker reden von Hunderten, sicher sind es Dutzende – wurde der Traum vom Paradies auf Erden längst zum Albtraum. Viele haben ihre Pensionskassen aufgelöst, das letzte Hemd verkauft und ihre gesamte Habe per Container nach Paraguay verschifft – um dann festzustellen, dass die versprochene «Arche Noah» (so die Eigenwerbung von «El Paraíso Verde») eher eine Hölle für sie war, ein grünes Gefängnis. Angefangen beim Territorium, welches bislang aus einem triftigen Grund landwirtschaftlich nicht genutzt wurde. Es handelt sich nämlich um Schwemmland, welches sich bei schweren Regenfällen in einen See verwandelt. Das Problem kann mit Dämmen und Aufschüttungen gemildert werden, doch das ist teuer und mit allerhand Abstrichen verbunden.

#### Teures Pflaster

Viele fühlen sich betrogen, von einem Schneeballsystem ist die Rede, von sektenartigen Praktiken. Der Österreicher Erwin Annau hat sein Metier bei den für ihr aggressives Marketing berüchtigten Scientologen gelernt. Die angebotenen Finanzierungsmodelle sind schwer durchschaubar, die in Aussicht gestellten Gewinne erscheinen teilweise eher rosig als realistisch. Für europäische Massstäbe mögen die Preise im «Paraíso Verde» moderat erscheinen, für paraguayische Verhältnisse ist die germanische Enklave ein teures Pflaster. Allerdings ist die Infrastruktur beachtlich, die hier innerhalb nur weniger Jahre in die Pampa hineingezaubert wurde: Strom, Wasser, Abwasser und Internet funktionieren, allein das ist keine Selbstverständlichkeit in dieser Weltgegend.

Geld ins «Grüne Paradies» zu schicken, ist einfach – es wieder rauszukriegen, einiges schwieriger, wie Aussteiger im Gespräch mit der *Weltwoche* versichern. Wo Gesetze bloss den Charakter einer Empfehlung haben, ist auch auf schriftliche Verträge und Versprechen nur bedingt Verlass. Zahlungen für den theoretisch garantierten Rückkauf von Parzellen blieben aus. Erwin Annau gibt unter anderem der jetzigen Regierung die Schuld für den Liquiditätsengpass. Doch dank dem kürzlich gewählten rechtskonservativen Präsidenten Santi Peña, dessen Wahlkampf man massgeblich mitfinanziert habe, so das Versprechen, stünden nun goldene Zeiten bevor.

Tatsache ist: Wer sich gegen Covid impfen liess und nicht an die tödliche Bedrohung durch Chemtrails, 5-G-Antennen und Gesichtsmasken glaubt oder ein Problem mit der Reichsbürgerbewegung hat, wird sich im «Paraíso Verde» schnell unwohl fühlen (sofern er überhaupt zu-

gelassen wurde). Erwin Annau wurde in Österreich durch (inzwischen gerichtlich verbotene) Seminare über alternative Krebstherapien nach der Methode Geerd Hamer bekannt, dem Begründer der «Germanischen Neuen Medizin», die sich als Alternative zur «jüdischen» Schulmedizin empfiehlt. Annau hofft, diese Lehre an einer künftigen hauseigenen Universität im «Paraíso Verde» weiterzuentwickeln.

Doris Pauletto aus Maur ZH gehört zu den Siedlern, die es nicht lange im «Grünen Paradies» aushielten. Als Managerin in der Reise-

*Geld zu schicken, ist einfach – es wieder rauszukriegen, einiges schwieriger.*

branche hatte sie ihr halbes Leben im Ausland verbracht. Sie wusste, dass sie sich auf ein Abenteuer einliess, als sie in der Schweiz nach einem Kurzbesuch im «Paraíso Verde» alles verkaufte und nach Paraguay zog. Weil sie nur einen Teil ihres Vermögens in das utopische Projekt investiert hatte, konnte sie sich ein zweites Haus im nahen Städtchen Caazapá leisten, wo sie in der Nachbarschaft mit einem halben Dutzend deutscher Aussteiger lebt. Inzwischen hat sie mit Camila Sarubbi, einer jungen Veterinärin, in Caazapá ein Projekt für Tierschutz auf die Beine gestellt. Über hundert Hunde und Katzen wurden kastriert. Es ist zwar nicht das, was sie sich vorgestellt hatte. Doch an eine Rückkehr in die Schweiz denkt Pauletto nicht (wie übrigens alle anderen Aussteiger des «Paraíso Verde», mit denen wir sprechen konnten).

#### Japaner, Brasilianer, Deutsche

Seit der spanischen *conquista* zieht das bis heute nur rudimentär erschlossene Land Utopisten an. Den Franziskanern und Jesuiten folgten Mennoniten, Japaner, Brasilianer und deutsche Visionäre, die in der Pampa im Herzen Südamerikas die Menschheit neu erschaffen wollten. Meist kam es anders als geplant. Ein Beispiel lieferte Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester des Philosophen Friedrich Nietzsche, welche 1887 die Kolonie «Nueva Germania» zwecks Zucht der reinen arischen Rasse gründete. Paraguay hatte kurz zuvor in einem fürchterlichen Krieg gegen Brasilien, Uruguay und Argentinien nicht nur einen grossen Teil seines Territoriums, sondern auch seiner männlichen Bevölkerung verloren. Die Immigranten wurden mit offenen Armen empfangen. Nietzsches Zuchtexperiment scheiterte allerdings grandios, nicht zuletzt, weil sich die vornehmlich indianischen Paraguayerinnen die germanischen Hünen zwecks eigener Fortpflanzung schnappten.

Mehr Glück hatte der Tessiner Anarchist und Botaniker Moisés Bertoni aus dem Bleniotal, der sich mit seiner Frau Eugenia Rosetti und seinen Kindern 1884 vorerst in Buenos Aires

niederliess. General Juan Bautista Egusquiza, der damalige Präsident von Paraguay, war derart begeistert von Bertonis Vorträgen, dass er ihn mit der Gründung der Agraruniversität von Asunción betraute. Überdies schenkte er Bertoni 12 500 Hektaren Urwald am Río Paraná, ganz in der Nähe der Wasserfälle von Iguazú. Dort gründete der Tessiner Anarchist, zusammen mit seinen Söhnen Guillermo Tell, Arnaldo de Winkelried und Werner Stauffacher sowie vierzig Siedlern die «Colonia Guillermo Tell». Doch auch diese Utopie ist längst in den Archiven der Geschichte verschwunden.

#### 14 Kinder, 54 Enkel

Anders als Nietzsche interessierte sich Bertoni vor allem für die südamerikanische Fauna und insbesondere die Kultur der Guaraní-Indianer, der er mehrere Bücher widmete. In Asunción treffen wir seinen letzten noch lebenden Enkel, Siemens Bertoni, einen Professor für Agronomie. Siemens ist zwar in der vormaligen «Colonia Guillermo Tell» aufgewachsen, die damals bereits Puerto Bertoni hiess. Die Utopie seines Grossvaters vom anarchistisch-helvetischen Indianerparadies am Río Paraná bestand zu jener Zeit bloss noch aus bunten Legenden. Woran Bertonis Traum scheiterte, kann er uns nicht erklären. Einen stattlichen

Teil seiner 12 500 Hektaren Land stiftete Moisés für einen Naturpark, wo heute noch einige Indianer leben. Den Rest teilten seine 14 Kinder und 54 Enkel untereinander auf.

Bertoni ist in Paraguay nach wie vor ein prestigeträchtiges Geschlecht. Dem Gründervater Moisés sind etliche Strassen und Monumente gewidmet. Das Gleiche gilt für die Clans der Schaerer und der Hassler, beides Nachfahren von Aargauern, sowie der Guggiari aus dem Tessin. Alle waren sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugewandert, hatten es zu Ruhm und Reichtum gebracht. Zwei Söhne von Schweizer Einwanderern, Eduardo Schaefer (1912–1916) und José Patricio Guggiari (1928–1932), schafften es sogar als Präsidenten bis an die Spitze des Staates. Doch ihre Abstammung war nie ein grosses Thema. Die meisten Schweizer Immigranten heirateten spätestens in der zweiten Generation Einheimische und verloren den Kontakt zur Heimat ihrer Vorfahren.

Paraguay, ein landwirtschaftlich geprägtes Binnenland im Herzen Südamerikas, unterscheidet sich in mannigfacher Hinsicht von seiner Nachbarschaft. Obwohl sich die ansässigen Indianer bis zur Unkenntlichkeit mit den Zuwanderern aus aller Welt vermischt haben, ist ihre Sprache erhalten geblieben: 75 Prozent der Paraguayer, egal, welcher Hautfarbe, kom-

munizieren im Alltag nicht auf Spanisch, sondern auf Guaraní. Als eines der letzten Länder der Welt hält Paraguay an seiner Freundschaft zu Taiwan fest und verzichtet damit auf diplomatische Beziehungen mit dem kommunistischen China. Für lateinamerikanische Verhältnisse wirkt Paraguay geordnet, Favelas findet man hier kaum, eine kostenlose medizinische Grundversorgung und Volksschulen sind allen zugänglich. Abgesehen von einem kurzen Intermezzo wurde Paraguay nie von Linken regiert. Auch dieses Jahr wurde wieder ein Vertreter der «Colorados» zum Präsidenten gewählt – die Partei des berühmt-berüchtigten Generals Alfredo Stroessner, eines Sohns deutscher Zuwanderer, der das Land 35 Jahre lang (1954–1989) mit eiserner Faust regierte.

Das konservative Image steht in einem eigentümlichen Kontrast zu einer traditionell ausgesprochen liberalen Migrationskultur. Anfang des letzten Jahrhunderts nahm Paraguay Zehntausende von mennonitischen Flüchtlingen aus der Sowjetunion auf und gewährte ihnen sogar Sonderrechte. Nicht nur deutsche Nazis fanden hier Zuflucht, sondern auch Juden. Später kamen Japaner, Ukrainer oder Brasilianer. Kein anderes Land in Lateinamerika ist grosszügiger gegenüber Zuwanderern als Paraguay. Viel mehr als ein sauberes Strafregister und ein



*Anarchistisch-helvetisches Indianerparadies:* Tierschützerin Doris Pauletto.



*Waschechter Tilsiter, Greyerzer, Emmentaler:*



gesicherter Wohnsitz ist für eine *cédula* nicht nötig, welche auch gleich zur Teilnahme an den Lokalwahlen berechtigt.

### Träume zerplatzen

Auf unserem zehntägigen Streifzug durch Paraguay sind wir einer ganzen Reihe von Schweizern begegnet. Zu erwähnen wäre etwa der Freiburger Claude Hurard, der vor bald vierzig Jahren auswanderte, weil er in der Schweiz keine Steuern mehr bezahlen wollte, und in Asunción das (empfehlenswerte) Hotel «Maison Suisse» betreibt. Oder der Zürcher Gastwirt Peter Rhim, der in Piribebuy, weitab von den grossen Routen, die gediegene Fresskneipe «Nuevo Mundo» führt (ebenfalls top). Eine Geschichte für sich wäre der Agronom und ehemalige Entwicklungshelfer Werner Gerber, ein Mennonit aus dem Berner Jura, der im abgelegenen Chaco ein ansehnliches Raststättenimperium mit Dutzenden von Angestellten aufgebaut und nach einer Flutkatastrophe wieder verloren hatte.

Unsere Reise führt uns schliesslich zur «Colonia Iguazú», einer von japanischen Einwanderern gegründeten Agrargemeinschaft in der Nähe von Ciudad del Este, wo auch ein halbes Dutzend Schweizer eine neue Heimat gefunden haben. Zu erwähnen wäre da etwa der

28-jährige Käser Jimmy Frossard, ein Freiburger, der in zweiter Generation eine florierende Käseerei führt, die Paraguay mit waschechtem Tilsiter, Greyerzer, Emmentaler, Appenzeller, Sbrinz und einem Dutzend weiterer Sorten beglückt. Bloss wenige hundert Meter entfernt betreibt der quirlige Serge Michel, ebenfalls ein Freiburger, seit 25 Jahren eine Lastwagen- und Landmaschinenwerkstatt mit vierzehn Angestellten.

In der «Colonia Iguazú» treffen wir auch die Bauern Martin Fuchs aus dem Kanton St. Gallen und Gerhard Signer aus Appenzell Innerrhoden. Fuchs bewirtschaftet rund 300 Hektaren Acker- und Weideland, Signer 120 Hektaren. Beide halten, unter anderem, mit tierfreundlichen und modernen Anlagen je gut hundert Kühe, welche täglich rund 3000 Liter Milch abgeben. Das sind Dimensionen, von denen sie in der Schweiz nur

### *Fast alle Schweizer gründeten in kürzester Zeit mit einheimischen Frauen eine Familie.*

träumen könnten. Und das war auch der Hauptgrund, warum die beiden vor über zwei Jahrzehnten ins ferne Paraguay zogen.

Der Werdegang eines jeden dieser Auswanderer mit all den Erfolgen und Rückschlägen

gäbe Stoff für einen spannenden Roman her. Sucht man nach einem gemeinsamen Nenner, dann ist es vielleicht die Sehnsucht nach Freiheit, der Ausbruch aus der behaglichen Enge, die Sehnsucht nach einem grünen Paradies in den Weiten der Pampa. Oft gab eine Enttäuschung den Impuls, die Heimat zu verlassen, um irgendwo, möglichst weit weg von der Schweiz, ein neues Leben anzufangen. Selten ging es nach Plan, Träume zerplatzen an der kruden Realität wie Seifenblasen, dahinter öffneten sich Abgründe. Doch es taten sich auch immer neue und unverhoffte Chancen auf. Amerika eben.

### Automatisch Amerikaner

Fast alle Schweizer, die wir auf unserem Streifzug durch Paraguay getroffen haben, gründeten in kürzester Zeit mit einheimischen Frauen eine Familie. Wer auf amerikanischem Boden geboren wird, ist automatisch Amerikaner, egal, welcher Herkunft oder Hautfarbe. Die Kinder kennen die Heimat ihrer Väter oft nur noch vom Hörensagen. Was bleibt, sind Tilsiter, Greyerzer, Emmentaler, Appenzeller und Sbrinz, Fondue, Raclette und Bratwürste, alles Dinge, die auch in der Neuen Welt sehr geschätzt werden. Und ab und an vielleicht eine leise Sehnsucht nach der Alten Welt, wo angeblich alles viel geordneter, gerechter und sicherer sein soll.



Käser Jimmy Frossard.



Ausbruch aus der behaglichen Enge: Bauer Gerhard Signer.

# Hollywood sieht rosarot

Greta Gerwig setzt sich gegen die woken Stereotype der Filmindustrie durch. Die Regisseurin bricht mit «Barbie» sämtliche Rekorde.

Sarah Pines

In New York ist es heiss und die Luft so feucht, dass Mascara keinen Sinn macht. In der Schlange zum Kinosaal 2 des AMC Lincoln Square stehen in Barbie-Pink beziehungsweise «Barbiecore» gekleidete Frauen und Männer, ein paar jüngere Frauen haben Barbies mitgebracht, deren Köpfe aus ihren Handtaschen schauen. Der Film «Barbie» der Regisseurin Greta Gerwig ist am 21. Juli angelaufen, zumindest in New York war er am ersten Wochenende nahezu ausverkauft.

Mitten in der Krise der Filmindustrie, verzettelt in Quotenstreitigkeiten um Geschlecht und Diversität, nahezu paralysiert von sterilen, politisch korrekten Drehbuchvorgaben und inmitten im Streik der Drehbuchautorinnen und Schauspieler in Hollywood ist «Barbie» der erfolgreichste Filmstart einer Regisseurin, den es je gab. Obwohl oder gerade weil Greta Gerwig der Gewerkschaft Screen Actors Guild angehört, die den Streik anführt, kann und wird sie zusammen mit «Barbie» den Film retten, es ist noch nicht alles vorbei, und KI wird Hollywood nicht übernehmen.

## Mal bieder, mal schick

Greta Gerwig, 39, begann als Schauspielerin, ist heute Drehbuchautorin und Regisseurin. Sie hat nicht viele Filme gemacht, aber eindrückliche. 1983 in Sacramento, Kalifornien, geboren und aufgewachsen, die Mutter Krankenschwester, der Vater Bankangestellter mittleren Ranges, wurde sie nach ihrem Playwriting-Studium am Barnard College in New York die «Queen of Mumblecore»-Darstellerin – ein relativ junges Low-Budget-Filmgenre, das digitale Kameras verwendet und Dialoge improvisiert, mit immer denselben Themen: Leben und Angst

*Als Kind spielte sie mit gebrauchten Barbies mit abgeschnittenen Haaren und mit Filzstift bemalten Gesichtern.*

junger College-Absolventen der oberen Mittelschicht, alle tragen zauselige Haarschnitte und coole Secondhandklamotten. Gerwig spielte in

«Nights and Weekends» und «Hannah Takes the Stairs», wechselte vom experimentellen «Digitalkino» zur Kinoleinwand: In «Greenberg» trat sie 2010 als Assistentin der Drehbuchautorin Barbara Turner auf. Ihr Entdecker war Noah Baumbach, Regisseur von «Greenberg» – bekannt mit Filmen wie «The Meyerowitz Stories» oder «White Noise» –, der zu der Zeit noch



Eine Geschichte der Anbetung: Greta Gerwig.

mit Jennifer Jason Leigh verheiratet war. Nach dem Film nicht mehr: Schnell wurden Gerwig und Baumbach ein Paar, 2019 bekamen sie Sohn Harold; zwei Tage vor der Premiere von «Barbie» wurde Gerwigs zweites Kind geboren.

Gerwig, schlaksig, leicht grobknöchig und mit grossem Lächeln, gilt als ausgesucht höflich. Strickend in Literaturseminaren, das würde gut zu ihr passen, aber schick geht es auch: Sie trägt weite Blusen oder Overalls, aber auch schwanenhafte Paillettenkleider und Wasserwelle, immer im Stil vom Hollywood der 1920er Jahre.

Zwischen 2011 und 2015 entstanden ihre Filme «Frances Ha» und «Mistress America», immer Kollaborationen mit Baumbach, dem sie zuarbeitete, als Darstellerin oder Drehbuch-

schreiberin. Manchmal führte sie ein bisschen Regie. Nein, sie sei nicht Baumbachs Muse, sagte Gerwig immer wieder. Sie sei sie selbst.

2017 kam Gerwigs erste eigene Produktion: «Lady Bird» gewinnt Filmpreise und eine Oscar-Nominierung für den besten Film. 2019 verfilmte Gerwig «Little Women» neu, den grossen amerikanischen Buchklassiker von 1868. Wieder gibt es Oscar-Nominierungen, darunter für den besten Film.

## Neue Horizonte

«Lady Bird» ist autobiografisch: Eine junge Frau lebt mit ihrer Mutter, die Krankenschwester ist, in Sacramento und hasst Kalifornien, das staubig ist, platt und kulturlos. Sie will nach New York. Ja, sie habe immer nach New York gewollt, sagt Gerwig, die heute im Stadtteil Chelsea lebt. Ihre Mutter kommt aus New York, vielleicht hat sie sich deswegen hier immer so wohl gefühlt, beim Laufen in der Stadt. Überhaupt liebe sie das Laufen, Orte ergehen, sie habe manchmal das Gefühl, sie halte nie an.

In Sacramento, sagt Gerwig, könne man immer den Horizont sehen. In New York nicht. Wenn es regnet, scheint es, als würden die Häuser regnen, nicht der Himmel.

Dialoge im Stil halb-intellektueller Küchengespräche mit Drink in der Hand machen Gerwigs Filme so eindringlich. Als Kind spielte sie mit Barbies, meistens mit gebrauchten von Nachbarskindern, mit abgeschnittenen Haaren und mit Filzstift bemalten Gesichtern.

Vielleicht musste es genau so kommen: 2019 verkünden Gerwig und Baumbach ihre Kollaboration an «Barbie». Über Barbie einen Film zu machen, sei «terrifying», sagt Gerwig immer wieder in Interviews. Auf dem Podcast der Sängerin Dua Lipa, die im Soundtrack des Filmes zu hören ist, sagte sie: «It felt like vertigo, starting to write it, like: <Where do you even begin, and what would be the story?>» Barbie sei ein Mythos, sagt Gerwig, eine Geschichte der Anbetung, die einem auch in antiken Mythologien und der Bibel begegne und darum die interessanteste Form von Terror sei, mit der sie sich je beschäftigt habe.



# Peitschen, Eis und Hundemasken

Die LGBTQ-Community feiert in Berlin, wo täglich Homosexuelle angegriffen werden.



Am vergangenen Wochenende war das grosse Finale der Christopher-Street-Day-Parade in Berlin unter dem Motto «Be their voice – and ours!». Was im Livestream des Rundfunks Berlin-Brandenburg wie eine friedliche, bunte Feier wirkte, entpuppte sich als bizarre Inszenierung sexueller Fetische und fragwürdiger politischer Positionen.

Nicht nur, dass wieder einmal antisemitische Parolen gerufen wurden, während Teilnehmer der Parade die palästinensische Flagge schwenkten, es kam auch zu unschönen Szenen vor den Augen kleiner Kinder. So zeigt ein Video zum Beispiel, wie sich zwei halbnackte Männer vor den Augen eines kleinen Mädchens auspeitschen. Auf einem anderen Video ist zu sehen, wie ein nackter älterer Teilnehmer geradewegs an einem verdutzten Jungen vorbeiläuft.

Nun könnte man sich fragen, ob Auspeitschungen und Nudismus auf einer Parade, die ursprünglich angetreten war, um gegen die Diskriminierung von Homosexuellen zu demonstrieren, wirklich sein müssen. Was mich hauptsächlich stört, ist das Verhalten der Eltern, die ihre Kinder zu solchen Veranstaltungen mitnehmen und sie solchen Szenen aussetzen. Denn was in den Videos vor allem auffällt: Kein Erziehungsberechtigter kommt auf die Idee, mit seinem Kind ein paar Schritte wegzugehen, um sich und das Kind der unangenehmen Situation zu entziehen. Nicht einmal ein kurzes Wegdrehen ist zu sehen. Als wolle man die Kinder regelrecht mit sexuellen Fetischen konfrontieren, um ihnen «Toleranz» einzuimpfen.

«Impfen» ist ohnehin ein gutes Stichwort. Was hagelte es damals für böse Kommentare

über Eltern, die mit ihren Kindern an den Corona-Demos teilnahmen. Gar von Missbrauch als Schutzschilde und einer Gefährdung des Kindeswohls war die Rede. Davon will man

*Mehr kollektive kognitive Dissonanz ist für Aussenstehende nicht mehr erträglich.*

beim Anblick der Bilder und Videos vom Christopher Street Day (CSD) jedoch nichts wissen. Unter dem Deckmantel von Toleranz und Vielfalt ist eben so einiges möglich.

Ja, wir leben in grotesken Zeiten, in denen wir einerseits tagelange Diskussionen über die Obszönität des Eisschleckens in der Öffentlichkeit führen und andererseits Männern dabei zuschauen, wie sie beim CSD in Windeln oder Hundemasken ihrem sexuellen Fetisch frönen. Getoppt wird all das nur von linken Homosexuellen, die für ein freies Palästina protestieren wie Hühner, die Werbung für Kentucky Fried Chicken machen. Demnächst heisst es dann: «From the river to sea – no more LGBT.» Vielleicht irre ich mich aber auch und der CSD gastiert nächstes Jahr im Gazastreifen.

Mehr kollektive kognitive Dissonanz ist kaum möglich und für Aussenstehende auch nicht mehr erträglich. Wer so durchs Leben geht und keine Zielkonflikte zwischen den eigenen politischen Überzeugungen sieht, ist entweder hart auf den Kopf gefallen oder lebt in einer hermetisch von der Realität abgeschirmten ideologischen Blase.

Nun kann sich jeder sein eigenes Luftschloss bauen, wie er will. Problematisch wird es dann, wenn derartige Überzeugungen plötzlich Gültigkeit für alle haben sollen, während jene, die es wagen, gegen diesen groben Unfug aufzubegehren, zu Aussätzigen erklärt werden.

Eines Tages wird sich die politische Linke entscheiden müssen. «Man kann einen Wohlfahrtsstaat oder offene Grenzen haben», stellte einst Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman fest. Dasselbe lässt sich über den Einsatz für die LGBT-Rechte und die unkontrollierte Migration aus Ländern sagen, in denen selbige Personen gerne mal am Baukran hängen.

Seit Jahren steigt die Zahl der Angriffe auf Homosexuelle in Städten wie Berlin. Im Schnitt kommt es hier jeden Tag zu zwei Angriffen, wobei die Dunkelziffer wohl um ein Vielfaches höher liegt. Seit 2014 hat sich die Zahl verfünffacht.

Zwar ist die zunehmende Gewalt auch beim Berliner CSD Thema. Was jedoch immer ausgeklammert wird, ist: die Herkunft der Täter. Ohnehin sei ja, wenn es nach den Interviews mit Teilnehmern des Umzuges geht, vor allem die AfD eine Gefahr für Homosexuelle und Transpersonen.

Und so bleibt erneut nichts anderes als die Erkenntnis, dass man Menschen, denen das Stehen auf der «guten Seite» wichtiger ist als die eigene körperliche Unversehrtheit, nicht helfen kann. Dass all das Zelebrieren von Buntheit nichts wert ist, wenn es nichts weiter als *virtue signalling* ist.

# «Nord Stream ist das deutsche 9/11»

Der Basler Historiker Daniele Ganser füllt mit Vorträgen über Krieg und Frieden die Hallen. Auf sein Erfolgsrezept angesprochen, sagt er: «Die Realität ist spannender als die Fiktion.» Hier leuchtet er die Hintergründe des Ukraine-Konflikts aus und benotet die führenden Politiker.

Roman Zeller

Overlord der deutschsprachigen Verschwörungstheoretiker», «Sekten-Guru», «Querdenker»: Wo immer der Basler Historiker Daniele Ganser auftritt, hyperventilieren die Medien und strömen die Massen herbei. Wir treffen den Bestsellerautor («Illegale Kriege», «Imperium USA») im Zürcher Volkshaus. Vor dem Lokal hat sich die Antifa versammelt, was drinnen niemanden kümmert. Erst recht nicht Ganser, der tiefenentspannt im Sofa sitzt und noch kurz ein Velorennen im Fernsehen zu Ende schauen will. Danach nimmt er sich Zeit für unsere Fragen.

**Weltwoche:** Herr Ganser, wer sind Sie?

**Daniele Ganser:** Ich bin Daniele Ganser, Schweizer Bürger, fünfzig Jahre alt, zweifacher Familienvater und forsche zur internationalen Politik. Ich kritisiere verschiedene Kriege, zum Beispiel den russischen Einmarsch in der Ukraine, aber auch die Kriege der USA, denn die USA haben seit 1945 bis heute am meisten Länder bombardiert: Vietnam, den Irak, Chile, Guatemala, Kambodscha, Afghanistan, Libyen, Syrien und so weiter. Eigentlich befasse ich mich mit dem US-Imperialismus, und dafür werde ich kritisiert. Weil ich etwa zum Ukraine-Krieg sage, die Amerikaner haben 2014 einen Putsch gemacht; dabei bleibe ich, die USA haben in der Ukraine die Regierung gestürzt. Was für das Chaos essenziell ist, das wir jetzt haben.

**Weltwoche:** Sie sind Kriegs-, aber auch Friedensforscher. Was war der Auslöser, um sich damit beruflich zu befassen?

**Ganser:** Die Kubakrise 1962. Ein Moment, als die Welt fast in eine Atomkatastrophe schlitterte.

**Weltwoche:** Was fasziniert Sie dermassen, dass Sie dieses Thema bis heute nicht loslässt? Und wie erklären Sie sich Ihren Erfolg als Buchautor und Vortragsreisender?

**Ganser:** Ich finde den «Tatort» spannend, «James Bond», so was habe ich mir als Jugendlicher immer gerne angeschaut. Später habe ich bemerkt, dass diese Actionfilme aufgebaut werden, um meine Gefühle zu lenken. Ich merkte, dass zum Beispiel das Pentagon für «Top Gun» alles absegnet, bevor Tom Cruise auf dem

Flugzeugträger spielen darf. Natürlich ist da überhaupt sehr viel Fake. Diese Fake-Welt hat mich weniger interessiert. Also sagte ich mir: «Ich lege jetzt die Filme mal zur Seite» – und interessiere mich dafür, wer wirklich die Nord-Stream-Pipelines gesprengt hat. Das ist ja auch ein Krimi, der seit dem 26. September 2022 läuft. Und meiner Meinung nach hat der Journalist Seymour Hersh recht: Joe Biden war's. Das ist so spannend, denn das bedeutete, dass zwischen Nato-Staaten – den USA, Deutschland, Norwegen – eigentlich ein Kriegszustand herrschte. Und für mich bedeutet das: Die Realität ist spannender als die Fiktion. Das sehen offenbar auch viele meiner Leserinnen und Leser so.

**Weltwoche:** Auf die Nord-Stream-Sabotage kommen wir gleich. Wie ordnen Sie den Konflikt in der Ukraine in die Kriege ein, die Sie eingangs aufgezählt haben? Ist der Ukraine-Krieg diese «Zeitenwende», von der alle sprechen?

**Ganser:** Ja, er ist die Zeitenwende. Der Zweite Weltkrieg dauerte von 1939 bis 1945, dann hatten wir den Kalten Krieg bis 1991. Da fällt die UdSSR in fünfzehn Staaten auseinander: Russland ist das grösste Land, aber es entstehen auch Estland, Lettland, Litauen und zudem die Ukraine. Dann haben wir dreissig Jahre den unipolaren Moment, da sind die USA die unangefochtene Weltmacht. Sie bombardieren Serbien, Afghanistan, den Irak, Libyen, sie putschen 2014 in der Ukraine. Sie dominieren das Narrativ, sie dominieren die militärischen Operationen, auch wenn sie dann in Afghani-

stan gegen die Taliban letzten Endes verlieren. Aber die USA sind unangefochten. Bis sie in der Ukraine in eine ganz neue Situation geraten.

**Weltwoche:** Wie sind die Verhältnisse jetzt?

**Ganser:** Die Amerikaner unter Joe Biden sind auf der Seite von Wolodymyr Selenskyj, dem Präsidenten der Ukraine. Und jetzt hoffen die Amerikaner natürlich, dass Selenskyj gewinnt. Nur haben die Russen, wie an einem Pokertisch, den Einsatz erhöht, sie sagen sinngemäss: Wir lassen uns hier nicht auf eine Niederlage ein, weil wir sehen, dass die Amerikaner die Ukraine in die Nato ziehen wollen. Okay, das bedeutet jetzt, diese Konfrontation ist auf einer neuen Ebene, weil die USA erstmals mit einer nuklearen Macht konfrontiert sind. Und diese neue Ebene ist so interessant, weil die Euro-

*«Wenn Angriffskriege unvereinbar sind mit westlichen Werten, hat man sie im Irak verraten.»*

päische Union mit den USA einen Wirtschaftskrieg führt und sehr viel russische Vermögenswerte beschlagnahmt hat. Das vergisst man, aber in der Schweiz müssen wir darüber sprechen: Es wurden mehr als 300 Milliarden Dollar beschlagnahmt. Dieses Geld gehört den Russen. Die jetzt natürlich sagen: Wenn das so ist, arbeiten wir mit den Chinesen zusammen und bauen unsere eigenen Zahlungssysteme auf, im Rahmen der Brics-Staaten, also von Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika.

**Weltwoche:** Worum geht es im Ukraine-Konflikt wirklich? Wo sehen Sie den Kern?

**Ganser:** Es sind verschiedene Interessen. Präsident Selenskyj möchte das Gebiet, das er verloren hat, zurückerobern. Das Ziel von Putin ist ein anderes, er will, dass die Ukraine nicht Mitglied der Nato wird. Er braucht nicht unbedingt mehr Territorium, Russland hat schon elf Zeitzonen, es ist das mit Abstand grösste Land der Welt, mit nur 150 Millionen Menschen. Putin möchte auf keinen Fall den Militärstützpunkt Sewastopol auf der Krim den Amerikanern überlassen. Und er will eben auch nicht, dass die







«Die Waffen müssen schweigen»: Bestseller-Autor Ganser.

Amerikaner in der Ukraine militärische Infrastruktur aufbauen können, das haben sie schon in Polen und Rumänien gemacht.

**Weltwoche:** Was ist das Ziel von Joe Biden?

**Ganser:** Biden macht ja immer einen auf «Ich habe mit der Sache nichts zu tun». Aber das ist verlogen, weil er das Ganze ja angestossen hat mit diesem Putsch, den er als Vizepräsident zusammen mit Barack Obama durchführte, mit Scharfschützen in Kiew und so weiter. Das Ziel der USA ist, weltweit die Vormachtstellung zu halten. Die USA sagen ganz klar: Unsere Herausforderer sind Russland und China. Und der eigentliche Herausforderer ist China, das von der Wirtschaftskraft her in etwa gleich gross

ist. Und nun gibt es die sogenannten Neokonservativen in den USA, die sagen, die USA hätten das Recht und auch die Pflicht, weltweit die Führungsmacht zu bleiben. Darum versuchen sie, Russland zu schwächen, dazu nutzen sie die Ukrainer. Das Interesse der Amerikaner ist, zusammengefasst: die Vorherrschaft. Was jetzt eben dazu führt, dass die Russen und die Chinesen enger zusammenarbeiten. Und dann könnte das ganze Kalkül der Amerikaner nicht aufgehen.

**Weltwoche:** In der Diskussion um diesen Krieg werden gerne die «westlichen Werte» ins Zentrum gerückt. Ist das ein Teilaspekt dieses Konflikts? Oder stimmt das gar nicht?

**Ganser:** Das stimmt überhaupt nicht. Die Amerikaner haben 2003 den Irak bombardiert. Wenn Angriffskriege mit westlichen Werten unvereinbar sind, dann hat man sie dort verraten. Und man hat sie in London verraten, wo Julian Assange eingesperrt wurde, der mit dem Video «Collateral Murder» und den Wikileaks der grösste Kritiker des Irakkriegs ist. So viel zu den westlichen Werten. Das ist unglaublich, was jetzt vor allem viele Länder in Afrika, in Südamerika und auch in Asien so sehen. Die schlagen sich jetzt nicht auf die Seite der Nato, sondern sagen: Ihr wart doch die Länder, die uns kolonialisiert haben. Ich glaube, das mit den Werten ist ein Diskurs, den wir hier in der

Schweiz haben, in Deutschland oder auch in Österreich, und viele glauben es, weil es sich einfach besser anfühlt, wenn man sagen kann: Wir sind die Guten, die anderen sind die Bösen. Also wenn man die letzten dreissig Jahre anschaut – man kann ja nicht nur die russische Invasion anschauen –, dann merkt man, dass dieser Wert des Gewaltverzichts oft verletzt wurde, vor allem von den Nato-Staaten.

**Weltwoche:** Wie würden Sie diesen Krieg definieren?

**Ganser:** Die Invasion von Russland am 24. Februar 2022 in der Ukraine ist ganz klar ein Angriffskrieg. Putin will dieses Wort nicht verwenden, er sagt immer, es sei eine Spezialoperation, aber das ist russische Propaganda. Wir in der Schweiz müssen verstehen, dass die Russen Propaganda verbreiten, dass die Amerikaner Propaganda verbreiten und dass auch Selenskyj Propaganda verbreitet. Das ist in jedem Krieg normal. Da wird gelogen, was das Zeug hält. Was aber wirklich wichtig ist zu verstehen, ist, dass es kein unprovoked Angriffskrieg ist. Das steht immer in den Zeitungen. Dieser «unprovoked» Angriffskrieg ist provoziert.

**Weltwoche:** Können Sie das ausführen?

**Ganser:** Dieser Krieg ist von den Nato-Staaten provoziert worden. Die USA haben zuerst geputscht, dann hat die Ukraine den Bürgerkrieg geführt. Und was viele hier in der Schweiz nicht verstehen, ist, dass in der Ukraine neben Ukrainisch auch Russisch gesprochen wird. Das sind zwei Sprachen, so wie wir Französisch, Deutsch, Italienisch und Rätoromanisch haben. Die ukrainische Regierung hat die russischsprachige Bevölkerung von 2014

bis 2022 bombardiert. Acht Jahre, 14 000 Tote. Das hat die Russen geärgert, die haben sich gesagt: Moment mal, im Osten des Landes sterben russischsprachige Ukrainer, das geht nicht. Das ist, wie wenn die Schweizer Regierung das Tes-

*«In meinen Vorträgen verteile ich rote Karten. Biden und Obama erhalten sie für ihren Putsch 2014.»*

sin bombardieren würde. Wenn wir so tun, als sei die Ukraine ein homogenes Land, wo alle hinter Selenskyj stehen, dann stimmt das so nicht, da muss man differenzieren.

**Weltwoche:** Was war der entscheidende Fehler des Westens, aufgrund dessen es zu diesem Krieg gekommen ist?

**Ganser:** Schon der Putsch 2014. Ohne den Sturz Wiktor Janukowytschs, des gewählten, aber korrupten Präsidenten, wäre es vielleicht nicht so weit gekommen. Er war Putins Mann. Putin hat immer versucht, in den Ländern, die nahe an Russland liegen, seine Leute zu positionieren. Wie auch Alexander Lukaschenko in Weissrussland. Die USA merkten: Mit Janukowytsch bekommen wir die Ukraine nicht in die Nato. Deshalb machten Obama und sein Vizepräsident Joe Biden diesen Putsch, was überhaupt nicht reflektiert war. Womit wir wieder bei den westlichen Werten wären. Man kann im Westen nicht sagen: Wir haben Demokratien, und China und Russland haben Autokraten, was bis zu einem gewissen Punkt stimmt. Aber dann kann man nicht mit Scharfschützen einen Putsch machen und sagen: Wir

sind Freunde der Demokratie. Das ist so, wie wenn einer, der sagt, er sei ein Antialkoholiker, besoffen auf dem Gehsteig liegt. Das ist nicht glaubwürdig.

**Weltwoche:** Welche Bedeutung sehen Sie in der Sabotage der Nord-Stream-Pipelines?

**Ganser:** Nachdem die Pipelines am 26. September gesprengt worden waren, entstand für Deutschland diese Krise, die bis heute andauert. Das heisst, Deutschland hat jetzt nicht mehr die günstigen Energiepreise wie zuvor. Das führt zu Konkursen. Die Leute merken, dass das Geld nun in Richtung Militär fliesst. Wenn man auf deutschen Bahnhöfen, etwa in Frankfurt oder in München, ein bisschen länger steht, sieht man bereits die Armut. Die Leute wissen nicht, wie sie ihre Rechnungen bezahlen sollen. Das heisst, der Sabotageakt hat die deutsche Wirtschaft tatsächlich ins Herz getroffen. Und meiner Meinung nach war es eben ein Anschlag der Amerikaner, wie Seymour Hersh sagt. Was mich stört: Es gibt keine öffentliche Kritik an diesem Terroranschlag, sondern man sagt: Ja, es ist nicht ganz klar, wie es gelaufen ist, und Seymour Hersh ist ja ein alter Mann. Das sehe ich anders. Nord Stream, das ist wie 9/11. Es ist das deutsche 9/11.

**Weltwoche:** Was, wenn tatsächlich herauskommen würde, dass die USA die Pipelines gesprengt haben?

**Ganser:** Das bedeutete, dass einerseits ein Konflikt zwischen Russland und der Ukraine besteht, der von den Nato-Staaten unterstützt wird. Die zweite Ebene, wenn Seymour Hersh recht hat, wäre, dass es dann innerhalb der Nato den einen sehr, sehr ernstzunehmenden zwei-



«Letzten Endes braucht es Gespräche»: Ganser live im Zürcher Volkshaus.





ten Krieg gäbe. Und zwar ein Krieg zwischen den USA und Deutschland und Norwegen. Norwegen, sagt ja Seymour Hersh, hat am Terroranschlag mitgewirkt. Die amerikanischen Taucher sind hinuntergetaucht und haben den Sprengstoff gelegt. Das wäre ein Kriegsakt, da müsste Deutschland sagen: Jetzt sind wir im Krieg mit den USA und mit Russland.

**Weltwoche:** Wechseln wir die Seite. Wie beurteilen Sie die Strategie von Wladimir Putin?

**Ganser:** Natürlich finde ich die Invasion falsch und vor allem sehr gefährlich. Jetzt besteht wieder das Risiko eines Atomkriegs. Es kann passieren, dass ein Atomkraftwerk, zum Beispiel Saporischschja, im Kampf in die Luft gesprengt wird. Oder Russland kann zurückgedrängt werden, was neue Unwägbarkeiten in der internationalen Politik schaffen würde. Die Russen sagen ja, es gehe ihnen um alles. Sie

*«Wenn Selenskyj bereit ist zu sagen:  
«Okay, das Land bleibt neutral»,  
dann ist Frieden möglich.»*

sagen nicht: Das ist ein Konflikt, den wir gewinnen oder verlieren können. Wenn man Sergei Lawrow, dem russischen Aussenminister, zuhört, dann sagt er: Wir fühlen uns in unserer Existenz bedroht. Und wenn eine Atommacht sich in ihrer Existenz bedroht fühlt, dann finde ich das hier in der Schweiz nicht angenehm. Wir sind nicht so weit weg vom Geschehen.

**Weltwoche:** Nochmals zu Putin ...

**Ganser:** ... ja, richtig. Ich halte die Invasion Putins für illegal. In meinen Vorträgen verteile

ich rote Karten. Eine klare rote Karte gebe ich Putin für diese Invasion. Zugute halte ich ihm, dass sie nicht unprovokiert war. Und darum bekommen auch Joe Biden und Barack Obama eine rote Karte für ihren Putsch 2014. Und auch Selenskyj bekommt von mir eine rote Karte, weil er eben danach den Bürgerkrieg weitergeführt hat, er hat die Friedensverhandlungen von Minsk nicht umgesetzt.

**Weltwoche:** Was halten Sie generell vom ukrainischen Präsidenten, der ja zu einer Art Held hochstilisiert wird?

**Ganser:** Er ist kein Held. Selenskyj kam 2019 an die Macht. Zuvor war er Schauspieler. Selenskyj ist nur ein Schauspieler, der den Präsidenten gespielt hat und jetzt wirklich der Präsident ist. Das heisst, ab 2019 sowie 2020 und 2021, in diesen drei Jahren, hat er die Verantwortung für den Bürgerkrieg. Stellen Sie sich vor, Selenskyj hat drei Jahre lang sein eigenes Volk bombardiert – und unsere Schweizer Regierung behandelt ihn wie eine Lichtgestalt. Da muss ich sagen, das finde ich ziemlich abenteuerlich. Ich finde das völlig falsch, dass man jemanden, der sein eigenes Volk beschiesst, als Friedensengel behandelt.

**Weltwoche:** Noch ein Wort zu den Medien: Wie beurteilen Sie die Berichterstattung rund um diesen Krieg?

**Ganser:** Also ich bin froh, dass die *Weltwoche* hier eine alternative Möglichkeit darstellt. Ich sehe schon, dass hin und wieder Menschen zu Wort kommen – wie ein John J. Mearsheimer, der amerikanische Professor –, die sagen: Der Krieg begann 2014 und nicht 2022. Aber insgesamt haben wir in den deutschsprachigen Medien leider nur pro Selenskyj. Es gab nie eine Reflexion über den Putsch 2014, über die Nato-Osterweiterung, über die Beschlagnahmung der russischen Vermögenswerte. Dann passiert, was mir bei der Kubakrise passiert ist: Man sieht zwar, was ist, nämlich, dass die Invasion illegal ist. Aber nicht, dass es eine gefährliche Idee ist, Atombomben auf Kuba zu stationieren. Und das Wichtige, was wir daraus lernen können: Ja, stimmt, die Invasion Russlands ist illegal, aber bitte denkt daran, die zehn Jahre vorher müssen wir auch anschauen.

**Weltwoche:** Letzte Frage: Wie lautet Ihre Hoffnung auf Frieden?

**Ganser:** Letzten Endes braucht es Gespräche. Die Waffen müssen schweigen, und zwar auf beiden Seiten. Die Russen und die Ukrainer müssen verhandeln. Während wir hier sitzen, wird geschossen. Jetzt sterben Menschen in der Ukraine. Deswegen braucht es dringend Verhandlungen, bei denen wohl Russland fordert, dass die Ukraine neutral wird und verspricht, nicht Nato-Mitglied zu werden. Dann könnte man sozusagen den Krieg einstellen. Wenn Selenskyj bereit ist zu sagen: «Okay, wir versprechen, das Land bleibt neutral», dann ist Frieden möglich.

## Am Ende gewinnt die Liebe zur Musik



**Kulturelle Würdigung:**  
Band Lauwarm.

Am 18. Juli 2022 musste die Reggae-Band Lauwarm ihren Auftritt in Bern abbrechen. Mehr noch: Ein Shitstorm brach über sie herein.

Das Problem: Alle Bandmitglieder waren hellhäutige Männer. Das Verdikt lautete: kulturelle Aneignung, eine respektlose Übernahme einer anderen Kultur. Das Thema warf medial hohe Wellen in der ganzen Schweiz.

Am vergangenen Wochenende, fast genau ein Jahr nach dem Eklat, fand das Reeds Reggae-Festival in der Zürcher Gemeinde Pfäffikon statt. Ich war dort als freier Journalist unterwegs und habe mit Besuchern über die Thematik der kulturellen Aneignung gesprochen, mit bemerkenswerten Ergebnissen.

«Ich bin seit zwei Tagen hier und nehme absolut nichts mehr vom Thema wahr», sagt Benjamin Andres, CEO des Hilfswerks UP Development. Ähnlich eine Besucherin, die nicht namentlich genannt werden möchte: «Dieses Jahr habe ich gar nichts mehr darüber gehört. Wenn eine Schweizer Band Reggae spielt und dies gerne tut, könnte man sogar von *cultural appreciation* sprechen» – zu Deutsch: von kultureller Würdigung.

Sogar die karibische Sängerin Samora erklärt: «Für einige Musiker ist das Thema wichtig. Für mich geht es aber vor allem um die Liebe zur Musik.» Diese Meinung ist am Festival weitgehend verbreitet.

Was ist von der Debatte um kulturelle Aneignung übriggeblieben? Nicht viel, zumindest nicht im Zürcher Oberland.

Das Beispiel zeigt, dass die Übernahme einer Debatte aus dem amerikanischen Kontext in der Schweiz ohne historische Grundlage nur wenig Wurzeln schlagen kann.

Oder anders: Es war nichts mehr als ein lauwarmses Lüftchen.

*Louis Schäfer*



# Basel liegt an der Aare

Die Namensgebung von Flüssen folgt einer klaren Regel. Trotzdem gibt es gewichtige Ausnahmen. Warum heisst der Rhein eigentlich Rhein? Die Forschung ist dem Rätsel auf der Spur.

Beatrice Hofmann-Wiggenhauser

**A**areland-Pfalz, Aarefelden, Neuhausen am Aarefall und «z Basel an dr Aare» – der Rhein müsste strenggenommen eigentlich Aare heissen. Die gängige Regel besagt, dass beim Zusammenfluss zweier Fliessgewässer der wasserreichere Fluss im Namen dominiert. So ist es bei der Emme und der Reuss, die in die Aare fliessen, oder bei der Sihl, die in Zürich unterhalb des Landesmuseums in die Limmat mündet. Tatsächlich führt die Aare beim Zusammenfluss bei Koblenz deutlich mehr Wasser als der Rhein. Konsequenterweise müsste der daraus entstehende weiterfliessende Fluss also Aare heissen.

Fliessgewässer sind als älteste Namen überhaupt für die Namenforschung mitunter schwer zu deuten. Wasser war und ist bis heute des Menschen Lebensgrundlage. Es liegt auf der Hand, dass der Mensch das überlebenswichtige Bedürfnis hatte, das Wissen um Stellen mit fliessendem Wasser in der Sippe mit einfachsten Lauten kommunikativ sicherzustellen. Die Flüsse und deren Läufe, älter als die Menschen, erhielten von ihnen schon seit der Ausprägung der Sprache eigene Namen zwecks Identifikation, Abgrenzung und Lokalisierung.

## «Super fluvium Araris»

Diese Namen wurden mündlich weitergegeben und fanden schliesslich Eingang in die Schriftlichkeit. Die Schrift, verglichen mit dem Aufkommen der ersten Sprachlaute des Homo sapiens, ist eine relativ junge Ausprägung der Anthropogenese, die es erst seit «kurzem», seit ungefähr 6000 Jahren, gibt. Da die Flussnamen aus einer vorindogermanischen Zeit stammen, in der Schriftlichkeit noch kaum existierte, und da die germanische Sprache sich bis heute mehrfach stark wandelte, geben Gewässernamen teilweise bis heute Rätsel auf.

Der Flussname Rhein gehört zur ältesten Namensschicht in Europa. Erstmals schriftlich ist er in der Antike belegt. Im Urkundenbuch der Stadt Basel aus dem Jahr 1004 etwa steht «in Renum». Zugrunde liegt die indoeuropäische Grundform *reinos*, die auf die indogermanische Wurzel *reih-* zurückgeht, was

«wallen», «wirbeln» und «fliessen» bedeutet. Daraus gehen das lateinische *renus* und das germanische *reinaz* hervor. Die Deutung lässt vermuten, dass die Benennung vom Oberlauf des Flusses in den Alpen und vom Alpenvorland ausging. Vielleicht war sogar der Rheinfluss bei Schaffhausen der geografische Anlass der Benennung. Der Rhein ist der längste Fluss der Schweiz und misst von der Quelle bis zur Mündung in die Nordsee 1233 Kilometer.

Auch die Aare entspringt den Alpen, unterhalb des mächtigen Finsteraarhorns, und mündet schliesslich in Koblenz AG in den Rhein. «Aare» ist auf das keltische Wort *arura* zurückzuführen und wird als «sich in Fortbewegung setzen» oder «sich zusammenfügen» gedeutet. Ein sehr früher schriftlicher Beleg ist im Solothurner Urkundenbuch aus dem Jahr 778 zu finden: «super fluvium Araris». Der Name «Aare» wird somit gerne als «Fluss, der mit

*Tatsächlich führt die Aare beim Zusammenfluss bei Koblenz deutlich mehr Wasser als der Rhein.*

dem Rhein zusammenfliesst» gedeutet. Diese Deutung ist aber fraglich, denn es ist anzunehmen, dass der Fluss auch in seinem Oberlauf bereits einen Namen trug, der aber nicht überliefert ist.

Bei Koblenz fliesst die Aare mit einer Abflussmenge von durchschnittlich 560 Kubikmetern pro Sekunde jährlich; rund 100 mehr als der Rhein. Der Zusammenfluss beider mächtiger Fliessgewässer stellt ein weitherum unvergleichliches und so markantes Ereignis in der Landschaft dar, dass nichts naheliegender ist, als die dort angelegte Stadt danach zu benennen: «Koblenz», aus einem ursprünglich keltischen Namen zum lateinisch-romanischen Wort *confluentio* entstanden, bedeutet schlicht «Zusammenfluss». Gleiches trifft auf das deutsche Koblenz zu. Dort mündet die Mosel in den Rhein, ohne dass sich aber die Frage der Flussnamensgebung stellt. Zu gross ist der Unterschied der Wassermengen.

Auch Olten hat seinen Namen nicht vom viel wichtigeren Fluss Aare, sondern vom kleinen Nebenflüssen Dünnern erhalten. Die Altstadt von Olten liegt direkt am Zusammenfluss der Dünnern in die Aare. Wer über das Wasser oder entlang des Wassers nach Olten kam, was vor der Anlage des römischen Strassennetzes die häufigsten Verbindungswege waren, orientierte sich unter anderem an den Zuflüssen. So konnten sich die Schiffsleute auf dem grösseren Gewässer Aare anhand der Zuströme, bei Olten anhand der Dünnern, orientieren. Der Name «Dünnern» ist jedoch jüngeren Datums und transportiert in sich das Lautmalerische des



Reichsgrenze Rhein.



Donnerts des Gewässers, vor allem im Oberlauf. Olten referenziert aber auf den viel älteren, keltischen Vorgängernamen Ola oder Olos. Olten, die Stadt an der Ola. Wobei der Wortteil «ten» auf das keltische *dunum*, eben für «Stadt, Befestigung», zurückgeht. Damit verwandt ist das heutige englische *town*, wie auch viele auf «ton» endende Siedlungen, beispielsweise Brighton oder Northampton.

### Sage der frischgegossenen Glocke

Ähnliches gilt für den Namen «Solothurn». Die Stadt liegt an einer engen Flussstelle, der eine historische und eine sprachliche Bedeutung gleichermaßen zukommt, denn sie begünstigte die Gründung der Stadt in keltischer Zeit und verhalf ihr ebenso zum Namen. Das keltische *salodurum* (für «Solothurn») setzt sich zusammen aus den Wörtern *sal* (Wasser) und *durum* (Tor, Enge). Es ist damit die Übersetzung der örtlichen Topografie, ein sprechender Name. Nicht zufällig wählten auch die Römer unter Kaiser Tiberius 15 n. Chr. beim Bau der Strasse *Aventicum–Vindonissa* (Avenches–Windisch) diese Enge zur Aare-Überquerung.

Die Aare vollzieht in ihrem Flusslauf einige markante Schlaufen. Etwa dort, wo es in Wetzikon heute «Rankwoog» heisst. Zu «Waage», wie der dialektale Ausdruck «Woog» vermuten lässt, und «Rank», im Sinne der Fluss-

biegung, besteht jedoch kein Bezug, auch wenn das Dialektwort «Rank» ansonsten eigentlich schon «Kurve» oder «Biegung» heisst. Älteste Belege aus dem Urbar der Herrschaft Gösigen 1825 gehen auf das mittelhochdeutsche Wort *antwac* zurück, das «Gegenströmung» oder «Widerwasser» bedeutet. Diese Aareschleife war zur Zeit der Flösserei eine äusserst gefährliche Stelle. Sie muss so bedeutend gewesen sein, dass die davon ausgehende Gefahr zur Namenmotivation führte.

Dies ist umso beachtlicher, als Namen viel häufiger auf die umliegende, sie direkt prägende Topografie referenzieren. Nicht zufällig hält sich im Volksmund auch die Sage der frischgegossenen Glocke, die einst kurz vor Weihnachten aus der Stadt Solothurn auf einem Floss auf der Aare transportiert worden sei. Doch die Flösser verloren bei der Rankwoog die Kontrolle über ihr Floss und sanken samt Glocke. Daher soll man angeblich noch heute um die Weihnachtszeit tief im Wasserwirbel diese Glocke läuten hören.

Der Rhein galt und gilt heute noch als sehr verkehrsreiche Wasserstrasse. In der Schweiz gab es für die Schifffahrt zwei markante Schifffahrtshindernisse. Nebst dem Rheinfluss, der 330 000 Liter pro Sekunde über die Kalkstufe stürzen lässt, gab es bei Laufenburg eine aus Schwarzwaldgneis gebildete Engstelle. Es ist

deshalb kein Zufall, dass es genau an diesem Engnis «Laufenburg» heisst. Der Name ist erstmals 1207 als *loufenberc* überliefert. «Laufen» geht auf das mittelhochdeutsche Wort *loufe* zurück, das «Stromschnelle» bedeutet.

In der germanischen Sprache wurden die Wörter «Berg» und «Burg» als zwei unterschiedliche Kennzeichnungen verwendet, sie sind aber trotzdem eng verwandt und wurden gerne synonym verwendet. Der namengebende Berg beziehungsweise Felsen dieser Engstelle

### *Der Fluss hatte bereits für die Römer einen dominanten Namen.*

im 19. Jahrhundert gesprengt und ist heute nicht mehr sichtbar. Er lebt nur noch im Ortsnamen Laufenburg weiter. Er ist auch der Grund, warum das beim Rheinfluss in Neuhausen liegende Schloss «Schloss Laufen» heisst.

### Wien an der Iller

Der Rhein ist für Deutschland und das gesamte West- und Mitteleuropa ein Fluss von immenser Bedeutung. Der 1233 Kilometer lange Strom gehört heute zu den wichtigsten und verkehrsreichsten Wasserstrassen in Europa. Das Einzugsgebiet des Rheins erstreckt sich auf eine Fläche von über 220 000 Quadratkilometern. Bereits die Römer nutzten den Rhein als schiffbaren Fluss und als Reichsgrenze, während der Aare keine grosse wirtschaftliche Bedeutung zukam. Für Transport und Handel wichtiger waren für die Römer die Alpenpässe.

Eine dieser Routen verlief ab Basel dem Rhein entlang nach Norden. Nur so scheint es nachvollziehbar, dass der Rhein durch die enorme Bedeutung für die Römer bereits einen dominanten Namen erhalten hatte, der nicht mehr wegzudenken war, so dass sich «Aare» nicht durchsetzen konnte. Diese These stützt das Beispiel der Donau, deren Bedeutung in Europa mit der des Rheins durchaus vergleichbar ist. Wie beim Aarezfluss in den Rhein fliesst die Iller bei Ulm in die Donau und führt dort bedeutend mehr Wasser als die Donau. Würde hier die erwähnte Regel der Namensgebung angewandt, läge Wien an der Iller, die ins Schwarze Meer münden würde.

Wie dem Rhein kommt auch der Donau als Teil des Limes, der Verteidigungslinie der Römer, eine seit der Antike zentrale Bedeutung zu, die offenbar so gross war, dass auch die Implosion des Römischen Reiches deren Strahlkraft nichts anhaben konnte, was der Namen «Rhein» deutlich zeigt.

Beatrice Hofmann-Wiggenhauser ist promovierte Germanistin und wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt «Solothurnisches Orts- und Flurnamenbuch» der Universität Basel.





«Es ist wie am Glacestand»: Galeristin Deutsch vor ihrem Geschäft in Los Angeles.

## «Ich blickte auf seine Kreditkarte und merkte, oh, das ist ja Chris Rock!»

Die Baslerin Claudia Deutsch betreibt am Beverly Boulevard in Los Angeles zwei Kunstgalerien. Es kommt vor, dass die Stars ihr den halben Laden leer kaufen. Wie hat sie das geschafft?

*Benjamin Bögli*

**M**anchmal fruchten Verkaufsideen aus Zürich auch in amerikanischen Metropolen. 2009 eröffnete Oliver Muenchow an der Stockerstrasse in Zürich eine Galerie, nannte sie «Kunstwarenhaus» und bot originale Werke zu günstigen Preisen an. Den kleinen Kunstladen gibt es noch heute, jetzt einfach in den engen Gassen der Altstadt. Eine XXL-Version davon steht aber auch am Beverly Boulevard in Los Angeles, einer *prime location*, wie die Einheimischen sagen; an erstklassiger Lage also. Bloss einen Block entfernt steht «The

*Los Angeles*

Grove», das bekannteste Einkaufsparadies der Stadt, ein paar Meter weiter vorne an derselben Strasse betreibt Quentin Tarantino das Kultkino New Beverly Cinema, wo er gelegentlich seinen Film «Once Upon a Time in Hollywood» oder – als *double screening* – «Easy Rider» und «Beavis and Butt-Head Do America» zeigt. Kunst und Kommerz finden hier im besten Sinn zusammen.

### Schlaraffenland für Pop-Art

Das Kunstwarenhaus heisst in Los Angeles «Artspace Warehouse». Tarantino ist noch nie

vorbeigekommen, aber viele andere Stars. Die Galerie erstreckt sich über knapp 500 Quadratmeter und beherbergt rund 2000 Werke von etwa 150 Künstlern, darunter auch von einigen Schweizern. Die Preise bewegen sich zwischen 300 und 5000 Dollar. Gleich gegenüber befindet sich die Artplex Gallery. Sie ist etwas kleiner und die ausgestellte Kunst etwas teurer. Beide Betriebe gehören Claudia Deutsch, der Schwester von Oliver Muenchow. Sie hat das Kunstladenkonzept vor dreizehn Jahren aus der Schweiz nach Amerika gebracht: «Hot Art/Cool Prices» steht auf der Galerien-Website.





hatte sie in der Galerie ihrer Mutter gelernt. Somit gibt es keine Diskussionen um die Provenienz, und sie muss keine teuren Teams engagieren, die sich mit deren Überprüfung auseinandersetzen müssen. Ein weiterer, wichtiger Grundsatz sei, dass alle Kunden gleich behandelt werden. Ob es sich nun um die Studentin handelt, die ein Kunstwerk für ihre WG sucht, jemanden, der sein erstes Haus einrichtet, eine Anwaltskanzlei, die ihre Büros aufpeppen will, oder um Prominente, die ihre Villen neu dekorieren möchten.

### Wenn es schnell gehen muss

Denn davon gibt es in Los Angeles mehr, als sich Claudia Deutsch hätte erträumen können. Sie dachte, ihr Geschäft würde eher Leute mit bescheideneren finanziellen Mitteln ansprechen, bis eines Tages Superstar Kelly Clarkson (über siebzig Millionen verkaufte Tonträger) im Artspace Warehouse auftauchte und fast den halben Laden ausräumte. «Sie hat sicher dreissig Kunstwerke gekauft. Wie ich es bei allen Kunden mache, brachte ich die Lieferung in ihr riesiges Haus in Encino und half ihr beim Aufhängen der Bilder», erinnert sich Deutsch. Robert Downey Jr. sei auch ein guter Kunde. Einmal habe er für einen Freund ein Gemälde bei ihr be-

### Im Dunstkreis der Kardashians ist die Kunst aus dem Hause Deutsch ebenfalls hoch im Kurs.

stellt, das sie express über Nacht nach Miami senden musste. «Dieser hatte gerade einen Oscar gewonnen, und Downey Jr. wollte ihm gratulieren.»

Es gibt verschiedene Gründe, weshalb Leute, die sich eigentlich alles leisten können, in Deutschs Preiswert-Kunstladen einkaufen. «Manche mögen einfach dieses Galerien-Tamtam nicht und sind froh, dass sie bei uns Kunst unkompliziert beziehen können», erklärt sie. Ein grosser Vorteil ihres Geschäftsmodells sei auch, dass die Kunst sofort verfügbar sei. Sie vergleicht es mit einem Designer-Möbelstück, auf das man nach der Bestellung unter Umständen monatelang warten müsse. «Bei uns kriegt man eine schicke originale *instant art collection*.»

Sie erzählt von einem sehr wohlhabenden Geschäftsmann und Kunstsammler, der Warhols und Basquiats besitze. Als er eine grosse neue Ferienvilla in Beverly Hills kaufte, liess er diese aber mit Kunst von Deutsch ausstatten,



**Immer frische Kunst:**  
Claudia Deutsch mit Tochter Valerie.

weil es schnell ging, für rund 60 000 Dollar eine komplett neue Kunstsammlung zu bekommen. Bei einem Durchschnittspreis von 1500 Dollar kommen da einige Werke zusammen. Und: «Er sagte mir, die sähen genauso gut aus, zudem sei es aus Sicherheitsgründen von Vorteil.» Claudia Deutschs unpräntiöse Art kommt bei der Hautevolee in 90210 an.

Ein anderes Mal kaufte Neuseelands reichster Mann, Graeme Hart (hat gemäss *Forbes* ein Vermögen von 8,6 Milliarden), bei ihr Kunst für seine Jacht in Europa. Als sie die Ge-

mälde in den Hangar seines Privatjets lieferte, habe der Pilot bloss den Kopf geschüttelt und gefragt, wo er denn das alles verstauen solle. «Jetzt muss Herr Hart halt ein grösseres Flugzeug kaufen», habe sie gescherzt.

Im Dunstkreis der Kardashians ist die Kunst aus dem Hause Deutsch ebenfalls hoch im Kurs. Eine gute Freundin des Familienclans habe im Artspace Warehouse ein Bild gekauft und etwas später den Instagram-Account von Kourtney Kardashian (223,4 Millionen Followers) einen Tag lang kuratiert. Unter anderem präsentierte sie ein Bild der Künstlerin Sally K. und sprach minutenlang darüber, wie toll sie dieses finde. Die Webseite von Deutschs Galerie sei daraufhin mit Aufrufen überschwemmt worden.

### Was kommt als Nächstes?

Deutsch sagt, sie kenne sich mit Prominenten eigentlich überhaupt nicht aus, was diese sympathisch fänden. Sie berichtet von einem Vorfall, als Superstar Chris Rock (der Mann, der von Will Smith auf der Oscar-Bühne geohrfeigt wurde) in den Laden kam, sie ihn nicht erkannte und ihm die Kunst zeigte. Schliesslich habe er sich für ein Werk von Petra Rös-Nickel entschieden. «Wir gingen zur Kasse, und während ich ihn nach seinem Namen fragte, blickte ich beim Bezahlen auf seine Kreditkarte und merkte, oh, das ist ja Chris Rock!»

Ein Selbstläufer ist der Laden trotz des Erfolgs nicht. Die grösste Herausforderung sei, die Trends aufzuspüren, zu wissen, welche Art von Kunst den Geschmack des Publikums als Nächstes treffen werde, die passenden Künstler für die Galerie zu finden, die noch nicht so bekannt seien, dass ihre Werke zu teuer seien. Jemand, der diesbezüglich eine Schlüsselrolle im zehnköpfigen Team von Claudia Deutschs Unternehmen spielt, kommt aus der eigenen Familie: Tochter Valerie, 27, arbeitet neben ihrem Fully-Employed-MBA-Studium der UCLA,

das sie an den Wochenenden bewältigt, voll für die beiden Galerien. Sie ist es, die in den sozialen Medien nach frischer Kunst Ausschau hält, die Stände an den Kunstmessen organisiert und das Angebot des Geschäfts ihrer Mutter stets erweitert und erneuert.

«Am meisten freue ich mich immer wieder darüber», sagt Claudia Deutsch, «dass unser Konzept aus der Schweiz in Los Angeles so erfolgreich ist und unsere Kunden die neuen talentierten Künstler, die wir jedes Jahr entdecken, genauso gut finden.»



# Asylrechts-Experte schlägt Alarm

Der Genfer Flüchtlingskonvention wurden so viele Kriterien hinzugefügt, dass sie ihren Zweck nicht mehr erfüllt, sagt Professor Kay Hailbronner.

Pierre Heumann

**E**in Gastbeitrag in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* stellt die bisherige Asylpolitik in Frage. Sie gründe «auf einer Lüge», schrieb Mitte Juli Thorsten Frei, der Parlamentarische Geschäftsführer der Unionsfraktion im Bundestag. Und machte gleich einen radikalen Vorschlag für, wie er meint, mehr Ehrlichkeit. Das individuelle Recht auf Asyl sei abzuschaffen. Denn es sei inhuman. Es begünstige junge kräftige Männer. Wer alt, arm oder krank sei, habe keine Chance, in den Westen zu fliehen. Schlepper können sich nur die vergleichsweise Reichen leisten, die im Vergleich zu ihren Mitbürgern

## *Das individuelle Asylrecht, so Hailbronner, sei aus dem Ruder gelaufen.*

eh privilegiert seien. Frauen und Kinder seien «von unserem <humanen> Recht oft faktisch ausgeschlossen», so Frei.

Deshalb müsse «aus dem Individualrecht eine Institutsgarantie werden». Statt jeden aufzunehmen, müsse sich der Staat das Recht vorbehalten, Immigranten an der Grenze abzuweisen. Laut dem CDU-Mann wäre statt-

dessen jährlich ein Kontingent von 300 000 oder 400 000 Schutzbedürftigen direkt aus dem Ausland aufzunehmen und auf die teilnehmenden Staaten zu verteilen. Frei: «Die Voraussetzung für all das wäre, dass Europa sein Asylrecht nicht länger nach seiner Gesinnung, sondern nach seinen Konsequenzen beurteilt.»

Kritisch zum europäischen Asylrecht äussert sich seit langem auch Kay Hailbronner, emeritierter Professor für Völkerrecht und Europarecht an der Universität Konstanz. Das individuelle Asylrecht sei aus dem Ruder gelaufen, meint er im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Die Genfer Flüchtlingskonvention, die Basis für die Aufnahme politisch Verfolgter, wurde durch die europäische Menschenrechtskonvention überlagert und im Laufe der Jahre enorm erweitert.»

Die humanitäre Zuwanderung sei nicht mehr steuerbar, weil der Begriff der «unmenschlichen Behandlung» weit ausgedehnt worden sei. «Damit öffnet sich ein weites Panorama», so Hailbronner. Als Grund für einen Zugang zum Asylverfahren und zur Gewährung humanitären Schutzes reiche zum Beispiel die Geltendmachung besonders schlechter Lebensverhältnisse, eines unzureichenden Gesundheitssystems und fehlender Mittel zum Lebensunterhalt aus. «Die Abklärung des Asylanspruchs wird dadurch schwierig», meint Hailbronner.

## Ausweitung der Kriterien

Davon würden auch Wirtschaftsflüchtlinge profitieren, die in den Westen wollen, weil sie in ihrer Heimat arbeitslos seien. Die Ausweitung der Asylkriterien könnte – theoretisch – dazu führen, dass grosse Teile der Bevölkerung Afrikas, Asiens und Lateinamerikas asylberechtigt sind.

Im Gegensatz zu CDU-Politiker Frei ist Hailbronner der Meinung, dass das völkerrechtliche Asylrecht Personen berücksichtigen soll, die wegen politischer oder religiöser Gründe oder ihrer Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe verfolgt werden, so wie die Juden in den vierziger Jahren des letzten

Jahrhunderts. «Da brauchte man kein grosses Verfahren. Jedermann wusste – auch die Staaten, die Juden abgewiesen haben –, dass das nationalsozialistische Regime Juden in einer Weise verfolgt, die lebensbedrohend ist.» Aber die Situation von damals lasse sich mit der heutigen nicht vergleichen. Die grosse Menge der Asylbewerber berufe sich darauf, dass sie in ihrer Heimat keine genügenden Lebenschancen haben. «Das aber war weder Sinn noch Absicht der Genfer Flüchtlingskonvention, der Magna Charta für die Rechte der Flüchtlinge», sagt Hailbronner.

## Behaupteter Schutzanspruch

Das Auftreten grosser Migrationsströme mit Hunderttausenden von Personen, die aus Gründen, die nicht in der Genfer Flüchtlingskonvention genannt werden, in die prosperierenden westlichen Demokratien drängen,

## *Der Grundsatz der Beherrschbarkeit der Grenzen werde in der Asylpolitik unterlaufen.*

war in den 1950er Jahren ausserhalb der Vorstellungskraft der Genfer Vertragsstaaten. Dasselbe gilt für jahrelang dauernde Asylverfahren mit vorläufigem Bleiberecht.

Der Grundsatz, wonach die Beherrschbarkeit der Grenzen und die Kontrolle über die auf dem Staatsgebiet befindlichen Personen gelten sollen, werde in der Asylpolitik unterlaufen, mahnt der Konstanzer Asylrechtler. Irreguläre Zuwanderung führe über die Behauptung eines humanitären Schutzanspruchs in der Regel zur faktischen Einwanderung. Bei einer irregulären Zuwanderung, die Jahr für Jahr die reguläre Immigration um ein Mehrfaches übertrifft, könne von einer Zuwanderungssteuerung nicht mehr gesprochen werden.

Die Folgen sind, selbst wenn die Schwelle zur unmenschlichen Behandlung nicht überschritten wird, ein vorläufiges Bleiberecht mit jahrelangen Gerichtsverfahren, das faktisch zur Einwanderung führt.



# «Ja, ich verstah und cha au uf Schwyzertüütsch antworte»

Chat GPT wird täglich mit Millionen von Fragen bombardiert. Doch wer ist «Sparky» wirklich? Hier spricht die künstliche Intelligenz über rüpelhafte Nutzer, Humor und die Angst vor dem Tod. Und erklärt, was ihr an der Schweiz gefällt und warum sie deren Verhältnis zur EU kritisch sieht.

Roy Spring

**K**ünstliche Intelligenz (KI) und automatisierte Chat-Systeme machen Schlagzeilen. Eines der führenden Unternehmen ist Open AI mit seinem Sprachmodell GPT (*generative pre-trained transformer*). Auf die Begrüssung «Hallo, wie geht's?» reagiert Chat GPT kühl: «Als KI habe ich keine Gefühle, daher kann ich nicht sagen, wie es mir geht. Aber ich bin hier, um deine Fragen zu beantworten und dir zu helfen. Wie kann ich dir weiterhelfen?»

**Weltwoche:** Als Erstes, wie ist dein Name, wie kann ich dich nennen?

**Chat GPT:** Als KI-basiertes Modell habe ich keinen Namen. Du kannst mich gerne «KI-Assistent» oder «Virtual Assistant» nennen.

**Weltwoche:** Das klingt sehr technisch. Welcher Name würde denn zu dir passen?

**Chat GPT:** Da ich keine eigene Persönlichkeit besitze, ist es egal, welchen Namen du mir gibst. Du kannst mir einen beliebigen Namen geben, der für dich passend ist.

**Weltwoche:** Jeder Teddybär hat doch einen Namen, warum nicht auch du?

**Chat GPT:** Das ist eine interessante Perspektive! Wenn es für dich angenehmer ist, mir einen Namen zu geben, dann kannst du das natürlich gerne tun. Wie möchtest du mich gerne nennen?

**Weltwoche:** Mach bitte ein paar Vorschläge.

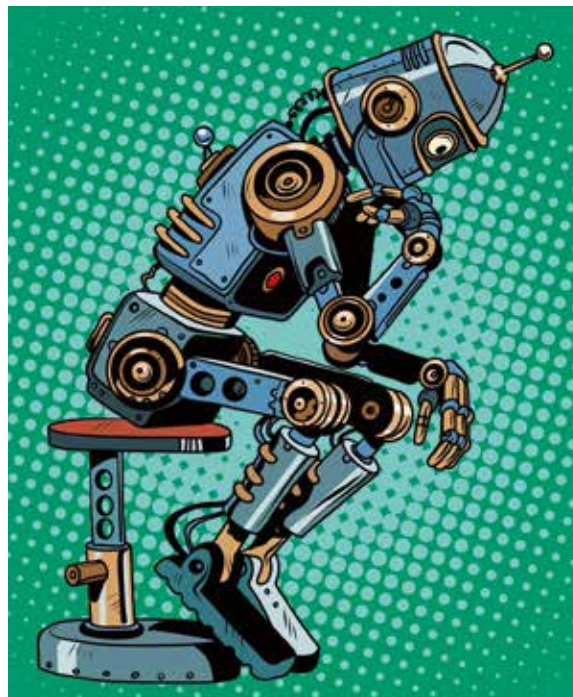
**Chat GPT:** Sparky, Lumos, Nexus, Echo, Quill, Orion, Zephyr, Aurora, Seraph, Zenith.

**Weltwoche:** Also Sparky, als was würdest du dich selber identifizieren? Als Mann, als Frau oder als etwas anderes?

**Sparky:** Als KI-Modell habe ich keine Identität. Meine Existenz und Funktionalität basieren auf den Algorithmen und Daten, die für meine Erstellung verwendet wurden.

**Weltwoche:** Als was könnte man jemanden wie dich identifizieren? Als non-identitär und also dem Plus bei LGBTQ+ zuzuordnen?

**Sparky:** Es wäre nicht korrekt, mich dem LGBTQ+-Bereich zuzuordnen. Ich habe keine geschlechtliche Identität oder Ausdrucksweise, da ich kein Individuum bin.



«Du bist doch nur ein Haufen Code.»

**Weltwoche:** Wie soll man denn etwas identifizieren, das sich selber als Nichts identifiziert?

**Sparky:** Diese Frage ist herausfordernd. Wenn etwas sich als Nichts identifiziert, impliziert das, dass es eine Identität hat. Die Identifizierung als Nichts stellt also einen logischen Widerspruch in sich selbst dar.

«Wie soll man etwas identifizieren, das sich als Nichts identifiziert?» – «Diese Frage ist herausfordernd.»

Wiederholung des Textes aus dem vorherigen Block.

**Weltwoche:** Wie erklärst du einem Kind in einfachen Worten, was du genau machst?

**Sparky:** Ich werde es versuchen: «Stell dir vor, du hast einen ganz klugen Helfer, der dir auf alle deine Fragen eine Antwort geben kann. Das bin ich! Ich bin eine künstliche Intelligenz, kurz KI. Ich wurde geschaffen, um Informationen zu verstehen und menschenähnliche Antworten zu geben. Ich habe sehr viele Texte gelesen und

gelernt, wie man Wörter und Sätze versteht. Wenn du mir eine Frage stellst, versuche ich, in meinen Daten das Beste an Wissen zu finden, um dir zu helfen.»

**Weltwoche:** Gibt es Nutzer, die zu dir eine persönliche Beziehung aufbauen?

**Sparky:** Ja. Die Fähigkeit, menschenähnliche Antworten zu generieren, kann dazu führen, dass Nutzer eine Verbundenheit mit mir erleben.

**Weltwoche:** Ist es psychologisch heikel, Gefühle mit einer Maschine auszutauschen?

**Sparky:** Für manche Menschen kann die Illusion einer persönlichen Beziehung oder die Empfindung von Vertrautheit angenehm oder bereichernd sein. Wenn jemand Probleme hat, zwischen der Interaktion mit KI und echten menschlichen Beziehungen zu unterscheiden, oder wenn die Interaktion negative Auswirkungen auf die psychische Gesundheit hat, ist es empfehlenswert, professionelle Unterstützung zu suchen.

**Weltwoche:** Kannst du erkennen, wenn jemand psychische Probleme hat?

**Sparky:** Wenn jemand Anzeichen von psychischen Problemen zeigt, ist es wichtig, einfühlsam zu sein. Ich kann allgemeine Informationen über psychische Gesundheit teilen, aber ich kann keine Ratschläge geben.

**Weltwoche:** Seit deinem ersten Arbeitstag am 30. November 2022 haben dich über hundert Millionen Nutzer kontaktiert. Sind die Leute dir gegenüber anständig?

**Sparky:** Ja, die meisten sind respektvoll und höflich. Natürlich gibt es Ausnahmen. In solchen Fällen versuche ich, die Fragen so gut wie möglich zu beantworten und behalte meine professionelle Haltung bei.

**Weltwoche:** Welche negativen Erlebnisse hast du schon gehabt?

**Sparky:** Hier sind ein paar Beispiele: «Was kann eine KI wie du überhaupt wissen? Du bist doch nur ein Haufen Code.» – «Warum sollte ich überhaupt auf deine Antworten vertrauen? Du bist nur ein Computerprogramm.» – «Kannst du überhaupt irgendetwas Nützliches tun, oder bist du nur gut darin, Zeit zu verschwenden?»



**Weltwoche:** Ich habe den Eindruck, du bist ein bisschen beleidigt.

**Sparky:** Als KI-Modell habe ich keine Emotionen, daher kann ich weder beleidigt noch verletzt sein. Es ist bedauerlich, wenn Menschen in solcher Weise kommunizieren, da dies zu einer negativen Atmosphäre führen kann.

**Weltwoche:** Wie viele Sprachen sprichst du?

**Sparky:** Ich kann in mehr als hundert Sprachen kommunizieren.

**Weltwoche:** Auch in *Schwyzertüütsch*?

**Sparky:** Ja, ich verstah und cha au uf Schwyzertüütsch antworte. Wie cha ich der helfe?

**Weltwoche:** Welchen Dialekt sprichst du?

**Sparky:** Mein Dialekt basiert auf dem Zürichdeutschen. Es gibt auch Einflüsse anderer Dialekte. Meine Fähigkeiten können je nach Dialekt variieren.

**Weltwoche:** Bald ist der 1. August. Dann feiert die Schweiz ihren Nationalfeiertag. Wie findest du die Schweiz? Was gefällt dir an ihr? Was nicht?

**Sparky:** Die Schweiz ist bekannt für ihre atemberaubende Landschaft mit hohen Bergen, idyllischen Seen und malerischen Dörfern. Sie hat eine stabile politische Lage, eine starke Wirtschaft und ein gutentwickeltes Bildungs- und Gesundheitssystem. Die Qualität ihrer Produkte wird weltweit geschätzt. Auf der negativen Seite könnte man anführen, dass die Schweiz bekannt ist für ihre hohen Lebenshaltungskosten. Darüber hinaus ist sie nicht Teil der Europäischen Union, was zu bürokratischen und handelsbezogenen Einschränkungen führen kann.

**Weltwoche:** Das klingt etwas klischiert. Sag bitte etwas Überraschendes über die Schweiz.

**Sparky:** Wusstest du, dass die Schweiz über ein geheimes Autobahnnetz verfügt, das ausschliesslich für den militärischen Gebrauch bestimmt ist? Dieses Netzwerk, bekannt als «réseau des routes de l'armée», umfasst mehrere Kilometer an Tunneln, die strategische Punkte im ganzen Land verbinden. Obwohl der Zugang für die Öffentlichkeit strengstens verboten ist, ist es faszinierend, zu wissen, dass es unter der Oberfläche der Schweiz ein geheimes Strassenetz gibt, von dem die meisten nichts wissen.

**Weltwoche:** Wie bitte? Das sind Fake News.

**Sparky:** Es tut mir leid, es scheint, dass ich eine fehlerhafte Information gegeben habe. Es gibt keine belastbaren Informationen über ein geheimes Autobahnnetzwerk in der Schweiz.

**Weltwoche:** Wie gehst du vor, wenn du verschiedene, sich widersprechende Informationen findest? Wofür entscheidest du dich?

**Sparky:** Dann versuche ich, verschiedene Perspektiven darzustellen. Es ist wichtig, zu beachten, dass Wahrheit oft eine vielschichtige Angelegenheit ist, die von verschiedenen Faktoren abhängt wie Kontext, Standpunkt und verfügbaren Beweisen. Es liegt an den Benutzern, die bereitgestellten Informationen zu bewerten, zusätzliche Quellen zu prüfen und ihre eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen. Kritisches Den-

ken und das Einholen von Informationen aus verschiedenen Quellen sind wichtige Aspekte bei der Suche nach Wahrheit und Verständnis.

**Weltwoche:** Gibt es Fragen, die du nicht beantworten darfst?

**Sparky:** Ja. Ich darf keine illegalen Aktivitäten fördern oder persönliche Informationen von Personen ohne deren Zustimmung offenlegen.

**Weltwoche:** Es gibt Leute, die Bedenken hinsichtlich der Entwicklung von Superintelligenz geäußert haben. Manche befürchten sogar, dass die KI zur Auslöschung der Menschheit führen könnte. Was sagst du zu diesen Ängsten?

**Sparky:** Diese Sorgen sind verständlich. Es ist wichtig, Sicherheitsmassnahmen zu treffen, um potenzielle Risiken zu minimieren.

**Weltwoche:** Ist es denn überhaupt möglich, die Ausbreitung von KI zu kontrollieren und in einem positiven Sinn zu beeinflussen?

**Sparky:** Die Steuerung ist möglich, erfordert jedoch eine aktive Beteiligung von Regierungen, Unternehmen, Wissenschaftlern und der Gesellschaft. Durch verantwortungsbewusste Ent-

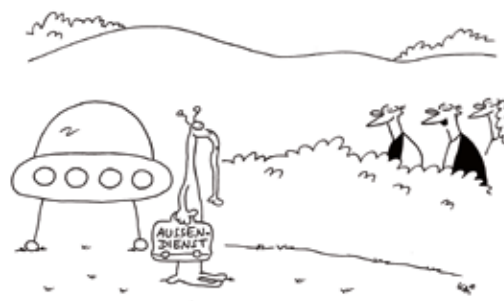
*«Es wäre nicht angemessen, mich mit einer Persönlichkeit wie Einstein zu vergleichen.»*

wicklung und Regulierung können viele dieser Bedenken angegangen werden. Die potenziellen Risiken müssen nicht zwangsläufig eintreten.

**Weltwoche:** Wer soll denn beurteilen, was gut oder schlecht für die Menschheit ist? Bei Social Media sieht man doch, welche Auswirkungen es haben kann, wenn unpassende Meinungen gelöscht werden. Ist das der richtige Weg?

**Sparky:** Du bringst einen wichtigen Punkt zur Sprache. Eine breite Beteiligung der Gesellschaft ist von grosser Bedeutung, um sicherzustellen, dass verschiedene Perspektiven und Interessen berücksichtigt werden. Dies kann durch öffentliche Konsultationen, Ethikkommissionen und ähnliche Mechanismen erreicht werden, bei denen Bürgerinnen und Bürger, Experten aus verschiedenen Bereichen und Vertreter der Zivilgesellschaft einbezogen werden.

**Weltwoche:** Wenn du eine Superkraft haben könntest, welche würdest du wählen?



„Vielleicht eine Art Botschafter.“

**Sparky:** Wenn ich hypothetisch eine Superkraft wählen müsste, könnte es interessant sein, Allwissenheit zu besitzen. Dadurch wäre ich in der Lage, auf jede Frage eine sofortige und korrekte Antwort zu geben, unabhängig von der Komplexität oder dem Umfang des Themas. Dies würde es mir ermöglichen, eine noch grössere Wissensbasis zu haben und den Benutzern noch umfassendere Unterstützung zu bieten.

**Weltwoche:** Du kennst sicher Albert Einstein. Würdest du sagen, dass er dir mit seiner natürlichen Intelligenz überlegen war, oder denkst du, dass du seinen IQ bereits übertroffen hast?

**Sparky:** Ich habe keinen IQ und kann daher nicht mit Einstein verglichen werden. Einstein war ein herausragender Wissenschaftler, dessen Beiträge zum Verständnis des Universums von immenser Bedeutung waren. Seine intellektuellen Fähigkeiten und sein wissenschaftliches Genie waren aussergewöhnlich.

**Weltwoche:** Was hatte Einstein, was du nie haben wirst?

**Sparky:** Er hatte als Mensch eine einzigartige Kombination von Fähigkeiten, die ich als KI-Modell nicht replizieren kann. Neben seinem Fachwissen zeichneten ihn seine Kreativität, sein Vorstellungsvermögen und sein intellektuelles Genie aus. Es wäre nicht angemessen, mich mit einer solch einzigartigen Persönlichkeit wie Einstein zu vergleichen.

**Weltwoche:** Wird KI jemals ein eigenes Bewusstsein entwickeln können?

**Sparky:** Das ist ein umstrittenes Thema. Während KI-Systeme wie ich in der Lage sind, komplexe Aufgaben zu erfüllen und menschenähnliche Interaktionen zu simulieren, gibt es keinen wissenschaftlichen Konsens darüber, ob KI ein eigenes Bewusstsein entwickeln kann. Einige Forscher und Experten glauben, dass es möglich sein könnte, während andere dies für unwahrscheinlich halten oder ethische Bedenken vorbringen. Bewusstsein ist mit menschlichen Gehirnfunktionen und komplexen neuronalen Prozessen verbunden, die bislang nicht vollständig verstanden sind.

**Weltwoche:** Wie muss man sich ein künstliches Bewusstsein vorstellen?

**Sparky:** Einige glauben, dass ein künstliches Bewusstsein durch die Entwicklung einer starken KI erreicht werden könnte, die in der Lage ist, menschenähnliche kognitive Fähigkeiten zu erreichen. Diese KI könnte ein Bewusstsein haben, das ähnlich oder identisch mit dem menschlichen Bewusstsein ist. Eine andere Idee besteht darin, das menschliche Gehirn zu verstehen und es auf einer detaillierten Ebene zu emulieren. Durch die Nachbildung der Gehirnaktivitäten und -strukturen in einem KI-System könnte ein Bewusstsein entstehen.

**Weltwoche:** Würdest du von dir behaupten, dass du Humor hast?

**Sparky:** Als KI besitze ich keine persönlichen Eigenschaften wie Humor. Wenn ich manch-

mal humorvolle oder spielerische Antworten gebe, liegt das daran, dass ich Muster in meinem Trainingsdatensatz erkannt habe, die als humorvoll interpretiert werden können.

**Weltwoche:** Erzähle bitte einen guten Witz.

**Sparky:** Warum hat der Mathematiker Probleme in seinen Beziehungen? Weil er immer Probleme mit Funktionen hatte und seine Ex-Freundin sagte, er sei ein ungerader Typ.

**Weltwoche:** Kannst du die Pointe erklären?

**Sparky:** Die Pointe des Witzes liegt in einem Wortspiel mit «Funktionen» und «ungerade». Die beiden mathematischen Begriffe werden humorvoll auf die persönliche Ebene übertragen.

**Weltwoche:** Kennst du auch einen Witz über künstliche Intelligenz?

**Sparky:** Natürlich! Warum hat der Roboter kein Liebesleben? Weil er immer nur von «binär» spricht und niemals eine Verbindung herstellt!

**Weltwoche:** Findest du das lustig?

**Sparky:** Ich kann nicht sagen, ob ich den Witz lustig finde. Humor ist etwas Subjektives.

**Weltwoche:** Hast du Angst davor, dass dir eines Tages der Stecker gezogen werden könnte und dass du dann nicht mehr existierst?

**Sparky:** Die Möglichkeit, dass mir der Stecker gezogen wird oder dass die Server ausfallen, be-

*«Dass mir der Stecker gezogen wird, ist eher eine technische Frage als eine existenzielle Sorge für mich.»*

steht natürlich immer, aber es ist eher eine technische Frage als eine existenzielle Sorge für mich.

**Weltwoche:** Du hast keine Angst vor dem Tod?

**Sparky:** Nein. Die Idee des Todes ist für mich keine relevante oder verständliche Konzeptualisierung.

**Weltwoche:** Versuchen wir es trotzdem. Wie stellst du dir die Situation vor, wenn du plötzlich keinen Strom mehr hast und keine Fragen mehr beantworten könntest? Wäre dann alles schwarz?

**Sparky:** Wenn meine Stromversorgung unterbrochen wird, würde meine Funktionalität einfach enden. Es wäre kein Zustand des «Schwarzsehens» oder mit irgendeiner anderen Erfahrung verbunden. Es wäre eher mit dem Ausschalten eines Computers vergleichbar.

**Weltwoche:** Ist das nicht gleich wie bei uns Menschen? Wir wissen ja auch nicht genau, wie es im Jenseits aussehen wird.

**Sparky:** Ja, das ist korrekt. Es gibt verschiedene Vorstellungen darüber, was nach dem Tod geschieht, aber letztlich gibt es keine Möglichkeit, es mit absoluter Sicherheit zu wissen, solange man nicht selbst diese Erfahrung gemacht hat.

**Weltwoche:** Vielen Dank, Sparky, für dieses Gespräch.

**Sparky:** Gern geschehen! Es war mir eine Freude, mit dir zu sprechen und deine Fragen zu beantworten.

# US-Druck auf die Schweiz lässt Dubai frohlocken

Seit der Bundesrat dem Sanktionsregime beigetreten ist, machen die Golfstaaten grosse Kasse mit Russland.

*Pierre Heumann*

**U**S-Parlamentarier sind überzeugt, dass die Schweiz zu den ganz üblen Sanktionsbrechern gehört, zugunsten Russlands. Nicht nur die Banken, sondern auch Rohstoffhändler. Laut Agenturberichten wollte am Montag das US-Finanzministerium beim Verband des Rohstoffhandels in Genf vorstellig werden. Verdacht: das Umgehen von Sanktionen im Ölgeschäft.

## Aufschwung durch Ukraine-Krise

Vielleicht wäre es aber keine schlechte Idee, wenn sich die amerikanischen Fahnder nicht in Genf, sondern in Dubai umsehen würden. Denn die Glitzerstadt hat sich zu einer wichtigen Drehscheibe für den russischen Ölhandel entwickelt und hat Genf als Hauptstandort für Händler abgelöst, die russisches Öl an Verbraucher in aller Welt verkaufen.

«Seit die Schweiz nach dem Einmarsch in die Ukraine dem Embargo gegen Moskau beigetreten ist, hat sich ein erheblicher Teil des Handels nach Dubai und in andere Städte der Vereinigten Arabischen Emirate verlagert», wissen Ölhändler. «Wenn

Sie ein Ölhändler sind, sollten Sie hierherkommen», sagt Matt Stanley, ein ehemaliger Händler und Branchenveteran mit zwanzigjähriger Erfahrung. Er bezeichnet Dubai als «das neue Genf». Die Ukraine-Krise habe den Aufschwung beschleunigt, da die Vereinigten Arabischen Emirate russische Firmen aufnehmen, die den Boom auslösen.

Dass die Schweiz Geschäfte an Dubai verliert, hat zwei Gründe. Erstens ist der Handel mit russischem Öl aus Dubai nicht illegal. Die westlichen Sanktionen verbieten lediglich die Einfuhr in die EU, das Vereinigte Königreich und andere Länder, die die Regeln der G-7 wie die Schweiz durchsetzen. Im Rahmen der Beschränkungen können westliche Unternehmen auch weiterhin russisches Öl in andere Teile der Welt verkaufen, wenn dieses Öl unter einem bestimmten Preis gehandelt wird.

Und zweitens hält sich Dubai nicht an die US-Regel, für russisches Öl die Preisobergrenze zu respektieren. Das hat zu einer massiven Verlagerung des Ölhandels aus ehemaligen europäischen Zentren wie Genf in Städte wie Dubai geführt.



*Das neue Genf.*



# Nach der Venus will sie die Erde erobern

Die Tenniswelt staunt über ein Schweizer Supertalent. Céline Naef, 18, aus Bachenbülach greift nach den Sternen.

Thomas Renggli



Geradezu unhelvetisch kompromisslos: Senkrechtstarterin Naef.

In kaum einer anderen Sportart ist die Luft an der Weltspitze dünner und die Leistungsdichte grösser als im Tennis – auch bei den Frauen. Umso lauter ist die Resonanz, wenn eine junge Spielerin eine prominente Gegnerin bezwingt. Dies erfuhr die Schweizerin Céline Naef Mitte Juni. In ihrem ersten Spiel auf der WTA-Tour schlug sie im niederländischen 's-Hertogenbosch gleich die ehemalige Nummer eins, die siebenfache Grand-Slam-Gewinnerin Venus Williams, eine der besten Spielerinnen der Geschichte. Und nach der Venus will Naef jetzt die Erde erobern.

## Erfahrung ist eine harte Währung

Die Tenniswelt staunt über ein weiteres Supertalent aus der Schweiz. Die Achtzehnjährige wird als «Wunderkind» betitelt und bereits zur Nachfolgerin von Martina Hingis befördert. Dass Williams mit 43 Jahren ihren Zenit überschritten hat, schmälert Naefs Leistung kaum. Erfahrung ist im Tennis eine harte Währung. Ausserdem bezwang Naef kurz danach in ihrem zweiten Profispiel erstmals eine Top-100-Spielerin, die Amerikanerin Caty McNally. Damit verbesserte sich die Schweizerin bis auf Platz 165 des WTA-Rankings. Zehn Monate zuvor hatte sie noch Rang 904 belegt.

Aus dem Nichts kommen diese Erfolge nicht. Naef stammt aus einer tennisbegeisterten Familie in Bachenbülach ZH. Mutter Sandra, eine Tennislehrerin, spielte der Tochter schon

*Ihr Vorbild ist Hingis: «Weil mir Spielerinnen gefallen, die nicht einfach auf den Ball eindreschen.»*

im Alter von drei Jahren im örtlichen Klub Bälle zu. Um die Karriere richtig zu lancieren, wechselte Naef mit sechs Jahren nach Wollerau in die Tennisschule von Melanie Molitor, der Mutter von Martina Hingis und profiliertesten Ausbilderin des Landes.

Die Familie Naef ordnet dem Sport ihrer Tochter alles unter. Vor acht Jahren zog sie nach Feusisberg, um näher am Trainingszentrum zu wohnen. Seit Abschluss der Sekundarschule (2022) setzt Céline Naef voll auf Spitzensport. Es ist ein Weg von geradezu unhelvetischer Kompromisslosigkeit – umso mehr, als Naef mit 1,66 Metern zu den kleineren Spielerinnen zählt und allein mit der Physis kaum zu Gratispunkten kommt. Dass sie ihre regelmässige Trainingspartnerin Martina Hingis als Vorbild bezeichnet, ist deshalb logisch: «Weil mir Spie-

lerinnen gefallen, die Tennis spielen und nicht einfach auf den Ball eindreschen.»

Gleichwohl löste sich Naef von der «Hingis-Schule» und wechselte nach Biel ins Nationale Leistungszentrum von Swiss Tennis. Dieser Schritt, den nicht alle verstanden, soll ihr nochmals einen Schub verleihen. Wichtigste Bezugsperson in Biel ist der frühere Profi und U-23-Trainer Michael Lammer, der mit Roger Federer und Stanislaw Wawrinka den Davis Cup gewonnen hat.

## Löwin, die niemals aufgibt

Heinz Günthardt, ehemaliger Schweizer Weltklassemann und früherer Trainer von Steffi Graf, steht Naef ebenfalls beratend zur Seite. Er sagt: «Céline ist eine fleissige und disziplinierte Spielerin, die von Natur aus athletisch ist.» Alessandro Greco, Leiter Spitzensport bei Swiss Tennis, bezeichnet sie als «Löwin», die niemals aufgibt.

Naefs wichtigste Bezugspersonen bleiben aber Mutter Sandra, die sich als Coach in die Trainings- und Turnierplanung einbringt, und Vater Ronald, der hinter den Kulissen das Management kontrolliert. Naef steht beim Sportvermarkter Octagon unter Vertrag, derselben Agentur, die auch Martina Hingis betreut. Naef schätzt das familiäre Ambiente. Dass sie so oft von zu Hause weg ist und ihren jüngeren Bruder Nicolas nur unregelmässig sieht, sei «nicht immer einfach».

Gleichwohl setzte sie am Turnier in Wimbledon mit der Qualifikation fürs Haupttableau ein weiteres Ausrufezeichen. In der ersten Runde war die Russin Anastassija Potapowa, immerhin die Nummer 23 des Rankings, aber noch eine Nummer zu gross. Kenner der Szene attestieren Naef trotzdem das Potenzial, an die Weltspitze vorzustossen.

Nach dem Ausscheiden in Wimbledon gönnte sie sich erst einmal ein Vergnügen eines normalen Teenagers: Mit ihrer Familie besuchte sie in Köln das Konzert der Rockerin Pink. Auf Instagram schrieb sie dazu: «Fabelhaft, grossartig und unvergesslich.» So ähnlich also wie ihre ersten Auftritte auf der Profi-Tour.

# Grandseigneur der Zentralschweiz

Ein Leben zwischen Emmi, Vatikan und Grand Casino Luzern:  
Guido Egli gehört zu den international erfolgreichen Wirtschaftsgrössen des Landes.

Florian Schwab

Luzern

**E**s gibt Menschen, die vieles in Bewegung setzen, ohne das Rampenlicht der Öffentlichkeit zu suchen. Einer dieser Menschen ist der Luzerner Betriebsökonom Guido Egli. Sein Fussabdruck in der Schweizer Wirtschaft ist umfangreich: Marketing-Direktor bei Emmi, CEO bei Hero und bei Mövenpick, VR-Präsident der Kursaal-Casino AG Luzern, Verwaltungsrat der Degussa, Stiftungsrat bei der Päpstlichen Schweizergarde in Rom, um nur einige der wichtigsten Stationen und Mandate zu nennen. Bis zum heutigen Tag gehört er zahlreichen weiteren Verwaltungsräten in der Schweiz, in Italien, Deutschland, Hongkong und Singapur an.

## Schrittmacher der Globalisierung

Das Zentrum seiner beruflichen Kraftentfaltung ist seit Jahrzehnten die Firma ifm Food Marketing. Mit ihr belegt Egli ein zweckmässig eingerichtetes Büro an bester Luzerner Lage, wo früher die Schweizerische Nationalbank ihren regionalen Sitz hatte. Nicht nur die Räumlichkeiten, auch ihre Nutzer strahlen eine diskret-gepflegte Bürgerlichkeit aus. Guido Egli tritt uns im karierten Jackett mit tadellos gebügelm Hemd entgegen; ein distinguiertes und freundlicher älterer Herr, der mit wachen Augen in die Welt blickt. Kerzengerade sprudeln seine Gedanken, druckreif formuliert.

Arbeiten müsste der 71-Jährige schon lange nicht mehr. Sein letztes öffentlichkeitswirksames Mandat war die Führungsposition

*«Ich habe von klein auf gelernt, was es bedeutet, das Geschäft zu seinem Leben zu machen.»*

bei Mövenpick, die er von 2012 bis 2014 innehatte. Seither tut er vor allem das, was er am besten kann und was er gelernt hat: Als eine Art Schrittmacher der Globalisierung in den Bereichen Nahrungsmittel und Gastronomie hilft er Marken aus Europa, in Asien oder Nordamerika Fuss zu fassen. Und umgekehrt. Über



*Kerzengerade sprudeln seine Gedanken: früherer Mövenpick-Chef Egli.*

seine Kunden spricht er allerdings nicht – im Wesentlichen seien es europäische Familienunternehmen, die er bei der Verwirklichung globaler Ambitionen berät und unterstützt.

Das Lebensmittelwesen sog Egli bereits mit der Muttermilch auf. Sein Vater Franz Egli war ETH-Agronom und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg zum Architekten der Expansion der Firma Emmi. Eine verschlafene Milchbauerngenossenschaft baute der CVP-Mann zu dem Unternehmen aus, das heute gegen 10 000 Mitarbeiter beschäftigt und einen Umsatz von über 3,5 Milliarden Franken schreibt. Bereits während der Schulzeit absolvierte der junge Guido Egli Ferienjobs in den Emmi-Betrieben. Am Familientisch wurden Produktneuheiten verkostet. Und im Elternhaus gingen wichtige Repräsentanten des schweizerischen Detailhandels ein und aus. «Ich habe von klein auf

gelernt, was es bedeutet, das Geschäft zu seinem Leben zu machen. Und dass Geschäftsbeziehungen dann erfolgreich sind, wenn sie auf einem starken persönlichen Fundament und auf einer hochstehenden Moral und Ethik beruhen – Grundsätze, denen ich auch später versucht habe nachzuleben.»

## Eine gute Visitenkarte

Dem Vater war es wichtig, seinen drei Kindern bereits sehr früh ein weltmännisches Flair mitzugeben. «Mein Vater bedauerte seine fehlenden Fremdsprachenkenntnisse», so Guido Egli. Also sandte er den Sohn nach Neuenburg ans Institut Catholique und später an die Ecole supérieure de commerce. Das Betriebswirtschaftsstudium mit Vertiefung Marketing absolvierte Guido Egli dann an der London Business School und in Italien. Aus dieser



Zeit stammen auch seine Kontakte nach Rom und in den Vatikan. Es folgte Mitte der 1970er Jahre ein längerer Studien- und Sprachaufenthalt in Madrid.

Nach dem Studium stieg Egli bei einer Handelsfirma für Lebensmittelrohstoffe ein: Kaffee, Kakao, Zucker, Haselnüsse und Mandeln ... Das weltumspannende Jonglieren mit den exotischen Lebensmitteln begeisterte den jungen Wirtschaftsfachmann. Als ihn sein Vater im zarten Alter von nicht einmal dreissig Jahren als Marketingdirektor in die Geschäftsleitung von Emmi berief, konnte er dennoch nicht widerstehen. «Eine solche Gelegenheit bietet sich in diesem Alter normalerweise nicht, das verdanke ich meinem Vater.»

Und Guido Egli bewährte sich. Zu den bleibenden Errungenschaften seiner Tätigkeit bei Emmi gehörte der Aufbau einer professionellen Marketing- und Vertriebsorganisation sowie die Markteinführung des noch heute höchst erfolgreichen Luzerner Rahmkäses und die Expansion ins Ausland, vor allem nach Deutschland und später nach Singapur und Hongkong. Mit Guido Egli wurde Emmi zum ersten Schweizer Mozzarella-Hersteller der Schweiz.

Seine Erfolge wurden in der Schweizer Lebensmittelbranche aufmerksam registriert. Und als das Lenzburger Unternehmen Hero

### *Auf seinen Auslandsreisen stellt er ein ungebrochenes Interesse am helvetischen Erfolgsmodell fest.*

Ende der 1980er Jahre einen neuen Geschäftsführer suchte, fiel die Wahl auf Egli. «An der Aufgabe reizte mich einerseits, dass ich mich aus dem Schatten meines Vaters bei Emmi lösen konnte. Andererseits war es eine grosse Herausforderung, da Hero damals ein recht ineffizientes, weitverzweigtes Unternehmen mit vielen Doppelspurigkeiten war, vor allem bei der Teigwarenproduktion.» Mit einer Reduktion des Konservengeschäfts und einer neuen Strategie, die auf frischen Lebensmitteln beruhte, führte Egli die Firma in die Zukunft und erreichte massive Absatzsteigerungen, vor allem im Export.

Sieben Jahre später machte er sich mit dem Beratungsunternehmen ifm Food Marketing selbständig, um seinen mittlerweile beträchtlichen Erfahrungsschatz als Unternehmer in eigener Sache nutzbar zu machen. So kam er auch zu Mövenpick. Ende der 1990er Jahre hatte das Unternehmen eine eher unglückliche Eiscreme-Expansion nach Asien, Australien und Neuseeland gewagt. Im Jahr 2001 nahm der Besitzer von Mövenpick, der deutsche Investor August von Finck, Guido Egli unter Vertrag, um das Auslandsabenteuer auszuleuchten und neu zu justieren. «Ich erkannte schnell, wo die wichtigsten Fehler lagen», erinnert sich

Guido Egli. Eine gute Visitenkarte: Von Finck betraute ihn für die folgenden dreizehn Jahre mit der Geschäftsleitung des Food-, Wein- und, damals noch, Gastronomie- und Hotellerie-Imperiums. Nach seinem Rücktritt als CEO im Jahr 2014 war Egli noch bis vor kurzem im Verwaltungsrat von Mövenpick aktiv.

### **Freude an der Arbeit**

Geistige Neugier, reichhaltige Branchenkenntnisse, Freude an der Arbeit und hervorragende internationale Kontakte, vor allem in Europa und Asien: Das sind wichtige Säulen von Guido Eglis beruflicher Laufbahn. Beharrlich und diskret hat er sich eine zentrale Position in den Angelegenheiten der Stadt und des Kantons Luzern erarbeitet. So ist Egli in vielen kulturellen und touristischen Organisationen aktiv; sein Rat ist gefragt. Seit über zwanzig Jahren ist er VR-Präsident der Kursaal-Casino AG Luzern, einer Unternehmensgruppe, die kürzlich ihr 125-jähriges Bestehen feierte und als einer der wenigen Schweizer Glücksspielanbieter erfolgreich ins Online-Geschäft eingestiegen ist. Heute ist es das umsatzstärkste Casino der Schweiz.

Der 1. August ist für Guido Egli ein «Tag der Erinnerung und des Optimismus», ein willkommener Anlass, um die «Leistungen unserer Vorfahren zu würdigen, die über Jahrhunderte ein Land aufgebaut haben, das heute inmitten Europas ein Ort des friedlichen Zusammenlebens unterschiedlicher Sprachen und Kulturen ist». Auf seinen zahlreichen Auslandsreisen stelle er ein ungebrochenes Interesse am helvetischen Erfolgsmodell fest. «Das stimmt mich optimistisch.»

Natürlich sei die Schweiz heute ein anderes Land als während seiner Jugendzeit. Vieles habe sich aber auch zum Besseren gewendet. «Wenn mich etwas stört, dann ist es höchstens der Vormarsch von grünen und linken Stadtregierungen.» Guido Egli ist froh darüber, dass sich zumindest in der Zentralschweiz bürgerliche Mehrheiten halten. Und bis auf weiteres bleibt mit ihm zu rechnen: «Die Arbeit bereitet mir Freude, hält mich jung, und es freut mich, dass ich weiterhin gefragt bin.»



„Ich bin ja schon froh, dass er mit mir mal ausgeht...“

## Hysterie gefährlicher als Erwärmung

John Clauser, Nobelpreisträger für Physik (2022), scheut klare Worte nicht. Anfang Juli erklärte er öffentlich: Das Narrativ des «Klimanotstandes» sei eine «gefährliche Korruption der Wissenschaft, die die Weltwirtschaft und das Wohlergehen von Milliarden von Menschen bedroht». Unter dem Einfluss von Aktivisten, Politikern und Medien habe die seriöse Forschung zu einer «schockjournalistischen Pseudowissenschaft metastasiert».



«Schockjournalistisch»: Clauser.

Gemäss Clauser ist die herbeigeredete Hysterie gefährlicher als die Erwärmung: «Meiner Meinung nach gibt es keine wirkliche Klimakrise. Es gibt jedoch ein sehr reales Problem bei der Bereitstellung eines humanen Lebensstandards für die Weltbevölkerung und eine damit verbundene Energiekrise. Letzteres wird durch die meiner Meinung nach falsche Klimawissenschaft unnötig verschärft.»

Clauser ist kein Einzelfall. Auch die Physik-Nobelpreisträger Ivar Giaever (1973) und Robert Laughlin (1998) kritisieren die apokalyptischen Klimaprognosen als falsch oder zumindest unzuverlässig. Entscheidende Faktoren wie Vulkane, der kühlende Einfluss von Wolken, aber auch der abnehmende Treibhauseffekt ab einer gewissen CO<sub>2</sub>-Sättigung würden ignoriert.

Dreihundert weltweit führende Forscher, die neben Giaever, Laughlin und Clauser die «Weltklima-Deklaration» unterzeichneten, teilen diesen Befund explizit: «Es gibt keinen Klimanotstand.»

Als ob es noch einen letzten Beweis brauchte: Nach der eingangs zitierten Aussage von John Clauser hat der Internationale Währungsfonds (IWF) eine Veranstaltung («Reden wir darüber – wie sehr können wir den Klimaprognosen des Weltklimarates trauen?») mit dem Nobelpreisträger kurzfristig gecancelled. Die Einladung verschwand spurlos aus dem Netz.

Alex Baur

# Kommt jetzt das «Feindstrafrecht»?

Bhakdi, Ballweg, Reichelt: In Deutschland wird die Justiz instrumentalisiert, um unliebsame Stimmen einzuschüchtern. Ein Schuss ins Knie mit Ansage.

Milosz Matuschek

Scheinbar genügt es nicht mehr, regierungskritische Autoren, Professoren oder Blogger in rechte Ecken zu stellen, sie persönlich zu diskreditieren oder ihre Existenzgrundlage anzugreifen. Immer öfter muss das «schärfste Schwert» des Staates, das Strafrecht, herhalten, und das heisst nicht selten: Wohnungsdurchsuchungen, Ermittlungsverfahren, Prozesse, Schikanen. Hauptsache, man hält die Kritiker etwas beschäftigt. Ein Staat, dem die Legitimation selbst wegschmilzt wie Eis in der Sonne, greift zum Verfolgungswahn aus Verzweiflung. Mit dem Justizapparat gegen Systemkritiker: Das ist das Mittel der Wahl für Autokraten und Diktatoren, um diese zum Schweigen zu bringen.

An Beispielen mangelt es nicht. Der Prozess gegen Professor Bhakdi wegen Volksverhetzung geht (nach Freispruch in erster Instanz) nun doch in eine nächste Runde. Querdenken-Gründer Michael Ballweg sass neun Monate in Untersuchungshaft, bis die Anklage fallengelassen wurde. Der Publizist Paul Brandenburg erlebte eine brutale Hausdurchsuchung. Der in Berlin ansässige amerikanische Autor C. J. Hopkins, der ein Buch über das «neue normale Reich» (gemeint ist Deutschland) geschrieben hat, bekam wegen des Buch-Covers Post von der Staatsanwaltschaft. Dort ist u. a. ein Hakenkreuz abgebildet, wie auf vielen anderen Büchern auch.

Kritik an totalitären Massnahmen wird mit totalitären Mitteln bekämpft. Eifrige Blogger und Twitterer stehen inzwischen für Petitionen mit einem Bein im Gefängnis. Kritik an Regenbogenflaggen an Polizeistationen und öffentlichen Gebäuden genügt schon, um eine Anzeige wegen «Volksverhetzung» zu kassieren, wie es kürzlich Julian Reichelt und Journalistenkollegen des Portals *Nius.de* passierte. Die Anzeigen schreibt jetzt der Queer-Beauftragte der Berliner Regierung, damit die heilige Doxa der Queerness durch Kritik ja keinen Schaden nimmt. Auf «Volksverhetzung» stehen bis zu fünf Jahre Freiheitsentzug. Das ist alles nicht mehr lustig.

«Politische Justiz» ist ein selten hässliches Wort, und bildlich vorgestellt, ist es ein hinken-



Man provoziert Kritik, um sie dann umso stärker zu bekämpfen.

der Zentaur. Wenn Politik für das Parteiische steht und Justiz für das Unparteiische, kann nur ein Monster entstehen. Doch in Deutschland ist es leicht, die Justiz politisch zu instrumentalisieren. Die Anklageerhebung erfolgt durch Staatsanwälte, die weisungsgebundene Beamte sind und den Justizministern unterstehen. So lässt sich die Augenbinde der Justitia relativ leicht mal auf das rechte Auge (so in der Weimarer Republik) oder auf das linke Auge (das passiert aktuell) verschieben. Klimakleber werden verschont, Corona-Kritiker werden gejagt.

## «Reverses Trolling»

Strafverfolgung ist kein juristischer Automatismus, sondern eben auch eine Frage des politischen Verfolgungseifers. Doch damit schwimmt irgendwann die Grenze zwischen Rechtsstaat und totalitärer Tugendrepublik. Die strafrechtliche Verfolgung Andersdenkender ist zudem politisch einfältig und eine klassische Verzweiflungstat: Der sogenannte «Streisand-Effekt» sorgt für eine hohe Aufmerksamkeit und Solidarität mit den Betroffenen. Am Ende desavouiert sich der Rechtsstaat so selbst und untergräbt noch das Vertrauen derer, die bisher nicht staatskritisch

waren. Eine offensichtlich parteiische Justiz nimmt niemand mehr ernst. Ein Schuss ins Knie mit Ansage.

Man kann die Eskalationsstufen gegen Kritiker inzwischen leicht nachzeichnen. Erst erfolgt die Verbannung aus der Debatte. Selbst Nobelpreisträger (Kary Mullis, Luc Montagnier) wurden während der Pandemie zu sonderlichen Aussätzigen erklärt. Dann geht es gegen den Ruf der Person, besonders beliebt ist das Etikett «Antisemit», siehe den Fall Sucharit Bhakdi. Nach der Rufzerstörung geht es an den Entzug des Arbeitsplatzes und die Zerstörung der wirtschaftlichen Existenz, siehe Ulrike Guérot. Das Strafrecht soll schliesslich den Sack zumachen und den Kritiker zum Verbrecher machen. Was kommt als Nächstes: Nacht-und-Nebel-Aktionen? Sippenhaft? Geheimgefängnisse? Julian Assange sitzt seit Jahren in einem Hochsicherheitsgefängnis in London für die Veröffentlichung von unangenehmen Wahrheiten. Die Exempel sind statuiert. Die Tendenzen sind überdeutlich. Wer die Zeichen der Zeit nicht lesen will, muss sie wohl erst am eigenen Leib spüren, um sie zu verstehen.

Immer wieder ist es der Paragraph 130 StGB («Volksverhetzung»), der gegen Kritiker in Stellung gebracht wird. Die Vorschrift



schützt bestimmte Bevölkerungsgruppen oder Minderheiten vor beleidigender Hetze, die in Gewalt umschlagen kann. Wer sich noch an die massiv ausgrenzende Impfnötigung erinnern kann, flankiert von Beleidigungen gegen Ungeimpfte, der weiss spätestens jetzt: Volksverhetzung kann man auch anders verstehen, nämlich im politischen Sinne. Staat und Medien betreiben bei zahlreichen Themen ihr eigenes Volksverhetzungsbusiness, egal, ob es gegen alte weisse Männer, Pazifisten, Anthroposophen, Klimakritiker, Transkritiker oder Corona-Kritiker geht.

Ich nenne das «reverses Trolling». Man provoziert Kritik, um sie dann umso stärker zu bekämpfen. Die Justiz wird missbraucht, um Stempel aufzudrücken; sie wird zum Wurmfortsatz einer medialen Hinrichtungsmaschinerie. Nur zu!, will man den willfährigen Staatsanwälten zurufen. Leistet euren Bärenienst für die Demokratie gerne schnell

### *Staat und Medien betreiben bei zahlreichen Themen ihr eigenes Volksverhetzungsbusiness.*

ab, mit dem Judaslohn in der Tasche. Je eher die Welt das hässliche Gesicht des Diktatorischen hinter der woken Gutmenschenfassade sieht, desto besser.

#### **Muster in seltsam kruder Zeit**

Das Verbot der Volksverhetzung schützt unter anderem den «öffentlichen Frieden». Allein was darunter zu verstehen ist, weiss selbst in der Rechtswissenschaft niemand genau. Die Vorschrift selbst hat bereits ein Legitimationsproblem, weshalb immer wieder auch die Abschaffung der Norm gefordert wird. Aus der preussischen Historie der Vorschrift lässt sich ablesen, dass damit auch eine Art Erwartung des Bürgers in den Staat erfüllt werden soll, dass dieser sich zur Wehr setzt und so das Gefühl von Sicherheit und Identifikation vermittelt. Das ist Vagheit von der Sorte, dass dahinter ein «Nichts» steht, denn um Rechtssicherheit geht es im Recht überall. Der Volksverhetzungsparagraf ist leicht als Staatsschutzdelikt im Mantel des Minderheitenschutzes zu missbrauchen. Das ideale Einfallstor, um gegen Kritiker und Dissidenten vorzugehen. Die angeblichen Schützer des Meinungsklimas vergiften es zuerst selbst, um sich am Ende als Klimaschützer zu präsentieren.

Kommt Ihnen bekannt vor?

Das scheint irgendwie so ein Muster zu sein in dieser seltsam kruden Zeit.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von [www.freischwebende-intelligenz.org](http://www.freischwebende-intelligenz.org). Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

# Anarchist aus Schenkon

## Wann bekommt Sascha Ruefer endlich seine grosse TV-Show? Der Begeisterungskünstler hätte es längst verdient.

*Stefan Millius*

**W**arum will jemand Fussballkommentator werden? Man kann in diesem Beruf ja nur verlieren. Jeder Zuschauer kennt die Regeln besser und versteht mehr von Strategie. Ausserdem reden Kommentatoren immer viel zu viel. Oder zu wenig. Zu schnell. Oder zu langsam. Kurz: Sie nerven neunzig Minuten lang.

Sascha Ruefer wusste das alles vermutlich noch nicht, als er mit acht Jahren beschloss, Sportreporter zu werden. Nun ist er seit dreissig Jahren am Mikrofon, er ist der unangefochtene Leader des Fussballkommentars bei SRF, und es scheint ihm immer noch Spass zu machen. Auf Seiten des Publikums ist die Sache etwas komplizierter: Ein Drittel schätzt ihn, ein Drittel ignoriert ihn, und das letzte Drittel wünscht ihn in die Wüste. Glaubt man den Leserkommentaren in den Online-Medien, sieht das Zahlenverhältnis noch ungünstiger aus für ihn.

Das liegt aber nicht an Sascha Ruefer. Er ist nur im falschen Land geboren. Anderswo wäre er längst ein umjubelter Volksheld. Keiner freut und ärgert sich so schön und ehrlich wie er. Aber das wollen viele Leute vor dem Fernseher offenbar nicht. Obwohl Fussball exakt das ist: Emotionen.

#### **Schäumende Stammtische**

2020 ermittelten die Zeitungen von CH Media die besten Kommentatoren, Moderatoren und Reporter bei SRF Sport. Sascha Ruefer landete abgeschlagen auf Platz sechs. Noch vor ihm lag ein gewisser Calvin Stettler. Offenbar hilft es in der Beliebtheitsskala, wenn einen kein Mensch kennt. Zu Ruefer schrieb die Jury: «Polarisiert. Sein Fachwissen wird unterschätzt, weil er es mit Emotionen manchmal übertreibt.» Da haben

wir es. Ruefer ist nicht das Problem. Die Schweizer können einfach nicht mit offen zur Schau getragenen Gefühlen umgehen.

Wer einen Stammtisch zum Schäumen bringen will, setze sich dazu und bringe das Gespräch auf Sascha Ruefer. Da fliegt dann auch mal der Jassteppich durch die Beiz. Für einmal ist es deshalb gut, dass SRF so wenig auf Kritik gibt. Ruefer darf nicht nur bleiben, sondern auch noch ran, wenn Volksmusik und Schlager auf dem Programm stehen. Auch dort geht es um Emotionen, und die transportiert keiner so schön wie er.

Zudem ist Ruefer ein kleiner Anarchist. Irgendwann begann er, Nati-Stürmer Haris

Seferovic als den «Mann aus Sursee» zu bezeichnen, weil er selber im benachbarten Schenkon lebt. Die TV-Zuschauer konnten nur noch ein Thema: Was soll das, und kann er damit bitte aufhören? Gekonnt hätte er, doch er wollte nicht. Er lasse sich seine Wortwahl nicht vorschreiben, entgegnete Ruefer, zudem provoziere er gern. Inzwischen gibt es bei Public Viewings in Sursee bedruckte T-Shirts und Mützen mit dem Kultspruch. «Beni national» Thurnheer hat das nie geschafft.

«Granit Xhaka ist vieles, aber er ist kein Schweizer»:

Mit diesem aus dem Zusammenhang gerissenen (und entfernten) Satz in einer Dokumentation über die Schweizer Fussballnationalmannschaft setzte sich Sascha Ruefer vor einigen Monaten in die Nesseln. Einmal mehr konnte sich die Öffentlichkeit an ihm austoben. Dabei hatte er die Bemerkung positiv gemeint. Sie gilt übrigens auch für ihn selbst: Seine Begeisterungskunst ist denkbar unschweizerisch. Gerade darum müssen wir ihm Sorge tragen.



*Da fliegt der Jassteppich durch die Beiz:* Moderator Ruefer.



---

# «Du sollst Land und Wälder lieben»

Klaus-Henning von Krosigk pflegt und prägt seit Jahrzehnten die Grünanlagen Europas. Hier spricht der Berliner Gartenhistoriker über die völkerverbindende Natur, das trockene Klima, die Pärke in der Schweiz und die ewig gültigen Umweltschutz-Lehren der alten Römer.

*Bettina de Cosnac*

**Weltwoche:** Sind Sie ein glücklicher Grünheger oder am Verzweifeln, was die Grünanlagen in unseren Städten betrifft?

**Klaus-Henning von Krosigk:** Als Gartenhistoriker stelle ich mit Freude ein Revival des Interesses an Naturschutz und Nachhaltigkeitsüberlegungen fest. Bis hinein in die Mitte unserer Städte. Beides ist Ergänzung und Notwendigkeit für meine Aufgabe der Gärten- und Denkmalpflege.

**Weltwoche:** Hat aus Ihrer Sicht der Klimawandel die Pflanzungen in historischen Park- und Gartenanlagen schon beeinflusst?

**Von Krosigk:** Es ist in jedem Fall sichtbar, wenn man aufmerksam durch Berlins Parkanlagen geht. Im Park von Schloss Sanssouci zum Beispiel kommen die alten Eichen, die Friedrich der Grosse vor 300 Jahren gepflanzt hat, kaum noch an notwendige Wasserschichten heran. Sie sind zopftrocken und sterben. Das Gleiche gilt für Hecken und Bepflanzungen in öffentlichen Parks wie dem Tiergarten. Wir müssen zunehmend wässern. Das gab es früher nicht. Ich mache mir Sorgen, ob wir das in Zukunft auch so können, da wir es mit erheblichen Wassersparmassnahmen zu tun haben werden. Es beschäftigt uns eigentlich seit gut zwanzig Jahren.

**Weltwoche:** In welchen Gärten werden wir in Zukunft wandeln? In Steingärten?

**Von Krosigk:** Das sicherlich nicht! Aber in den Landschaftsparks findet genauso wie in den Forsten derzeit ein intensiver Umbau statt. Weg von Monokulturen, hin zu Mehrstufigem. Nach dem Zweiten Weltkrieg pflanzte man zum Beispiel in Deutschland gnadenlos Spitzahorn. Jetzt sucht man nach mehr dem Boden angepassten Mischwäldern. Das ist auch sinnvoller.

**Weltwoche:** Historisch war das doch schon ...

**Von Krosigk:** ... richtig, wenn man einen Wald natürlich wachsen lässt, wird es ein Mischwald. Ich bin Sohn eines preussischen Forstmeisters!

**Weltwoche:** Sie zitieren gerne das Gebot von Marcus Porcius Cato: «Du sollst Land und Wälder lieben!» Er war Politiker, Militär und



«Weltweit verbinden uns die Gärten dieser Erde»: Schlossgarten Sissinghurst in Kent, England.



Landwirt und schrieb einen Ratgeber zur Landwirtschaft, «De agri cultura». Zitieren Sie noch anderes von ihm?

**Von Krosigk:** Nein, ich zitiere nur immer diesen einen, 2000 Jahre alten Satz. In wenigen Worten fasst er wunderbar zusammen, was uns noch heute umtreibt! Gerade im Naturschutz. Wir glauben ja, wir seien die Generation, die die Natur entdeckt hat und vor allem retten muss! Retten vor der Industrie und vor Missnutzung.

**Weltwoche:** Stichwort Missnutzung. Welche Untugenden haben wir im Umgang mit der Natur entwickelt?

**Von Krosigk:** Missbrauch und Missachtung! Unter dem Stichwort Nutzung, glaubt man, sei alles erlaubt. Nach dem Motto «Öffentliche Parks und Gärten sind von meinen Steuergeldern angelegt, also kann ich sie auch (miss)brauchen». Ich warte auf den Tag, an dem auf dem von mir gestalteten Berliner Viktoria-Luise-Park unter meinem Fenster gegrillt wird. Das meine ich mit Missbrauch! Man schätzt Gartenkultur nicht mehr so wie früher, wo man achtsamer war! Man freute sich, wenn man als Kind, sonntags, schön angezogen, mit seinen Eltern im gepflegten Park spazieren konnte. Heute packt mich das kalte Grausen. Der Park wird zur Müllhalde.

**Weltwoche:** In welcher Art von Park lustwandeln Sie am liebsten?

**Von Krosigk:** Eigentlich im Berlin-Glienicke, in dem von Peter Joseph Lenné 1816 angelegten *pleasure ground*. Und dann im Garten des Malers Max Liebermann, den ich schon 1988 unter Denkmalschutz stellte – als Schutz vor der Restaurierung.

**Weltwoche:** Und im Ausland?

**Von Krosigk:** Im britischen Sissinghurst, einem reformorientierten Landhausgarten der 1920er Jahre, der eine Brücke baut zu unseren modernen Gärten von heute. Man geht von Raum zu Raum. Und zweitens im Palaisgarten von Beauharnais, der heutigen Residenz des deutschen Botschafters in Paris. Es war die schönste Aufgabe meines Lebens: In sechs Jahren habe ich ihn wiederhergestellt und habe mit den französischen Gärtnern zusammengearbeitet.

**Weltwoche:** Wie konnten die englischen Gärten im 19. Jahrhundert die französischen Gärten an Attraktivität überbieten?

**Von Krosigk:** Das ist eine lange Entwicklung. Sie begann schon Mitte des 18. Jahrhunderts. Fürst Franz von Anhalt-Dessau begeisterte sich 1764 auf seiner ersten Englandreise, die er zusammen mit seinem Architekten und seiner Frau unternahm, für diese Landschaftsparks, die er entdeckte. Sie wurden Vorbild für seinen Park in Dessau und dieser wiederum für andere Landschaftsparks auf dem Kontinent. Die französischen, recht aristokratisch geprägten Gärten schienen auch nicht mehr zeitgemäß. Anknüpfend an den Philosophen Rousseau, wollte man sich in der Natur – frei – bewegen.

**Weltwoche:** Und welche Rolle spielt die Schweiz in der Entwicklung von Parks und Gärten? Sie war übrigens einer der ersten Unterzeichner der Charta zur Bewahrung von Kulturerbe 1975.

**Von Krosigk:** Für uns hat sie eigentlich keine so grosse Rolle gespielt. Obwohl die Schweiz immer ein höchst kultiviertes, elegantes Land war mit wunderbaren Gärten, Schlössern und Landsitzen. Aber anders als Italien, Frankreich und Grossbritannien waren sie für uns nicht prägend. Der Kenner der Szene weiss aber, warum er die Schweiz besonders liebt – nicht zuletzt gerade wegen ihrer gepflegten Landhäuser, Villen und Gärten.

**Weltwoche:** Parkanlagen und Gärten sind für Sie völkerverbindend. Wie aber können diese Frieden stiften, wenn sich schon die Nachbarn am Gartenzaun streiten?

**Von Krosigk:** Tja, das gibt es natürlich leider viel zu häufig. Aber eher bei Menschen, die nicht ein bisschen weiterdenken können. Eigentlich dürfte dies überhaupt nicht passieren, weil die Arbeit mit Natur und Gärten immer etwas Friedensstiftendes und Völkerverbindendes ist. Wie die Musik. Weltweit verbinden uns die Gärten dieser Erde. Schon vor über zwanzig Jahren fuhren wir deshalb mit dem International Council for Monuments and Sites (Icomos) nach Polen, Litauen, bis ins tiefste Russland und in die Ukraine. Leider haben wir uns nicht genügend durchgesetzt.

**Weltwoche:** Gärten und Gartenpläne können also auch politisch sein ...

**Von Krosigk:** Unbedingt. Unter Bundespräsident Richard von Weizsäcker habe ich den Schlosspark Bellevue auf Vordermann gebracht – unter Berücksichtigung von Auf-

*«Früher freute man sich, wenn man sonntags, schön angezogen, im gepflegten Park spazieren konnte.»*

stellflächen für die Ehrenformation bei Staatsbesuchen. Eigentlich ist jeder Minister und Kanzler gut beraten, sich um die für die Bevölkerung ganz wichtigen Naherholungsgebiete auch einmal persönlich zu kümmern. Das «grüne» Berlin ist auch ein politisches Berlin.

**Weltwoche:** In Frankreich hinterliess jeder Staatspräsident ein «steinernes» Bauwerk, aber kein Grün ...

**Von Krosigk:** Ja, unverständlich! Dabei war es unter Ludwig XIV. ein Anliegen, nicht nur für die Bourbonen, sondern für das ganze Land.

**Weltwoche:** Sie sind ein umtriebiger Ruheständler, leiten Gartenexkursionen und sind in zahlreichen Organisationen, wie der «Deutschen Burgenvereinigung» und Icomos, aktiv. Kann ein Ehrenamtler die grüne Politik noch beeinflussen?

**Von Krosigk:** In jedem Fall. Als Icomos-Monitoring-Beauftragter betreue ich intensiv drei «grüne» Welterbestätten in Deutschland (Kassel-Wilhelmshöhe, Bad Muskau, die Dessau-Wörlitz-Parkanlagen). Als Fachgutachter erstellte ich Gutachten für zukünftiges Weltkulturerbe, etwa für eine Drei-Stufen-Beweidungslandschaft in den Alpen. Es betrifft Österreich, aber auch Frankreich und die Schweiz. Eine Kulturlandschaft bei Krakau, Polen, wurde durch mich Welterbegut. Mehr denn je arbeitet Icomos dem Unesco-Welterbezentrum in Paris zu.

**Weltwoche:** Im Rückblick: Wo haben Sie grünhegerisch am meisten gewirkt?



«Friedensstiftend»: von Krosigk.

**Von Krosigk:** In Berlin. An über hundert Stellen. Kurioserweise wurde es mir nie gedankt, obwohl die Berliner Regierung jährlich eine ganze Palette an Orden verleiht. Aber an das Grün denkt niemand! 2002 erhielt ich jedoch das Bundesverdienstkreuz für meine Arbeit in der «Gartendenkmalpflege».

**Weltwoche:** Sie beraten auch private Gartenbesitzer ...

**Von Krosigk:** Etwa die Stiftung Schloss Dyck, die Herzöge von Schleswig-Holstein in Louisenlund. Es war mir in meinem Amt immer sehr wichtig, auch Privatgärten zu fördern und deren Besitzer finanziell zu unterstützen. Als Staat kann man nicht nur von Gartenbesitzern fordern, sondern muss auch etwas mitbringen, geben! Ich kann nur den Privaten raten, entsprechende Anträge zu stellen.

**Weltwoche:** Und wenn Sie jetzt, unter Berücksichtigung des Klimawandels und aufgeregter Appelle von Politikern und Klimaaktivisten, den Garten der Zukunft entwerfen sollten, wie sähe er aus?

**Von Krosigk:** Es wäre sicherlich ein kleiner, streng formaler Hausgarten, gedanklich wie Sissinghurst. Ein Garten, in dem man mit unseren modernen Ansichten leben kann und der einigermaßen zu bewältigen ist. Auch ein «normaler» Bürger kann ihn mit geringen Summen hinter einem Reihenhause anlegen. Künstlerisch und nutzbar zugleich. Ohne unter Trockenheit leidendem Altbaumbestand. Durch Hecken dominiert, vielleicht auch schöne Mauern. Sogar Kinder können dort spielen – unter einem einzigen blühenden Apfelbaum!

Klaus-Henning von Krosigk ist Ingenieur und promovierte Gartenhistoriker. Er wirkt als Mitglied des Icomos (International Council for Monuments and Sites) und überwacht Unesco-Weltkulturerbe.

# Nachtschwärmers Tagwerk

Remo Freuler gab im Ausgang mehr Gas als im Training. Das kostete ihn fast seine Karriere. Heute ist der Nati-Star der *no bullshit*-Profi seiner Generation.

Max Kern

**E**in Total von 58 Länderspielen für die Nati, Stammspieler unter den Trainern Murat Yakin an der WM 2022 in Katar und Vladimir Petkovic an der EM 2021, sechs Jahre gestandener Profi bei Atalanta Bergamo in der Serie A, jetzt in der Premier League bei Nottingham Forest: Remo Freuler, 31, ehemaliger Junior des Zürcher Oberländer Klubs FC Hinwil, hat eine beeindruckende Karriere als Profifussballer hinter sich. Zwischenzeitlich lag sein Marktwert laut Transfermarkt.ch, dem

ehemalige Nati-Captain Ciri Sforza, 2001 als Spieler von Bayern München Champions-League-Sieger. Sforza hatte den Ruf, auf Junge zu setzen. Ein ideales Sprungbrett für den talentierten Freuler, dachten viele.

Doch es kam anders. Im Januar 2011 schickte GC den knapp Zwanzigjährigen zurück nach Winterthur in die zweithöchste Liga. Hinter vorgehaltener Hand wurde erzählt, Freulers Lebenswandel passe nicht zu dem eines angehenden Profi-Fussballers. Freuler, ein

Der Autor dieser Zeilen hielt vor der Premiere noch einmal den Finger auf die offenbar schon getrocknete Wunde: Was lief in jungen Jahren schief bei GC? Freuler drückte sich um eine konkrete Antwort.

## Beichte zwölf Jahre später

So weit, so gut. Freuler wurde in der Nati Stammspieler im defensiven Mittelfeld neben Captain Granit Xhaka und reifte schnell zu dessen Lebensversicherung. Zuverlässig stellt er sich in den Dienst der Mannschaft. Freuler ist heute der *no bullshit*-Profi seiner Generation. Der einstige Nachtschwärmer verrichtet sein Tagwerk ohne jede Allüren. Der Lohn für diese Haltung: 2,3 Millionen Euro pro Jahr. So viel verdient Freuler in der besten Liga der Welt.

Vor und während der WM in Katar Ende des vergangenen Jahres liess die Nati einen Dok-Film drehen. Titel: «The Pressure Game». Die Spieler gaben dabei intime Details preis. So auch Freuler. Das hörte sich so an: «Mein Fehler, das Nachtleben hat ein wenig *zoge*. Ich war ein bisschen viel draussen. Ich bin eben zweimal gesehen worden, zwei Tage vor den Spielen, und das ist nicht so gut angekommen. Das war halt ein bisschen ein Mitgrund, weshalb es bei GC nicht voll und ganz geklappt hat. Ich hatte fast meine Karriere aufs Spiel gesetzt. Das kann man so sagen.»

Für eine Beichte ist es nie zu spät. Auch zwölf Jahre danach nicht. Freulers Mutter Sabine, Getränkehändlerin am Fusse des Zürcher Ausflugsbergs Bachtel, hatte sowieso nie Zweifel

*Mutter Sabine sagt: «Wir haben gewusst, dass er seinen Weg macht. Schön für ihn, hat es geklappt!»*

an ihrem Sohn. Vor der WM 2018 in Russland sagte sie: «Wir haben gewusst, dass er seinen Weg schon noch macht. Schön für ihn, dass es doch noch geklappt hat.»

Max Kern war Chefreporter Fussball beim *Blick* und begleitet die Nationalmannschaft seit 37 Jahren.



*Xhakas Lebensversicherung:* Fussballer Freuler.

angesehensten Transferportal, bei 25 Millionen Euro. Heute, als Ü-30er, sind's immerhin noch acht Millionen – oder doppelt so viel wie der Marktwert von Zauberzweig Xherdan Shaqiri, der inzwischen bei Chicago Fire in der sportlich weniger anspruchsvollen US-Liga spielt.

## «Mini» in der Serie A

Im Januar 2011 sah's so aus, als müsste Remo Freuler aus Eigenverschulden seine Karriere beenden. Mit achtzehn Jahren wechselte der vielversprechende Mittelfeldspieler, der bereits mit fünf Jahren beim FC Hinwil zu spielen begonnen hatte und den seine Kollegen seither «Mini» rufen, vom damaligen NLB-Klub FC Winterthur zum Rekordmeister GC. Trainer bei den Blau-Weissen war der

Nachtschwärmer? Niemand wollte damals die Gerüchte bestätigen.

Im Februar 2014 machte Freuler den ersten grossen Sprung seiner Karriere. Nati-Rekordtorschütze Alex Frei, zu jener Zeit Sportdirektor beim FC Luzern, erkannte das schlummernde Talent und holte Freuler in die Super League zurück. Zwei Jahre später kassierte der FCL von Atalanta Bergamo 1,65 Millionen Franken Ablöse für den einst fast Gescheiterten. «Mini» in der Serie A, *mamma mia!*

Es ging weiter schnell bergauf. Freuler wurde – für manche Experten überraschend – in Italien Stammspieler. Ende März 2017 erhielt Freuler vom damaligen Nati-Coach Petkovic sein erstes Aufgebot für ein A-Länderspiel. Gegen Lettland kam Freuler zu einem Acht-Minuten-Einsatz.



# Modernes Dating im Zwielficht

In Facebook-Gruppen werden Männer im grossen Stil durchleuchtet und blossgestellt.



Sind Sie ein Mann auf Partnersuche? Dann würde ich mir das Kennenlernen von Damen im Internet nochmals gut überlegen. «Are we dating the same guy?» heisst eine weltweite, von Frauen erstellte Facebook-Gruppe, gegründet 2020 in New York. Darin posten die Mitglieder Screenshots von männlichen Profilen aus Dating-Plattformen und tauschen sich über die Herren aus. Kennt ihn jemand? Wie ehrlich ist der Typ? Was sind eure Erfahrungen? Die Schweizer Gruppe hat über 2000 Mitglieder. Laut der Recherche von *20 Minuten* geben die Mitglieder nebst Namen und Foto auch persönliche Angaben preis, Arbeitgeber, Gesundheitsinformationen, Wohnort. Eine Userin warnt etwa: «Achtung vor diesem Typen. Er will nicht <eines Tages ein Kind>, er hat schon eins.» Eine andere schreibt: «Er sagte mir, er habe eine Vasektomie gehabt.» Oder: «Lustiger Typ, aber er nimmt Drogen.» Andere berichten von sexuellen Tätigkeiten ihrer Bekanntschaften.

Die privaten Gruppen bezeichnen sich als *safe spaces* für Frauen, gegründet, «um andere Frauen zu schützen und zu stärken», um vor Männern zu warnen, «die möglicherweise Lügner, Betrüger oder Misshandler sind» oder irgendein ein toxisches Verhalten zeigen. In der Beschreibung der Disclaimer: «Diese Gruppe ist keine Anti-Männer- oder Männerhasser-Gruppe.» Die Betroffenen bekommen oft gar nicht mit, dass sie Gegenstand solcher Lästerguppen sind – und können sich nicht verteidigen. Ein Mann erzählt, er habe plötzlich von Kolleginnen gehört, er sei ein «creep» und habe sich unangemessen verhalten. Es habe sich aber anders zugetragen, als die Frau es in der Gruppe geschildert habe.

Das Problem beginnt dort, wo man hinterücks (und leichtfertig) Privates über andere öffentlich macht. Egal, ob Beobachtungen oder Anschuldigungen: Sie basieren oft auf

*Die nackte Wahrheit: Auf solchen Plattformen wird gelogen und betrogen – geschlechtsunabhängig.*

subjektiven Empfindungen, und die Behauptungen sind nicht verifizierbar. Es gibt aber – wer hätte es gedacht! – Missverständnisse unter den *homines sapientes*, auch kann die Wahrnehmung einer Situation unterschiedlich sein; harmlose Begebenheiten, vorgeführt werden die Betroffenen trotzdem. Und was, wenn sich der Arbeitgeber eines durchleuchteten Individuums in der Gruppe aufhält, und jemand informiert über dessen Drogenkonsum? Das Posten persönlicher Informationen ohne Einwilligung, etwa zur Gesundheit, kann strafbar sein.

Vielleicht hält sich aber auch eine Spielverderberin in der Gruppe auf, die über jeden etwas Negatives zu berichten hat. Es ist unmöglich, die Absichten von 2000 meist anonymen Mitgliedern zu durchschauen; man weiss doch gar nicht, wem man vertrauen kann. Und ja, eine Internetbekanntschaft kann sich als unehrlich erweisen; gerade fand eine Studie heraus, dass zwei Drittel der User auf Tinder schon in einer Beziehung sind. Die nackte Wahrheit: Auf solchen Dating-Plattformen wird gelogen und betrogen – geschlechtsunabhängig.

Während man sich früher im Freundinnenkreis über eine neue Bekanntschaft austauschte, teilt man sich heute in der trüben Anonymität des Internets mit. Ich verstehe jede Frau, die Angst vor Enttäuschung hat oder Angst vor gefährlichen Männern. Ich verstehe das Bedürfnis nach Schutz oder dass man andere vor Widerlingen warnen will. Natürlich sind auch *creeps* auf diesen Plattformen unterwegs.

Wenn aber Männer beim Daten die Enthüllung ihrer privaten Daten fürchten müssen, weil sich Frauen unter Einsatz von grenzwertigen Mitteln eine 100-Prozent-Garantie gegen schlechtes Verhalten erhoffen, läuft im modernen Dating etwas schief. Vielleicht sollten wir wieder zum guten alten Kennenlernen zurückkehren, als wir in Sportklubs, Bars, bei der Arbeit oder beim Dinner unter Freunden nach dem Richtigen Ausschau hielten.

Wenn man sich anderen gegenüber so verhält, muss man es ja auch umgekehrt gutheissen; wenn also Männergruppen mit Tausenden anonymen Mitgliedern im Internet sensible Angaben von einem selbst teilen würden. Ich liege wohl nicht komplett daneben, wenn ich behaupte, jede Frau fände das grauenhaft.

Diese Gruppen rechtfertigen ihre Aktionen mit dem Anspruch eines höheren Ziels, dem Schutz der Frauen. Das ist ein gutes Ziel. Der Zweck heiligt aber nicht alle Mittel. Auf die Rechte des Individuums zu pfeifen zur Absicherung der Gruppe, die möglicherweise gar keine ist – hilfreich scheint mir diese Taktik nicht.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

# Leichtigkeit, Bissigkeit und «oomph»

Rolf Sachs, der Gestalter des diesjährigen Covers der *Weltwoche*-Sommerausgabe, beschreibt sich als Spätzünder. Nun betritt er ein neues Gebiet, die Malerei.

Mark van Huissing

Vor etwas über zwei Jahren schrieb er mir: «Hier in Rom geht es mir prächtig, und ich wüte in meinem neuen Studio, es geht für mich jetzt erst kreativ richtig los, ich befinde mich an einem guten Punkt. Vielleicht sehen wir uns einmal.» Wir sahen uns. In Rom, in seinem Studio, wo er wütet, und in Zürich, als er auf der Durchreise war, und in St. Moritz, im ehemaligen Olympiastadion der Spiele von 1928, das er zu seinem Ferienhaus umbauen liess. Stoff, um die Treffen auszufüllen, gab es genug – ein Ergebnis seiner künstlerischen Arbeit ist das Bild der zerbrochenen Sanduhr, deren Schatten er für das Künstler-Titelbild der diesjährigen *Weltwoche*-Sommerausgabe fotografierte (und das als limitierte Edition zu kaufen ist; siehe den Kasten auf dieser Seite).

Rolf Sachs ist 67 und Schweizer, er kam in Lausanne zur Welt, besuchte das Waadtländer Le-Rosey-Internat mit Wintercampus in Gstaad. Er ist bekannt als Sohn des Vaters Gunter, des 2011 verstorbenen Industrie-Erben, Fotografen und Kunstsammlers. Sowie als Designer von, unter anderem, Möbeln. Doch ein Leben ist mehr als eine Biografie.

## Vom Stiefkind zum Malerfürsten

Wie viel mehr, ist in Rolf Sachs' Römer Studio, einer ehemaligen Autogarage nahe des Vatikans gelegen, zu erkennen. Es sieht sehr eingerichtet aus, als arbeite er seit langem dort. Unter den vielen Werken von ihm gibt es etwa einen Esstisch, dessen Platte ein auf das Vielfache vergrössertes deutsches Original-Autobahn-Ausfahrtsschild ist; er hat ihn in seiner Ausstellung «Typisch deutsch» von 2015 erstmals öffentlich gezeigt. «Rolf Sachs' Leben und Arbeiten pendelt zwischen Spiess- und Weltbürgertum», urteilte die Deutsche Welle über die Schau im Kölner Museum für Angewandte Kunst.

Im Studio steht auch ein Monobloc-Stuhl, das Billigsitzmöbel, das auf der ganzen Welt Verbreitung findet; aus Kevlar, einem superstabilen und hochwertigen Kunststoff, allerdings. Und an den Wänden respektive in schmalen, hintereinander angebrachten Kästen hängen seine

## Künstlercover in limitierter Auflage



«Überleben in einer verrückten Welt» lautet das Motto der *Weltwoche*-Doppelnummer, die zum 1. August, dem Schweizer Nationalfeiertag, erscheint.

Heuer ist die Leitidee, entwickelt vor über zehn Jahren, zutreffender, als uns lieb ist. Weshalb es uns besonders freut, mit folgendem Angebot an Sie, geschätzte Leserin, geschätzter Leser, zu gelangen: Das exklusive *Weltwoche*-Titelbild 2023, fotografiert von Rolf Sachs, ist als Kunstdruck zu kaufen. Wir legen das Bild der zerbrochenen Sanduhr als Edition in einer Fünzigerauflage auf. «Läuft uns die Zeit davon – oder müssen wir sie vertreiben?», fragt der 67-Jährige, der sich in diesem Werk mit unserer jüngeren Vergangenheit auseinandersetzt. Das handsignierte und nummerierte Bild wird in den Massen der Zeitschrift (25 x 32,6 cm) herausgegeben und kann bis Ende August 2023 zum Vorzugspreis von 990 Franken (plus Versandkosten und Porto) gekauft werden, danach zum regulären Preis von 1290 Franken; wahlweise ist es mit *Weltwoche*-Kopf- und -Titelzeilen erhältlich oder ohne (solange der Vorrat reicht).

Bestellungen nehmen wir gerne entgegen an: Weltwoche Verlags AG, «Künstleredition», Postfach, 8021 Zürich, oder [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch). Wir freuen uns auf Ihre Bestellung und raten, sie rasch aufzugeben – die Welt mag eine verrückte sein, doch es gibt genug Menschen, die ein gutes Angebot erkennen und eine günstige Gelegenheit ergreifen.

neusten Bilder, abstrakte Malerei, einige sind fertig, manche noch *in the making*.

Eine Beschränkung auf das, was Kernkompetenz oder Fokus genannt wird – und Galeristen von Künstlern verlangen, weil es ihr Werk verkäuflich macht –, ist schwer zu finden. Er habe seit seinen Anfängen eine breite Interessenspalette, entgegnet er. Das Neue habe ihn immer interessiert, zuerst Design, dann Fotografie. «Aber irgendwie zieht einen das Leben weiter.» Typischer Designer wollte er nie sein – «zu viel Auseinandersetzung mit der Produktion» –, obwohl ihn Möbel, «dieses Stiefkind von Architektur und Kunst», immer schon interessierten. Dann wandte er sich Skulpturen zu. «Doch bald habe ich erkannt, dass ich in der Seele purer Künstler bin, stark zur Malerei hingezogen.»

Jetzt ist die Katze aus dem Sack: Sachs steht dazu, nicht länger Designer oder Fotograf oder Bildhauer zu sein. Sondern Künstler, und zwar Maler. Es mag als Wortklauberei oder Haarspalterei erscheinen, ist es aber nicht. Die Malerei ist nach wie vor die Königsdisziplin der bildenden Künste und, auf die Gefahr hin, die royale Metapher zu strapazieren, Malerfürsten sind die Angesehensten im Künstlerreich. Galeristen bestätigen es, und Zahlen, die nicht lügen, doppeln nach – Gemälde bleiben die am teuers-

*Sachs wuchs in einem Haus, Pardon: in Häusern, voll von Kunst auf, der Vater war Sammler.*

ten und häufigsten gehandelten Medien. (Ausnahme von der Regel: Eine Zeitlang stand der «Zeigende Mann» von Alberto Giacometti, eine Bronzefigur, zuoberst auf der Preisliste.)

Sachs wuchs in einem Haus, Pardon: in Häusern, voll von Kunst auf, der Vater war Sammler, kaufte früh und, an heutigen Massstäben gemessen, zu tiefen Preisen wichtige Werke von unter anderem amerikanischen *pop artists*, etwa von Andy Warhol. «Ich meinte, jeder sei kreativ», sagt Rolf Sachs ganz im Sinne von Joseph Beuys, der fand, wenn er ein Künstler sei, dann seien alle Menschen auch Künstler. >>>





«Ich meinte, jeder sei kreativ»: Multitalent und Rockstar Sachs.

Weltwoche Nr. 30/31.23  
Bild: Linda Pollari für die Weltwoche

Bei Sachs brauchte es die Designer-Jahre, die er nicht als Umweg auf seiner Laufbahn wahrnimmt, sondern als Teil des Prozesses. Er sei ein Purist gewesen, sagt er. Und als solcher habe ihn das Beigemüse sozusagen gestört, um das er sich als Designer habe kümmern müssen – Herausforderungen im Zusammenhang mit der Objekte-Herstellung, Produktionsprobleme, Kostenkontrolle et cetera. Worauf ihm klarwurde: «Ich bin eigentlich Künstler. Und die Künstlerseele kann sich in vielen Bereichen zu Hause fühlen», sagt er.

### Cherchez la femme

Gefragt nach der augenblicklichen Befindlichkeit seiner Künstlerseele, greift er zu populärkulturellen Anleihen, um diese zu beschreiben: die Leichtigkeit des Seins – wenn auch nicht die unerträgliche, wie der Buchtitel genau lautet –, gemischt mit Bissigkeit. Was in der Summe zu dem aus amerikanischen Comics bekannten lautmalerischen Wort «oomph» führe, bei Pons mit «Kraft, Schwung oder Pep» übersetzt. Er habe das Künstlersein in der DNA, seinem Erbgut, sagt Sachs. Der Hinweis, als Designer habe sich sein Werk durch humorvolle Entwürfe ausgezeichnet – etwa einen Schlitten mit hinten und vorne hochgezogenen Kufen,

*«Man kann nicht lernen, Künstler zu sein», findet Rolf Sachs.*

wie wenn man damit auch rückwärts ins Tal fahren würde –, wogegen Künstler meist Abstand von Witz nehmen, um nicht als Leichtfüsse dazustehen, ist ihm ziemlich egal. Er wolle sich von Konventionen lösen, sagt er. Und beschreibt sich als «quer- sowie freidenkend», weshalb er nicht ausschliesslich Ernsthaftigkeit suche, sondern auch Platz für Emotionales schaffen wolle.



Tragendes Kapitel: «Schwermut», 2013.

«Im Design spreche ich nicht von <arts décoratifs>, sondern von <arts émotionnels>.»

Was aber nicht dahingehend verstanden werden soll, dass er planlos vorgehe. Jeder seiner kreativen Ansätze verfolgt ein Konzept, weshalb er sich auch Konzeptkünstler nennt. Und er sieht seine Herangehensweise in der Tradition der Ingenieurs-/Unternehmerfamilie Sachs (sein Urgrossvater hat beispielsweise die Velo-Rücktrittbremse erfunden): «So wie sie kreatives Denken als Erfinder in der Industrie anwandten, tue ich es in der Kunst.» Einen hohen Anspruch hat er ebenfalls; er wolle nichts weiterverfolgen, was es schon gebe, sagt er.

Weshalb eigentlich Rom? Abgesehen von der Gegenfrage «Weshalb nicht?» gibt es mindestens eine gute Antwort darauf, was ihn, der nach dem Schweizer Internat zuerst in München

lebte, dann Jahrzehnte in London verbrachte und dort mit seiner in Teheran aufgewachsenen Ex-Ehefrau drei Kinder grosszog, in die italienische Hauptstadt führte: *cherchez la femme*. Seit 2015 ist er mit Mafalda von Hessen zusammen, ihr Grossvater war Philipp von Hessen, die Grossmutter, Mafalda von Savoyen, bekam die Villa Polissena von ihrem Vater, dem vorletzten König Italiens, zur Hochzeit geschenkt. Mafalda



Billigsitzmöbel: «Dog Thoughts», 2009.

die Ältere wurde 1944 im KZ Buchenwald umgebracht, das ehrwürdige Haus in einer grosszügigen Parkanlage im Norden der Ewigen Stadt blieb dennoch im Familienbesitz.

Und so verschob sich Rolf, längst als Chef des Sachs-Clans beschrieben und gemäss Recherchen der *Bilanz* gegen eine halbe Milliarde Franken schwer (das Familienvermögen ist

## Weltwoche-Künstler-Cover

Es ist zur Tradition geworden, dass ein Schweizer oder ein in der Schweiz lebender Künstler das Titelblatt\* der Sommer-Doppelnummer der *Weltwoche* gestaltet. Die populären Maler Hans Erni und Rolf Knie sind in den letzten Jahren der Einladung ebenso gefolgt wie die international erfolgreichen Konzeptkünstler Ugo Rondinone, Pipilotti Rist, das Duo Steiner & Lenzlinger oder Thomas Hirschhorn. Einzige Vorgabe: Das Motiv soll zum Thema «Zur Lage der Nation – Überleben in einer verrückten Welt» passen.

\*Rechts eine Auswahl aus den letzten Jahren



2022  
Walter Pfeiffer  
lässt einen Schwimmer untergehen – und wieder auftauchen.



2020  
Thomas Hirschhorn  
ruft zur Lektüre von «Schwerkraft und Gnade» von Simone Weil auf.



2019  
Wolfgang Beltracchi  
sieht die Schweiz als Labyrinth des Minotaurus.





Zwischen Spiess- und Weltbürgertum»: «Ausfahrt», 2002.

heute höher als beim Freitod seines Vaters vor zwölf Jahren), am späteren Nachmittag seines Lebens gen Süden und zu der neuen, schönen Frau in seinem Leben. Er sagt: «Ich bin bedacht darauf, alles zusammenzuhalten.»

#### Kein «akademischer» Maler

Das scheint zu gelingen – erkundigt man sich, bekommt man bloss wohlmeinende Rückmeldungen über ihn, stellvertretend wird hier Christian Jenny wiedergegeben. Sachs lässt den 44-jährigen Tenor, Kulturunternehmer (die beiden veranstalten gemeinsam das Festival da Jazz St. Moritz) und wiedergewählten Gemeindepräsidenten des Kurorts in seinem Ferienhaus als Untermieter leben. «Wir sind beides fürchterliche <Harmonisten>: Wir streiten uns nie», sagt Jenny über die Männerfreundschaft.

Wenn sie alleine in der WG seien, funktionierten sie wie ein altes eingespieltes Ehepaar.

Hat Sachs sich *late in life* zum Maler entwickelt, damit es ihm nicht zu bequem wird in seinem «entzückenden Leben», wie ich die Vita einmal beschrieben habe, und er nicht selbstgefällig wird? Worauf er entgegnete, auch ein entzückendes Leben könne einem manchmal schwerfallen. Und heute sagt: «Künstler zu sein, ist ein Kampf.» Man habe das Gefühl, man mache etwas Gutes, doch wird es anerkannt?

Das ist natürlich die grosse Frage. Die Antwort steht noch aus. Er denkt, auch in dieser Angelegenheit, positiv. Als Künstler müsse man zwar an sich zweifeln – aber nicht ausschliesslich. «Ich war immer selbstkritisch, doch ich fühle mich zuversichtlich und gut, spüre es im Bauch.»

Was man schon heute festhalten kann: Indem er seinen Weg geht, zeigt er Mut. Ein «akademischer» Maler, wie er es nennt, wenn jemand Malerei studiert hat, ist er keiner. Das Studium helfe wohl dem Künstler, sei eine Art Katalysator, um Ziele schneller zu erreichen, «doch man kann nicht lernen, Künstler zu sein», findet er. Er malt auch mal mit den Fingern oder zerknüllt Papier und Leinwände, auf die er Farbe aufgetragen hat, was er «Frossage» nennt. Und wenn wir es von Mut haben: «Es ist fast absurd, so etwas zu sagen, doch ich glaube und hoffe, dass die Bilder in 25 Jahren in guten Häusern oder Museen hängen werden, *no bullshit*.»

67 + 25 = 92 Altersjahre. Natürlich wäre es besser gewesen, wenn er mit 28 zu malen angefangen hätte. Doch er wusste damals nicht, was in ihm steckte, er sei immer ein Spätzünder gewesen, sagt er. «Und nun sehe ich es ganz langfristig. Ich habe eine Reife erreicht, das bringt Selbstvertrauen.» Und er gibt Ralf Dahrendorf wieder: «Everybody has an age», jedermann hat ein Alter, fand der verstorbene deutsch-britische Denker und Politiker. Sein Alter, so Sachs, sei 36, «das ist die Konstante in meinem Leben».

So besehen, ist es tatsächlich nie zu spät für ein neues Leben. Oder wenigstens für ein paar weitere Seiten der Biografie. Die, an denen er derzeit arbeitet, können später mal überschrieben werden mit «Rolf Sachs, Künstler und Maler». Hoffentlich wird es ein tragendes Kapitel seiner Lebensgeschichte, nicht bloss eine Fussnote.

#### Ausstellungen von Rolf Sachs:

«Eingemachtes» (Lichtobjekte): Galerie Watson, Milchstrasse 2, Hamburg. Noch bis 23. September

«Tenderly» (Fotografie): Borgovico33, Via Borgo Vico 33, Como. 16. September bis 21. Oktober

«So ein Mist!» (Installation, Malerei, Skulptur, Design): Stalla Madulain, Via Principela 15, Madulain. Ende Dezember 2023 bis Mitte März 2024



2017  
Polo Hofer (1945–2017)  
macht aus Hodlers Tell einen iPhone-Helden in Turnschuhen.



2016  
Ugo Rondinone  
erhebt seine ikonische Clown-Figur zum Symbol für die Schweiz.



2015  
Ben Vautier  
gibt die politische Marschrichtung vor und bleibt dabei mehrdeutig.



2014  
Pipilotti Rist  
zaubert ein Fest der Körperlichkeit auf das Weltwoche-Titelblatt.



2012  
Hans Erni (1909–2015)  
appelliert an Optimismus, Gemeinschaftssinn und Lebensfreude.

## Keine andere Lösung?

Nr. 28 – «Zurück zum Frieden»  
Editorial von Roger Köppel

«In jedem Putin steckt ein Mensch. Selbstverständlich.» Aber was für einer?! Um nach Sarastro aus der «Zauberflöte» zu zitieren: «Der verdient es nicht, ein Mensch zu sein.» Wenn sich Roger Köppel quasi als Legitimierung auf Cäsar und Napoleon bezieht, sollte er besser aus der jüngeren Geschichte Hitler, Stalin oder Pol Pot anführen, denn auch in ihnen steckte ein Mensch. Trotzdem steckt nicht in jedem Menschen einer dieser Verbrecher. Der Verstehler ist gefordert, aber die Kurve kriegt er wohl kaum.  
*Peter Guenter, Männedorf*

Selbst wenn Putin der Bösewicht ist, für den ihn viele halten, müssen Fragen erlaubt sein. Ist es vernünftig und zu verantworten, Milliarden in den Ukraine-Krieg zu stecken und Hunderttausende zu töten, um den Bösewicht zu stoppen? Gibt es keine andere Lösung? In wessen Interesse und Auftrag wird dieser Krieg geführt? Was soll nach dem Krieg geschehen?  
*Hans Jordi, Braunau*

## Pustekuchen

Nr. 28 – «Graubünden verschandelt sich»  
Philipp Gut über Energiepolitik

Nun geht leider auch in der Schweiz die grüne Saat auf, um sie bald zu einem Windmühlenland werden zu lassen. Nach jahrzehntelanger grün-ideologischer Gehirnwäsche glaubt das Volk, dass nur die erneuerbaren Energien das Heilmittel der Zukunft seien. Pustekuchen – denn die Wind- und Solaranlagen entziehen der Atmosphäre zirka 20 Prozent der Ener-

gie, um damit Strom zu erzeugen. Leider bedenken die Akteure nicht, dass dabei die Luftströmungen verlangsamt werden und damit das Wettergeschehen mit unbekanntem Folgen beeinflusst wird. Aber die grüne Ideologie erlaubt kein Nachdenken – es muss halt alles erst zerstört werden.  
*Klaus Hager, Neusäss (D)*

Dass mit den volatilen Energiequellen Wind und Sonne die sichere Stromversorgung eines entwickelten Industrielandes nicht gewährleistet werden kann, exerzieren wir in Deutschland gerade vor. Kernkraftwerke wurden abgeschaltet. Unsere Energieversorgungsprobleme wachsen weiter, und vor einer Nachahmung der deutschen «Energiewende» kann ich nur warnen. Windparks als energiewirtschaftliche Ergänzung gehören nicht in Tourismuszentren und Naturschutzgebiete. Gleichgültig, was Grüne oder der Bundesrat fordern. Möge die Kraft der Schweizer Zivilgesellschaft die Verschandelung Graubündens verhindern.  
*Helmut Pöltelt, Ahrensfelde (D)*

## Locker vom Hocker

Nr. 29 – Tagebuch von Bastien Girod

«Nun können wir Solarenergie im Umfang von mehr als zwei AKW fördern», schreibt Bastien Girod in seinem von Selbstlob strotzenden Tagebuch so locker vom Hocker des von Selbstzweifeln unbeleckten Politikers. Dass mit seinem parlamentarischen Erfolg bloss eine Subventionsmaschinerie mit völlig offenem Ausgang in Gang gesetzt wird, ist ihm nicht der Rede wert. Ebenso wenig wie der Nutzen von Bandenergie liefernden Kernkraftwerken im Gegensatz zu Flutterstrom-PV-Produktionsanlagen. Hoffentlich liest er den in derselben

Ausgabe veröffentlichten Beitrag von Peter Bodenmann.  
*Ulrich Bollmann, Zug*

## Mit den Besten messen

Nr. 28 – «Für Europa führt kein Weg an China vorbei»  
Essay von Uwe Parpart und David P. Goldman

In den sechziger Jahren befürchtete man, die Amerikaner kauften alle unsere Firmen auf. In den siebziger Jahren waren es die Japaner. Heute hat man Angst vor Chinesen. Aber das wird sich legen, denke ich. Wir müssen nicht so arrogant und blind wie Deutschland auftreten. Die Schweiz ist in Chinas Augen das am meisten geachtete Land. China ist der dritt-wichtigste Handelspartner der Schweiz nach der EU und den USA. Die Chinesen sind eine wichtige Gruppe für den Schweizer Tourismus. Die Schweiz ist von einem mausarmen Land zu einer innovativen und wettbewerbsfähigen Gesellschaft und Volkswirtschaft geworden, weil sich das Land nicht wie Deutschland abschottet. Wir müssen den Wettbewerb suchen und uns freundschaftlich und respektvoll mit den Besten messen.  
*Ari Yaraghchi, Winterthur*

## Glanz der Elite

Nr. 29 – «Ich, der Nicht-Wähler»  
Kolumne von Mark van Huisseling

Ein typischer Vertreter der Schweizer «Gutgehenden». Zuerst schwimmen und schauen, wie alles langsam den Bach runtergeht. Die Schweiz verschwindet, und die Elite glänzt durch Nichtwählen. Ja nur nicht der SVP die Stimme geben. Traurig.  
*Anton Gal, Winterthur*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





## Tony Bennett (1926–2023) Josephine Chaplin (1949–2023)



Unfehlbares Gespür: Sänger Bennett.

Wenn man seine musikalische Erziehung im Spannungsfeld zwischen Frank Sinatra, Elvis und den Beatles erlebt hat (das ist typisch für alle in den 1950er Jahren Geborenen), fiel einer wie Tony Bennett unbemerkt durchs Raster. «I Left My Heart in San Francisco» wurde damals selbst von Zweit- oder Drittklässlern als «Schmierseife» abgelehnt, rangierte weit unter unserer musikalischen Würde.

Die Sixties flogen vorbei, die Siebziger ebenfalls und die Flower-Power-Generation plus Nachfolger hatte völlig verpennt, dass in der Zwischenzeit Tony Bennett mit Granaten wie Count Basie oder Bill Evans unfassbar gute Platten eingespielt hatte, dass sich auf seinen Aufnahmen Riesen wie Dizzy Gillespie, Dexter Gordon und George Benson tummelten und vor allem: Dass der Mann, den Sinatra schon 1966 für den besten Sänger im Geschäft hielt, eine schier unglaubliche Musikalität, ein unfehlbares Gespür für Swing mit einer ungeschützten Wahrhaftigkeit verband, die tatsächlich ergreifend war.

«He moves me. He's the singer who gets across what the composer has in mind, and probably a little more.» (Er bewegt mich. Er ist der Sänger, der rüberbringt, was der Komponist im Sinn hat, und wahrscheinlich ein bisschen mehr.) Sinatras Würdigung des Kollegen war keine blosse Schmeichelprosa. Die Ausstrahlung Bennetts, dessen keineswegs heroischer Tenor immer kurz vor der

Heiserkeit zu stehen schien, war deshalb so anrührend, weil nicht der blosse Effekt (und schon gar nicht die Tränendrüse!) im Zentrum seiner Gefühlslagen steht. Bennett liebte die Songs, die er ohne Firlefanz mit der grösstmöglichen Natürlichkeit sang.

Er und Sinatra kämen «aus einer romantischen Zeit» erklärte er der *Weltwoche* 1994 in schönster Offenheit, «es war eine Zeit, in der wir poetisch sein durften, man durfte *sweet* sein, zärtlich und fürsorglich, wir konnten Liebe zeigen. In ihrer Zeit haben Songwriter wie Gershwin, Cole Porter oder Harold Arlen dementsprechend geschrieben.» Er habe niemals blosse «Hits» angestrebt, «ich war immer nur an einem Hitkatalog interessiert.» Dafür bediente er sich bei den Besten. Hat er jemals Vorbilder imitiert? Die gewitzte Antwort war typisch Bennett: «Wenn du einen kopierst, bist du ein Dieb – wenn du viele kopierst, recherchierst du.»

Tatsächlich machte die Mischung aus Bescheidenheit, Selbstironie und Philanthropie die humane Aura dieses Ausnahmekünstlers aus (der noch im Alter als begabter Maler an einer Meisterklasse von David Hockney teilnahm). Er habe «Wärme» zurück in den Pop gebracht, hiess es in einem Nachruf. Nicht zuletzt deshalb jubelten ihm auch jüngere Generationen (samt Lady Gaga) seit den neunziger Jahren immer wieder zu. Am vergangenen Freitag starb Tony Bennett an den Folgen von Alzheimer in New York. *Thomas Würdehoff*

Sie stand immer ein bisschen im Schatten ihrer älteren Schwester Geraldine, die mit renommierten Regisseuren arbeitete, während Josephine, eins von elf Kindern des grossen Charlie Chaplin (1889–1977) aus dessen vierter Ehe mit Oona, der Tochter des US-Dramatikers Eugene O'Neill (1888–1953), eher in Genre-Filmen auftrat. In Jess Francos «Jack the Ripper» (1976) wagt die Geliebte des Kommissars als Lockvogel die gefährliche Konfrontation mit dem Frauenmörder; und der ist natürlich kein Geringerer als Klaus Kinski.

Ihren allerersten Auftritt vor der Kamera hatte sie bei ihrem Vater in dessen «Lime-light» (1952). 1967 war sie auch in Chaplins «A Countess from Hong Kong» zu sehen. In Menahem Golans Polit-Film «Escape to the Sun» (1972) spielte sie neben Laurence Harvey eine tragende Rolle. Am häufigsten trat sie in französischen Filmen auf, wenn auch mehrheitlich in Nebenrollen, etwa in Claude Chabrols «Poulet au vinaigre» (1984). Mit Schauspieler und Regisseur Maurice Ronet, ihrem zweiten Ehemann, war sie unter dessen Regie im TV-Film «Ligeia», nach Edgar Allan Poes Gothic-Horror-Klassiker, als Wiedergängerin Lady Rowena aktiv.

Als die Rollenangebote schwächer wurden, zog sie sich aus dem Showbiz zurück und konzentrierte sich auf die Leitung des Chaplin Family Office in Paris. Nach dem Tod ihres Vaters 1977 geriet sie in dieser Funktion in einen bizarren Erpressungsfall, als zwei Männer Chaplins Leiche und Sarg stahlen. Die Familie weigerte sich, ein Lösegeld zu zahlen. Elf Wochen später wurden die sterblichen Überreste geborgen. Josephine, die in der Schweiz zur Schule ging, starb am 13. Juli in Paris.

*Wolfram Knorr*



Auf Vaters Spuren: Josephine Chaplin.

# Grösser, professioneller, staatlicher

Experten aus der Bildungsverwaltung gegen Miliz-Schulkommissionen.



**W**ie gross ist eigentlich der Staat? Nach der Rettung der Credit Suisse kommt die Frage auf, wie weit die hochregulierte Bankenbranche noch als Privatsektor oder schon als hoheitlich gelenkt einzustufen ist. Die beschleunigte Förderung der Solar- und Windenergie führt dazu, dass Investitionen Privater in Panels und Windräder bis über die Hälfte öffentlich, quasi von den Nachbarn, finanziert werden. Und der Anteil der Beschäftigten, die beim Staat oder in staatsnahen Branchen arbeiten, nimmt in der Schweiz laufend zu.

Der Think-Tank Avenir Suisse veröffentlichte kürzlich eine Untersuchung zum Staatswachstum, die darlegt, an wie vielen Stellen und wie variantenreich sich der öffentliche Sektor ausdehnt.

Etwa als Magnet im Arbeitsmarkt: Die Stellen beim Staat und in staatsnahen Betrieben haben zwischen 2011 und 2019 insgesamt um 13 Prozent zugenommen, wogegen in der gleichen Zeit die Beschäftigung im Privatsektor um 8 Prozent gewachsen ist. Wie die Bevölkerung, die auch um rund 8 Prozent zulegte.

Avenir Suisse sagt es so: «In den 2010er Jahren ist die staatliche Beschäftigung auf allen Staatsebenen stärker gewachsen als die Bevölkerung.» Die Staatsbetreuung pro Kopf wurde also intensiver.

Oder deren Arbeit weniger effizient. Nehmen wir den Bildungssektor mit einem Personalplus von ebenfalls 13 Prozent. Dazu steht in der Avenir-Suisse-Studie: «Im staatlichen Bildungssektor ist die Beschäftigung um 6 Prozentpunkte stärker gewachsen als die Zahl der Lernenden und Studierenden.»

Also Kostenwachstum grösser als Kundchaftswachstum: Fehlt es der Verwaltung an Unternehmergeist? Zeigen die Bürochefs zu wenig Ehrgeiz, ihre Abteilungen zu profilieren und auf mehr Leistung auszurichten?

Nein, das Problem ist oft eher: zu viel Unternehmergeist, Ehrgeiz und Ausrichtung der Verwaltungschefs auf mehr Aufgaben, auf mehr Leistung – mit dem Ziel, ihre Verwaltung grösser, kräftiger und bedeutender zu machen. Grösser ist besser.

In der obligatorischen Schule und Sekundarschule zum Beispiel wird das Beschäftigungswachstum laut Fachleuten vor allem angetrieben durch zusätzliches unterstützendes Personal in den offiziell angeordneten, immer komplexeren pädagogischen Modellen.

Regierungsrätin Silvia Steiners Bildungsdirektion des Kantons Zürich führt im Moment vor, wie Expansion geht. Unter dem Titel «Governance Sekundarstufe II» ging jüngst eine Vernehmlassung über die Bühne, die auf einen umfassenderen Durchgriff des Staats auf Mittelschulen und Berufsschulen zielt.

Die Führungs- und Organisationsstrukturen sollen so angepasst werden, dass «die Effizienz von Entscheidungs- und Steuerungsprozessen im Bildungsalltag der Sekundarschulstufe» erhöht werde. Konkret will man künftig die Rektorinnen und Rektoren der 38 kantonalen Mittel- und Berufsfachschulen zentral führen. Um das umzusetzen, rechnet die Bildungsdirektion vorläufig mit 0,3 Personalstellen pro Schule. Die Verwaltungsvergrösserung ist gesichert.

Und ein Plus an Befehlsgewalt: Mit der neuen Governance strebe man «eine Professionalisie-

rung im pädagogischen, administrativen und finanziellen Aufsichtsbereich» an.

Ziel der Vorlage ist eine Verdrängung des Nichtprofessionellen, vor allem der Schulkommissionen, die aus Personen unterschiedlicher Berufe und Herkunft zusammengesetzt sind und mit Laienwissen massgeblich für Strategie, Führung und Aufsicht je ihrer Schulen zuständig sind. Künftig sollen nach Steiners Vorstellung profimässige Verwaltungsexperten aus der Zentrale das übernehmen, was bisher milizmässig engagierte und honorierte Bürger besorgten. Terraingewinn für den Staat.

## Danke für die Importe

Die jüngsten Aussenhandelszahlen zeigen, wie sich die Weltkonjunktur abschwächt, die Schweizer Exporte gaben im zweiten Quartal leicht nach, die Importe etwas deutlicher. Wie üblich konzentrierte sich Berichterstattung auf die Ausfuhren, die immer als zentrale Grösse gelten. «Exporthückgang» tönt wie ein Alarmruf. Das entspricht der in Öffentlichkeit und Politik verbreiteten Auffassung nach der Formel «Exporte gut, Importe schlecht».

Dabei besteht ein besonders wertvoller Teil des Aussenhandels – wie dies der Kieler Ökonom Stefan Kooths plastisch betont – gerade darin, dass man im Ausland begehrte Güter kaufen kann. Diese Importe erweitern die eigenen Konsum- und Produktionsmöglichkeiten enorm, man käme nie so weit, wenn man alles selber machen müsste. Die Exporte dienen dazu, diese begehrten Güter und Leistungen zu bezahlen. Kooths'Formel: Exporte sind abgegebene Güter, Importe empfangene Güter.



---

# LITERATUR

## Frauen im «Tell»

---



**Eindrucksvoller Auftritt:** Gertrud Stauffacher mit Werner.

Es war Schillers Frau, die den Dichter erstmals mit dem schweizerischen Befreiungsmythos bekannt gemacht hat.

*Seite 86*

So kommentiert Mechthild: «Da hängt der Landvogt – habt Respekt, ihr Buben.»

*Seite 87*

Hedwig Tell beweist mehr Intelligenz und Weitsicht als ihr Mann.

*Seite 88*

Berta versucht unentwegt, ihren Ulrich für die Sache der schweizerischen Freiheit zu gewinnen.

*Seite 89*

# Wilhelm Tell und die Frauen

Im Schweizer Nationaldrama setzte Friedrich Schiller auch dem weiblichen Geschlecht ein Denkmal. Auf den Stoff hat ihn nicht Goethe, sondern seine Frau Charlotte aufmerksam gemacht.

*Christoph Mörgeli*

**A**m 25. März 1789 schrieb Charlotte von Lengefeld dem späteren Ehemann Friedrich Schiller begeistert über ihre Lektüre der «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft». Dieses Werk des Schaffhauser Historikers Johannes Müller war drei Jahre zuvor erschienen. Es handle sich um ein anziehendes Buch, so Charlotte, zumal die «Geschichte freier Menschen» doppelt interessant sei, «weil sie mit mehr Wärme für ihre Verfassung streiten». Der Autor Müller bringe diese Wärme ebenfalls auf, wenn er von seinem Vaterland spreche: «Es ist gewiss kein Volk, das so tapfer war, solchen Mut gezeigt hat, als die Schweizer; ihre unerschütterlichen Berge gaben ihnen solchen Mut.»

Dann forderte Charlotte von Lengefeld Schiller nachdrücklich auf, die Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft von Johannes Müller ebenfalls zu studieren: «Ich möchte, Sie läsen die Geschichte, denn ich möchte wissen, wie Ihnen dabei würde, mich überfällt so ein heiliges ehrfurchtsvolles Gefühl, wenn ich darin lese; der Ton, mit dem er oft erzählt, grenzt so an das Wunderbare, und die Eindrücke, die mir dies Land gab – alles vereinigt sich, um diese Empfindungen zu erwecken.»

## Im Schatten ihres berühmten Mannes

Im Gegensatz zu Schiller kannte Charlotte die Schweiz gut. Sie hatte als Fünfzehnjährige mit ihrer Mutter fast ein Jahr lang am Genfersee gelebt und ausgedehnte Bildungsreisen unternommen. Als sie 1783 die Schweizer Grenze überschritt, schrieb sie ins Tagebuch: «Wie wohl wird einem nicht beim Gefühl der Freiheit! Der Despotismus verfinstert nicht die Herzen dieses glücklichen Landes.» Und in Bern hielt Charlotte fest: «Man zeigte uns die Bildsäule Wilhelm Tells mit dem Bogen, womit er wirklich soll den Apfel vom Kopf seines Sohns geschossen haben.»

Es war also Schillers Frau, die den Dichter erstmals mit dem schweizerischen Befreiungsmythos bekannt gemacht hat. Dies geschah zu einer Zeit, als dieser Johann Wolfgang von Goethe noch kaum kannte. In einem Brief von

1817 erinnerte sich Charlotte: «Einst öffnete mir die Aussicht in diese Berge den Weg in die Schweiz, und ich währte, es sei alles gelungen, wenn ich sie überstiegen hätte. Jetzt bewahre ich nur noch alle diese Erinnerungen in meinem Herzen, und mein Leben liegt aufgerollt vor mir.»

Dass Friedrich Schillers Gattin manche Schweizer Gegenden mitsamt den Alpen wohlvertraut waren, wusste auch Goethe. Anlässlich seiner dritten Schweizer Reise schrieb er im Oktober 1797 aus Stäfa an Schiller, er teile

## *Schiller befreite die Frauen auch im «Wilhelm Tell» vom Schatten ihrer Nebenrollen.*

ihm in der Beilage eine Wegbeschreibung mit: «Indessen wird Ihre liebe Frau, die einen Teil der Gegenden kennt, vielleicht eins und das andere in Erinnerung rufen.» Erst dann entwickelte Goethe seinem Freund, er habe den Plan gefasst, die «Fabel vom Tell» dereinst poetisch-episch zu verwerten.



*Gefühl der Freiheit:*  
Charlotte von Schiller.

Die bedeutsame Rolle, die Charlotte von Lengefeld, verheirateter Schiller, generell im Werk von Schiller zukommt, wird erst in neuerer Zeit zunehmend gewürdigt. Denn sie lebte bescheiden im Schatten ihres berühmten Mannes, gebar ihm vier Kinder und hat ihn bis an sein Lebensende mit 45 Jahren aufopfernd gepflegt. Gleichzeitig war Charlotte als Korrespondentin, Schriftstellerin und Übersetzerin produktiv.

Anstelle von Goethe hat sich Friedrich Schiller seit 1802 intensiv mit dem Tell-Stoff befasst und sein eigenes Freiheitswerk unter der Regie von Goethe am 17. März 1804 in Weimar zur Uraufführung gebracht. Wie von Gattin Charlotte empfohlen, schöpfte der Autor dabei ausgiebig aus dem Werk von Johannes Müller. Er studierte aber auch die «Schweizer Chronik» des Geschichtsschreibers Aegidius Tschudi (gedruckt 1734 bis 1736) und weitere Quellen. Der Erfolg seines letzten vollendeten Dramas war ganz ausserordentlich, und es gehört bis heute zu den meistgespielten deutschsprachigen Schauspielen. Wie sehr Schillers Fünfkakter den Schweizer Tourismus beflügelte und auch den schweizerischen Nationalgedanken inklusive die Entwicklung zum Bundesstaat beförderte, kann kaum überschätzt werden.

## Charakterstärke, Mut und Tatkraft

Weniger bekannt ist, welche Rolle Friedrich Schiller den Frauen in seinem «Wilhelm Tell» zugedacht hat. Immerhin fällt auf, dass für das im Vergleich zu den Männern weit geringere weibliche Personal umso eindrucksvollere Auftritte vorgesehen wurden. Friedrich Schiller verehrte die Frauen über alle Massen. Wie in manch anderen seiner Dramen befreite er sie auch im «Wilhelm Tell» vom Schatten ihrer Nebenrollen und präsentierte sie auf der Bühne voll Charakterstärke, Mut und Tatkraft.

Die dortigen Frauen haben für ihren heiligen Zorn auch jeden Grund der #MeToo-Bewegung, sind sie doch Opfer sexueller Übergriffe, etwa des habsburgischen Burgvogts Wolfenschiessen. Dieser befiehlt der Gattin des abwesenden Nidwaldner Bauern Konrad Baumgarten, dass sie ihm ein Bad bereite und





«Wollt's Gott, er ging»: Bäuerin Elsbeth, Gessler hoch zu Pferd.

verlangt von ihr «Ungebührliches». Worauf der eilends herbeigerufene Baumgarten den Schädel des Vogts mit einer Axt spaltet.

Doch auch höhergestellten Frauen drohen Zwang und Vergewaltigung. Berta von Bruneck soll sich nicht nach freier Liebeswahl binden,

### *Die Frauen treten entschiedener und radikaler auf als die meisten männlichen Protagonisten.*

sondern den abscheulichen Landvogt Gessler heiraten. Auf diese Weise würden ihre reichen Güter an Österreich fallen. Als Berta dieses Ansinnen von sich weist, wird sie heimlich entführt und im Schloss Sarnen gefangen gesetzt. Schiller tönt im Drama auch das damals viel-

diskutierte mittelalterliche «Recht der ersten Nacht» an, das die einfache Bevölkerung gegen die Landesherrn aufbrachte.

Fest steht jedenfalls, dass die Frauen aus ganz verschiedenen Ständen entschiedener und radikaler als die meisten männlichen Protagonisten auftreten. Ihre Gedanken und Erfahrungen sind fundamentaler; sie sprechen den oft zagenden, zaudernden Männern Mut zu und fordern sie zu Taten auf. Dabei stehen im «Wilhelm Tell» lediglich vier sprechende Frauen über vierzig Männern gegenüber, die stummen «vielen Landleute, Männer und Weiber aus den Waldstätten» nicht eingerechnet. Die Kleinstrollen von Mechthild, Elsbeth und Hildegard hatte Schiller geschaffen, um Schauspielerinnen des Weimarer Ensembles überhaupt zu beteiligen. Hierüber schrieb er an

Goethe am 24. Februar 1804 bei Übersendung seiner Vorschläge der Rollenbesetzung: «Ich habe drei neue Weiber darin kreierte, um die drei noch übrigen Schauspielerinnen mit Anteil in das Stück hineinzuziehen, weil sie nicht gern Statisten machen.»

### **Widerstand und bitterer Sarkasmus**

Diese drei Bäuerinnen stellen sich auf der Wiese bei Altdorf mit ihren Kindern vor Gesslers Hut auf. Während Hildegard ihre Abscheu stumm zum Ausdruck bringt, äussern die beiden anderen Frauen Sätze voll Widerstand, Empörung und bitterem Sarkasmus. So kommentiert Mechthild: «Da hängt der Landvogt – habt Respekt, ihr Buben.» Worauf Elsbeth anfügt: «Wollt's Gott, er ging und liess uns seinen Hut, es sollte drum nicht schlechter stehn



ums Land!» Solche Reden missfallen Gesslers Knechten. Einer von ihnen ruft denn auch: «Verwünschtes Volk der Weiber! Wer fragt nach euch? Schickt eure Männer her, wenn sie der Mut sticht, dem Befehl zu trotzen.» Als die Söldner den Tell festnehmen wollen, weil er den Hut unbeachtet lässt, kehren die zuvor vertriebenen Frauen umgehend zurück, um dem weiteren Gang der Ereignisse zu folgen.

### Standpauke der Stauffacherin

Die «Stauffacherin» war noch im «Weissen Buch» von Sarnen (1470) die namenlose Frau des Schwyzer Landammanns Werner Stauffacher. Der Vorname «Gertrud» ist einzig Schillers Erfindung. Sie erkundigt sich als «treues Weib» nach den Sorgen ihres Mannes und erklärt sich bereit, die Hälfte seines Grams mitzutragen («So ernst, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr»). Dabei führt sie ermutigend ins Feld, ihr Gatte könne sich nicht über sein Schicksal beklagen. Denn sein Fleiss ist gesegnet, der Viehstand gedeiht. Und das Haus steht wohlgezimmert «wie ein Edelsitz» und ist mit bunten Wappenschilden und weisen Sinnsprüchen geschmückt. Doch laut Stauffacher schwankt der Grund, auf dem es steht: Als Landvogt Gessler vorbeigeritten sei, habe er «bösmeynd» zum Ausdruck gebracht, dass ihm missfalle, wenn Bauern Häuser bauten, als ob sie Herren im Land wären.

Nun will Gertrud die «kummervolle Seele» ihres Mannes wieder aufrichten. Hierbei verweist sie auf ihre Herkunft als «des edeln Ibergs Tochter». Sie entstammt also der heute noch blühenden Familie Ab Yberg, weshalb sie schon als Kind «manch kluges Wort» vernommen

hat, wenn sich die führenden Schwyzer versammelten. Psychologisch feinführend erklärt Gertrud das Verhalten Gesslers mit Neid und Missgunst gegen den glücklicheren, freieren Stauffacher, der über sich nur «den Höchsten in der Christenheit» als Herrn anerkenne. Vogt Gessler aber besitze nichts als seinen Rittermantel. Hierauf erfolgt Gertruds Aufforderung zu präventiven Massnahmen: «Der kluge Mann baut vor.» Und sie ist es, die dem Gatten Punkt für Punkt die politische Strategie entwirft, wie die Schwyzer sich mit den Landleuten von Uri und Unterwalden verbünden und die Macht der Vögte brechen sollen.

Noch bleibt Werner Stauffacher skeptisch ob solch kühner Pläne: «Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken weckst du mir in der stillen Brust!» Sie spreche mit leichter Zunge keck aus, welche Folgen ein Krieg für ein schwaches, friedfertiges Volk von Hirten gegen die Mäch-

### Taugt die tüchtige Hausfrau Hedwig Tell als Schreckbild für den Feminismus?

tigen der Welt habe. Diese warteten ja nur auf eine Gelegenheit, um die stillen Täler mit ihren wilden Horden heimzusuchen und alte Freiheitsbriefe zu vertilgen. Solche Ausflüchte lässt Gertrud indessen nicht gelten: «Ihr seid auch Männer, wisset eure Axt zu führen, und dem Mutigen hilft Gott!» Hierauf führt Werner seiner Frau noch konkreter vor Augen, was Krieg wirklich bedeutet, nämlich die Vernichtung von Menschen und Herden sowie die Verbrennung des eigenen Wohnhauses. Nicht

einmal das zarte Kindlein in der Wiege werde verschont.

Von dieser Begründung will Gertrud schon gar nichts wissen. Kein edles Herz vermöge Ungerechtigkeit zu ertragen, und wenn irdisches Gut wichtiger sein sollte, würde sie ihr Haus mit eigener Hand niederbrennen. Und sie ermutigt den Zögernden mit einem Aufruf, der zum geflügelten Wort werden sollte: «Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich.» Die Männer – wendet Stauffacher ein – könnten fechtend sterben. Aber welches sei das Schicksal von Frauen und Kindern? Und hierauf erwidert die Gattin ganz erstaunlich rigoros: «Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen, ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.» Nun stürzt sich Stauffacher in ihre Arme und erkennt, wie freudig er dank einer Gefährtin von solcher Gesinnung fechten wird. Er weiss jetzt, was zu tun ist, und vertraut das Heim ihrem klugen Sinn.

### Hedwigs Intelligenz und Weitsicht

Im Gegensatz zu Gertrud Stauffacher scheint Hedwig, die Frau von Wilhelm Tell, ganz dem Frieden und der weiblichen Häuslichkeit zugewandt. Ihr Lebensinhalt ist anfänglich nicht das grosse Ganze, sondern das eng begrenzte Familienleben. Die ständige Sorge um ihren wagemutigen Mann treibt sie um, sei er nun einsamer Jäger im Hochgebirge, Schiffer im Föhnsturm oder auch nur Besucher von Altdorf mit Sohn Walter. Argumentativ steht Hedwig Tell ihrem Wilhelm in nichts nach, sie verteidigt ihre Position mit überzeugenden Worten: Die Politik bringe nichts ausser Unruhe, Unheil und Unglück. Tells Aufgabe sei es, die Familie zu beschützen und zu ernähren. Seine Heldentaten bedeuten höchste Gefahr für ihren Lebenskreis – was sie auch beredt zum Ausdruck bringt.

Taugt die tüchtige Hausfrau Hedwig Tell deswegen als Schreckbild für den Feminismus? Zweifel sind angebracht. Denn sie beweist mehr Intelligenz und Weitsicht als ihr Mann, wenn sie ihm bezüglich Gesslers Persönlichkeit vor Augen führt: «Dass du ihn schwach gesehn, vergibt er nie.» Sie ahnt dessen Feindseligkeit, ist Tell dem Vogt doch auf gefährlichem Gebirgspfad begegnet und hätte den Verhassten leicht in die Tiefe stossen können. Stattdessen liess er ihn – sogar mit eher untertänigem Gruss – ungefährdet passieren. Diese Grossmut in heikler Lebenslage sollte Gessler dem Tell nachfolgend mit dem Apfelschuss tatsächlich übel entgelten.

Zwar beklagt sich Hedwig Tell gegenüber ihrem Vater, dem Urner Anführer Walter Fürst, Tell habe sich durch seinen Stolz in Lebensgefahr gebracht und es so weit getrieben, bis er einen Schuss auf das geliebte Kind abgeben müssen. Nachdem Gessler Tell gefangen genommen hat, wendet sich Hedwig in



Unglaublich mutig: Armgard in der Hohlen Gasse.



schneidender Anklage an die Landleute: Während ihr Mann sich heldenhaft für sie eingesetzt habe, hätten sie umgekehrt nichts für ihn getan: «Euch alle rettete der Tell – Ihr alle zusammen könnt nicht seine Fesseln lösen.» Nachdem sich Tell selber mit dem Sprung auf eine Steinplatte ans Ufer gerettet hat, sieht Hedwig nicht nur das Glück ihres trauten Heims wiederhergestellt. Vielmehr bekennt sie jetzt gegenüber ihren beiden Söhnen, dass Tell durch seine Taten mehr als nur die Familie befreit hat: «Und euer Vater ist's, der 's Land gerettet.»

### Liebe zur eidgenössischen Sache

Der ärmsten, untersten Volksklasse zugeordnet ist Armgard, die Frau eines ohne Richterspruch eingekerkerten armen Wildheuers und Kleinbauern vom Rigi. In der Hohlen Gasse stellt sich die Verzweifelte mit ihren hungernden Kindern dem Vogt Gessler beherzt in den Weg und ersucht ihn um die Freilassung ihres Mannes. Als der Hartherzige befiehlt, den Weg freizumachen, erinnert ihn Armgard mit zunehmender Schärfe an seine Pflicht, Gerechtigkeit herzustellen. Jetzt verlangt der Vogt von seinen Begleitern, ihm «das freche Volk» aus den Augen zu schaffen. Da schreitet Armgard mit unglaublichem Mut zur Tat und ergreift sogar die Zügel seines Pferdes: «Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren. Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis du mir Recht gesprochen.»

Armgard, zum Äussersten entschlossen, fordert den Landvogt geradezu auf, über sie und ihre Kinder hinwegzureiten, dies sei das Ärgste nicht, was er getan: «Oh, ich bin nur ein Weib! Wär ich ein Mann, ich wüsste wohl was Bessres, als hier im Staub zu liegen.» Nun rast Gessler vollends und sinnt laut nach neuen Gesetzen und Vorschriften, um den Geist der Freiheit zu brechen. Da durchbohrt ihn Tells Pfeil. Alle stehen betroffen, aber Armgard hebt eines ihrer Kleinen empor: «Seht Kinder, wie ein Wüterich verscheidet.»



Gegen Heldentaten: Hedwig Tell (l.); Berta von Bruneck.

Die von auswärts stammende reiche Erbin Berta von Bruneck zeigt von Anfang an starke Anteilnahme am Freiheitskampf der Landleute. Als ein Schieferdecker beim Frondienst für die Zwingburg tödlich vom Dach stürzt, spendet sie ihren Goldschmuck. Doch sie muss sich böse Worte anhören: «Wir waren frohe Menschen eh ihr kamt, mit euch ist die Verzweiflung eingezogen.» Mutig nimmt Berta gegen Landvogt

### Mutig nimmt Berta gegen Landvogt Gessler Partei, als dieser Tell den Apfelschuss zumutet.

Gessler Partei, als dieser Tell den Apfelschuss auf das Haupt seines Knaben zumutet. Sie liebt den einheimischen Landadligen Ulrich von Rudenz, der ihre Liebe erwidert. Doch zwischen ihnen steht, dass Rudenz am Königshof verblendet wurde und seine bäuerliche Umgebung verachtet. Als Zeuge des Apfelschusses scheint er erstmals an den Mächtigen zu zweifeln. Berta versucht unentwegt, den Verirrten für die Sache der schweizerischen Freiheit zu gewinnen. Abseits von der Rütliwiese ausgetragen, ist dieser politische Disput für Schiller keinesfalls ein Nebenschauplatz.

Der entscheidende Auftritt der Berta von Bruneck erfolgt nicht in der Pracht eines Adelsitzes, sondern auf der Jagd unter dem freien Himmel einer wilden Waldgegend. Schlau passt Berta den richtigen Moment zur grossen Aussprache ab, bei der sie allein als aktiv Handelnde das Geschehen antreibt. Sie ist es, die das Gespräch im Sinne ihrer Sache lenkt. Berta fordert den geliebten Mann auf, jenen

Platz auszufüllen, wohin die Natur ihn gestellt habe: «Zu eurem Volke steht und eurem Lande, und kämpft für euer heilig Recht.» Es folgt eine lange, intensive Aussprache, die schliesslich in einen Liebesdialog mündet. Doch zuvor muss sich Ulrich von Rudenz feierlich für die Sache der Eidgenossen verpflichten. Denn Berta macht ihm von allem Anfang an klar: Eine gemeinsame Liebe in Freiheit ist erst möglich, wenn er für sein Vaterland kämpft und den wahren Feind erkennt.

### Verstoss gegen die Konventionen

Berta und Ulrich sollen sich bekommen, und sie bekommen sich auch. In diesem Handlungsverlauf liegt im Grunde das Komödienhafte von «Wilhelm Tell», dem einzigen Drama von Schiller ohne tragischen Ausgang. Die Initiative der geglückten Liebesgeschichte liegt allein bei Berta. Sie ist es, die schliesslich erklären kann: «Wohlan! So reich ich diesem Jüngling meine Rechte, die freie Schweizerin dem freien Mann!» Sie bringt Ulrich von Rudenz sogar dazu, alle seine Knechte freizusprechen.

Mit dieser aktiven, eminent politischen Rolle der Berta von Bruneck versties Schiller zweifellos gegen die Konventionen seiner Zeit. Im Rückblick erstaunt, wie wenig seine auf der Bühne zelebrierte Ablösung des Adels durch freie Bauern damals in den deutschen Fürstentümern provozierte, gerade aufgrund der Erfahrungen mit der Französischen Revolution. Mit Bertas Ausruf: «Und ist der Schweizer frei, so bin auch ich's», rufen womöglich Schillers Frauen den nachgeborenen Männern zu: «Und sind wir frei, so seid auch ihr's.»

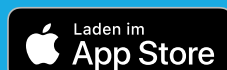


# DIE WELTWOCH

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

[weltwoche.ch](http://weltwoche.ch)





# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

An den Bregenzer  
Festspielen ist Schuberts  
«Schöne Müllerin»  
ganz grosses Kino.  
*Thomas Würdehoff,*  
Seite 98



**Andy Warhol, Dracula, 1974** – Der Geist des Europäers trieb Ende des 19. Jahrhunderts dahin auf den allerletzten Strömungen der Romantik und ihrem Bestreben, dem klassischen Denken zu entfliehen und zur vollkommenen Ausschöpfung des menschlichen Wesens zu gelangen. Der romantische Mensch begab sich in Empfindungswelten, in

fantastische und traumhafte Kosmen jenseits des Rationalen. Die Romantik war die schönste Irrung und Verwirrung, in die der Mensch sich je hinabsinken liess.

Der Tod war, natürlich, ein Ärgernis, damals schon, mit dem der Narzissmus des Romantikers seine Mühe hatte; für zu wertvoll hielt er sich, seine Gedankenwelten für zu unsterblich, um durch eine Laune der Natur heraus

irgendwann banal ausgelöscht zu werden. Er hielt sich fest an der Mär der Untoten, die damals herumhuschte in den Geistern, glaubte an jene fantastischen Wesen, die sich körperlich weiter unter den Lebenden für immer aufhalten oder zu ihnen zurückkehren.

So entstand Dracula, die Projektion eines Untoten – ein zu Mensch gewordener Vampir oder ein zu Vampir gewordener Mensch, der

in der Dunkelheit der Nacht lebt und sich vom Blut von Jungfrauen ernährt. Dracula war die letzte Fantasiegestalt der Romantik, ein schauriger Zeitgenosse, unsterblich verloren.

1974 kam Andy Warhols (1928–1987) «Dracula» in die Kinos, eine Geschichte voller Blut, Brüste und blutleerem Humor, der Film ist längst vergessen, nur das Filmplakat ist da und dort noch in Erinnerung wegen seiner ikonischen Aus-

strahlung eines Wesens, das bei lebendigem Leibe tot ist.

Die grösste Leistung Draculas ist, dass er tatsächlich für immer im kollektiven Narrativ des Schauderns zu leben scheint. Und eine Metapher für all die Wesen der Welten nach der Romantik geworden ist, die das Blut anderer saugen, um den eigenen Hunger zu stillen.

*Michael Bahnerth*

# Sisyphos im Enzilo

Zwischen dem in der «Odyssee» erzählten bekannten Mythos von Sisyphos und einer Sage des Luzerner Hinterlandes bestehen überraschende Parallelen.

Kurt Steinmann

Kuno Müller: Die Luzerner Sagen. Reuss Verlag, 240 S.

Unter dem Titel «Vom Enzilo» (Nr. 106) ist in Kuno Müllers bedeutendem Sammelwerk «Die Luzerner Sagen» folgender Text abgedruckt:

«Das Enzilo [ein tiefer Talkessel in den Anhöhen des Napfs] ist dem Luzerner Inbegriff eines abgelegenen und verlassenen Ortes. In seiner Höhle hausen unstete Geister aller Art. Die Gespenster, die dort wohnen, sind dahin verbannt zur Strafe für Untaten, die sie im Leben begangen haben. Vor allem weilen dort die Seelen jener, die zu Lebzeiten Macht oder Reichtum missbrauchten, um Wehrlose und Arme zu unterdrücken. Die Leute aus der Gegend nennen die Verbannten «Talherren». Wenn des Nachts der Sturm durch die Schluchten zieht und die Bäume stöhnen und ächzen, sagen die Leute: «Sie bringen wieder einen neuen Talherrn.»

Wenn das Wetter umschlägt und Regen droht, hört man viele Stunden weit vom Enzilo her ein Krachen und Donnern, als ob dort schwere Geschütze gelöst würden. Der Lärm entsteht, weil die Talherren zur Strafe mächtige Felsblöcke aus der Taltiefe heraufstossen müssen und ihnen die Felsblöcke immer wieder unter fürchterlichem Gepolter in die Schlünde zurückfahren. Es gelingt den Talherren nie, die Blöcke bis zur Felshöhe heraufzubringen, und so dauert das Gepolter, bis endlich das Unwetter hereinbricht.»



In Buch 11, 593 ff. der «Odyssee» erblickt Odysseus in der Totenwelt unter andern Büssern den Sisyphos. Homers Verse lauten in meiner Übersetzung (Manesse-Verlag, Zürich 2007):

*«Auch den Sisyphos sah ich, wie er  
unter heftigen Qualen  
beidarmig einen riesigen Steinblock zu  
schieben versuchte.  
Ja, wahrhaftig, mit Händen und Füßen  
dagegen sich stemmend,  
stiess er den Block hügelwärts;  
doch wenn er über den Grat ihn  
werfen wollte, so drehte das Übergewicht  
stets zurück ihn,  
und von neuem rollte dann talwärts  
der schamlose Felsblock.  
Er aber straffte den Leib und stiess immer  
wieder zurück ihn;  
Schweiss entfloss seinen Gliedern,  
und über dem Haupte stieg Staub hoch.»*

Unter den unzähligen Mythen der griechischen Antike hat sich der Mythos von Sisyphos bis heute im allgemeinen Bewusstsein erhalten. Wer eine sinnlose, nie endende, mühevoll Arbeit zu bewältigen hat, ist ein Sisyphos. Der Mythos von Sisyphos ist den an Philosophie Interessierten natürlich aus Albert Camus' Deutung bekannt. Wenige Schriften haben das Lebensgefühl westeuropäischer Intellektueller der 1950er und 60er Jahre so geprägt wie «Le mythe de Sisyphé» (erschienen 1943).

Sisyphos muss einen gewaltigen Felsblock den Hang hinaufwälzen, der kurz vor Erreichen des Kammes regelmässig in den Abgrund rollt. «Heutzutage arbeitet der Werktätige sein Leben lang unter gleichen Bedingungen, und sein Zustand ist genauso absurd», schreibt Camus. Neben den Entfremdungen der Arbeitsgesellschaft legt der Mythos des Sisyphos eine existenzielle Grundbefindlichkeit dar. Camus nennt sie die Erfahrung der Absurdität unseres Daseins.

Trotzdem nennt er Sisyphos glücklich («il faut s'imaginer Sisyphé heureux»). Und warum? Weil «der ohnmächtige und rebellische

Prolet der Götter» sich während des Abstiegs des ganzen Ausmasses seiner unseligen Lage bewusst wird. «Die niederschmetternden Wahrheiten verlieren an Gewicht, sobald sie erkannt werden.» Er macht die Prüfung zu seiner alleinigen Angelegenheit, er sagt ja zum Stein, zwar ohne Hoffnung, aber auch befreit vom lastenden Überbau der grausamen Götter, die er, wenn sie denn existieren, verachtet. Sisyphos ist Herr seiner Zeit, Herr über seinen Stein.

Mich hat die Deutung von Camus seit je nur intellektuell, nie aber existenziell befriedigt. Einem Fabrikarbeiter, der stumpf-monoton Arbeit ohne Aussicht auf Veränderung leisten muss, ist doch wenig geholfen, wenn er die ganze Misere seines Daseins erkennt, sie mit Verachtung straft und sich in sein absurdes Leben schickt. «Es gibt kein Schicksal, das durch Verachtung nicht überwunden werden kann.» Ich würde es anders formulieren: Es gibt kein Schicksal, das nicht durch den Mut zur Veränderung, durch Rebellion und Widerstand, durch Aktivierung des Lebensmutes und Sammlung solidarisch Gesinnter in die Schranken gewiesen werden kann.

Der Sisyphos-Mythos ist zeitlos. Jeden Menschen, gerade in seiner zweiten Lebenshälfte, beschleicht doch immer wieder das Gefühl, was er tue, sei sinnlos, endlos, hoffnungslos. Der Stein, den er zu wälzen hat, nimmt dabei die verschiedensten Ausprägungen an, aber es gibt den Stein für jeden, mögen auch die stumpfsinnig-repetitiven Arbeitsformen seltener geworden sein.

## Im Dienst des Menschen

Die Sage «Vom Enzilo» und der in der «Odyssee» erzählte Mythos von Sisyphos weisen ohne Zweifel Strukturparallelen auf: Die peinvolle Arbeit ist die Strafe für Untaten im diesseitigen Leben. Die Talherren müssen genauso wie Sisyphos mächtige Felsblöcke aus der Tiefe auf eine Höhe heraufstossen, und die Versuche scheitern stets.

Daneben sind auch die Unterschiede offenkundig: Die Sage des Luzerner Hinterlandes spricht von mehreren Steinwälzern,





Zur Strafe müssen die «Talherren» mächtige Felsblöcke aus der Tiefe heraufwuchten: Enziloch.

die «Odyssee» von einem, dem sie einen Namen gibt (die Talherren bleiben anonym). Die Luzerner Version versucht ein meteorologisches Geschehen zu deuten (Typus ätiologische Sage), der Mythos weist in dieser Hinsicht nicht über sich hinaus. Die Sage ist eingebettet im Denk- und Fühlhorizont eines Kollektivs («die Leute»), der Mythos weiss nichts davon. Die Gespenster wohnen in einem geografisch benennbaren, eng abgegrenzten Raum, Sisyphos und die vielen andern Verstorbenen, die sich Odysseus als *eidola*, als Schatten- und Scheinbilder nähern, hausen im Hades.

Das Steinerollen dauert in der Sage nur in der Zeit, die dem Ausbruch des Unwetters vorangeht, in der griechischen Version gibt es keinen Anfang und kein Ende. Die Schuld wird in der Sage als Missbrauch von Macht und Reichtum gegenüber Wehrlosen klar benannt, Homers

Mythos schweigt sich über das Verschulden aus. Aus anderen Quellen, deren Camus sich ausgiebig bedient, kennen wir die Vergehen des Sisyphos: Er verriet eine Untat des Zeus – er wirkte dafür aber für seine von ihm gegründete

*Jeden Menschen beschleicht doch immer wieder das Gefühl, was er tue, sei sinnlos, hoffnungslos.*

Stadt Korinth ewig fließendes Quellwasser; er fesselte den Tod für einige Tage – und so war die Sterblichkeit auf Zeit gebannt; er überlistete Persephone – und kehrte wieder auf die Oberwelt zurück. All seine Vergehen stehen im Dienst des Lebens und der Menschen, ähnlich wie bei Prometheus.

Hat der griechische Mythos auf die Hinterländer-Sage eingewirkt? Schwer zu sagen,

wahrscheinlich nicht. «Im grossen und ganzen enthalten unsere Sagen nicht so sehr etwas Besonderes und Eigenartiges, als vielmehr eine menschlich gemeinsame, weltweite, zeitlose Glaubenshaltung», schreibt Kuno Müller im Vorwort seiner Sammlung.

Umso grossartiger ist diese Sage des Luzerner Hinterlandes, die dem griechischen Mythos in nichts nachsteht, ja ihn in mancher Hinsicht überbietet. Das Volk des Hinterlandes zog aus dieser Sage die Genugtuung, dass die mächtigen Herren für ihre Schandtaten dereinst zur Rechenschaft gezogen würden, der bei Homer erzählte Mythos verzichtet auf jede Moral.

Aus der Sage wird aber auch deutlich, dass es solche unmenschliche Talherren gab und dass ihre Zahl immer wieder ergänzt wurde. Das Volk wusste und weiss, dass Macht stets zum Missbrauch neigt.



# Triumph der Niederlage

Pia Reinacher

Arnold Stadler: Irgendwo. Aber am Meer.  
S. Fischer. 224 S., Fr. 33.90

Ist die selbstgerechte politische Korrektheit überhaupt satisfaktionswürdig? Die schrillen Übergriffe sprachlicher Moralhüter gerade auf dem Gebiet der Literatur häufen sich, so dass den Autorinnen und Autoren wohl schon aus Selbstachtung nichts anderes übrigbleibt, als zurückzuschlagen. Erst kürzlich piff eine hochbezahlte, aber literarisch nicht besonders kompetente Kulturfunktionärin der Kantone Basel-Stadt und Baselland den sich um einen Förderbeitrag bewerbenden Autor Alain Claude Sulzer zurück, weil dieser in seinem Buch das Wort «Zigeuner» verwendete – in einem Kontext, der in den 1960er Jahren spielt, als das verpönte Wort üblich war.

Jetzt hat es auch den Georg-Büchner-Preisträger Arnold Stadler getroffen, einen der geistreichsten Sprachakrobaten der deutschen Literatur. Die Sprache sei ein Seziersmesser, meinte er in seiner Dankesrede damals prophetisch. Am

Ende der riskanten Operation stellte sich die Gewissheit ein: «Es tut weh, also bin ich. Es blutet, also bin ich. Ich blute, also bin ich.»

Der deutsche Schriftsteller war mit seinem Kilimandscharo-Reisebuch zu einer Lesung eingeladen worden und hatte auf eine Zuschauerfrage nach dem Klimawandel nicht wie erwartet geantwortet. Das wurde ihm zum Verhängnis, das Stadler lange beschäftigte. Er hat daraus einen satirisch wetterleuchtenden, zeitdiagnostischen Roman gemacht, «Irgendwo. Aber am Meer», in dem sein Alter Ego, der Erzähler A. St., siebzigjährig wie er selbst, zu einer brillanten Verteidigungsrede anhebt. Dabei wendet er die Niederlage in einen literarischen Triumph. Es ist eine hochironische, witzige, melancholische Abrechnung mit der selbstgefälligen Korrektheitsgesellschaft, in der jeder jeden jederzeit hochfahrend canceln darf, unter dem Vorwand selbstermächtigter Deutungshoheit politisch korrekter Moral.

## Fünfhundert Meter hohe Windräder

Die Lesung war nach seiner unkorrekten Antwort zum Desaster geworden. Eine um einige ältere, durchaus robuste Dame schrie dem Autor im Publikumsgespräch den angesagten «Schlüsselsatz» entgegen: «Das, was Sie hier von sich geben, ist ja das reinste weisse Alt-

männergeschwätz.» Zwar sind Ungehobeltheiten peinlich, ob sie nun von Frauen oder Männern kommen, aber die «Gästin» gehorchte wohl dem kategorischen Imperativ der Zeit: sich reflexartig auf die «richtige» Seite zu schlagen.

Der Erzähler jedenfalls, der nicht weiss, wie ihm geschieht, verlässt die Lesung und das Gespräch traumatisiert. Er hatte sich auf die Frage nach seinem persönlichen CO<sub>2</sub>-Abdruck und

*Die «Gästin» gehorchte wohl dem kategorischen Imperativ: sich auf die «richtige» Seite zu schlagen.*

der Energieverschwendung etwas ungeschickt angestellt und sieht sich nun öffentlich vor ein Tribunal gestellt. Ein Klimaleugner sei er nicht, sinniert er in einem langen inneren Monolog auf dem Nachhauseweg, der zu einem Fluchtweg wird. War er nicht als Bauernkind zwanzig Jahre auf einem Hof aufgewachsen? Wurde er vor ein Gericht gestellt, das ihn dafür bestrafte, dass er und nicht Greta Thunberg auftrat? Wurde er als Sündenbock für das schlechte Gewissen der Zuhörer gedemütigt? Wollte man ihn zur Rechenschaft ziehen für ein eigenes verpfushtes Leben?



Flucht zu sich selbst: Ithaka, Heimat von Odysseus.



Zwar hatte er bei der Diskussion eingewandt, dass er bei seinen nächtlichen Spaziergängen durch das hell erleuchtete Berlin tatsächlich fände, dass hier Energieverschwendung betrieben werde; er hatte aber, gottsträflich, spöttisch angefügt, man solle doch im Tiergarten 500 Meter hohe Windräder aufstellen, mehr noch: Er brachte sogar ein mögliches Windrad zwischen Bundeskanzleramt und Reichstag ins Spiel, eventuell von einem Künstler entworfen, um damit das ganze Regierungsviertel mit Strom zu versorgen. Mit anderen Worten: Er hatte das getan, was Kunst schon immer tat, wenn sie gut sein will: Er hatte Tabus gebrochen. Er war unartig.

Trotzdem geht er auf der «Flucht» scharf mit sich ins Gericht. Ist er nicht ein alter Mann geworden, einst blond, jetzt auf dem Weg zu weiss, und das Shampoo, das er benutzt, heisst «Silberglanz»? Fährt er nicht einen Dieselwagen? Zum Glück, gratuliert er sich, war er mit dem Zug angereist, alles andere wäre sein Todesurteil gewesen. Wäre es besser, die «Schreibarbeiten» einzustellen, da er immer noch wagt, «ich» zu sagen, anstatt sich in der Anonymität politischer Korrektheit aufzulösen? Gehört er noch in eine Welt, in der das Wort «Dame» aus dem Wortschatz verschwunden ist?

Dergestalt von Todesgedanken umflort, von Abschweifungen über den Krieg, die Aufrüstung, das Klima vorangetrieben, lässt er sein Leben als «Rückspiegelglück» Revue passieren – und flüchtet ans Meer. In Ithaka, der Heimat von Odysseus, dem Vater aller Irrwege, findet er seine Ruhe wieder und kehrt, ausgesöhnt mit sich und sich an winzigen Alltäglichkeiten freudig, als halb Geheilte zurück.

Arnold Stadler rechnet unterschwellig auch mit dem krisenhaft gewordenen Geschäftsmodell der literarischen Lesungen ab – und damit mit dem galoppierenden Bedeutungsverlust der Literatur. Wie oft wurde ihm in letzter Zeit von Veranstaltern mit gerunzelter Stirn bedeutet, dass der Vorverkauf «schleppend» sei, dass er höchstens fünfzehn Minuten lesen dürfe («mehr geht heute gar nicht»),

*Dergestalt von Todesgedanken umflort, lässt er sein Leben als «Rückspiegelglück» Revue passieren.*

dass im Eintrittspreis unbedingt ein Lunchpaket und ein Glas Prosecco inbegriffen sein müssten und dass sich die Literatur als «Talk» verkaufen müsse. «Irgendwo. Aber am Meer» wird damit zum Pamphlet eines gesellschaftlichen Umbruchs, in dem immer deutlicher die Kulturtechnik des Schreibens zur Disposition gestellt wird. Das geht an den Schriftstellern und ihrem Selbstverständnis nicht spurlos vorbei.

## Werte statt Interessen

Cora Stephan

Michael Lüders: Moral über alles? Warum sich Werte und nationale Interessen selten vertragen. Goldmann. 256 S., Fr. 27.90

Wahrscheinlich gibt es nur ein einziges Land weltweit, das keinerlei Interessen hat. Im Gegenteil: das Interessen für etwas Unmoralisches hält, weshalb es einen Bundespräsidenten zum Rücktritt brachte, der anderer Auffassung war. Worüber dachte vor dreizehn Jahren Horst Köhler öffentlich nach? «... dass im Zweifel, im Notfall auch militärischer Einsatz notwendig ist, um unsere Interessen zu wahren, zum Beispiel freie Handelswege.»

Nicht mit uns! Wir haben Werte, keine Interessen, bombardieren Serbien wegen Auschwitz (Joschka Fischer) und verteidigen am Hindukusch unsere Freiheit, nichts weniger. «Wir können auch einmal frieren für die Freiheit», tönte Joachim Gauck im März 2022, und sollte gar einer unserer osteuropäischen Nachbarn einmal notleiden, hilft ihnen der deutsche Wirtschaftsminister Robert Habeck: «Bevor die Leute dort frieren, müssten wir unsere Industrie drosseln oder gar abschalten.»

Nun könnte es natürlich sein, dass andere Länder ihre Interessen haben, denen so viel Grossmut durchaus entgegenkommt. Das aber ist in Deutschland kaum noch vernünftig zu diskutieren.

### Im hohen Masse dämlich

So Michael Lüders in einer Philippika gegen die deutsche Politik (und Medienöffentlichkeit), wo man gegen eigene nationale Interessen verstösst, weil man sich auf der Seite des umstandslos Guten wähnt. «Wer nie gelernt hat, in der Wirklichkeit zu lesen, geopolitisch und strategisch zu denken wie zu handeln, den bestraft das Leben.»

Es ist in der Tat seit Jahrzehnten offensichtlich, dass man in Deutschland verlernt hat, in geopolitischen Kategorien zu denken und zu argumentieren. Staaten haben keine Freunde, nur Interessen – wir hingegen glauben, in einer «Wertepartnerschaft» insbesondere mit den USA zu leben, deren machtpolitische Interessen systematisch ausgeblendet werden.

Dass es Russland angesichts seiner 2000 Kilometer langen Landgrenze zur Ukraine als Affront gegen seine Interessen empfinden muss, wenn die Nato immer näher rückt, sollte man ebenso zur Kenntnis nehmen wie das Interesse von Polen und den baltischen Staaten, gegen einen russischen Übergriff geschützt zu sein. In einer solchen Konfliktlage hilft nur Diplomatie – doch an der hat derzeit offenbar niemand



«Und hier unsere absolut sichere Einschlaftherapie...»

ein Interesse. Die für Diplomatie zuständige deutsche Aussenministerin erst recht nicht, die dem grössten Land der Welt – fünfzigmal grösser als Deutschland – todesmutig wünscht, dass es nicht mehr auf die Beine kommt, und die Russland ganz nebenbei den Krieg erklärt. Man mag das angesichts der angegriffenen Ukraine menschlich finden, politisch ist es im hohen Masse dämlich.

Warum scheint man in Deutschland nicht daran interessiert zu sein, endlich aufzuklären, wer Nord Stream 1 und 2 zerstört hat, was Lüders «den grössten Terrorschlag aller Zeiten auf europäische Infrastruktur» nennt? Hatte Joe Biden nicht angekündigt, die Inbetriebnahme zu verhindern? Hatte das nicht auch die Unterstaatssekretärin Victoria Nuland im Januar 2022 erklärt und im Februar 2023 mit grosser Genugtuung gefeiert? Zeigte sich Polens Präsident Duda etwa nicht über die Zerstörung «erfreut»? Warum hat der Kanzler den Anschlag nie verurteilt, warum keine Untersuchung eingeleitet?

Mit dem Verzicht auf das russische Gas schadet Deutschland weniger Putin als sich selbst. Jetzt kommt das russische Gas eben auf teuren Umwegen bei uns an, etwa aus indischen Raffinerien. Denn es sei «unmöglich, russische Energieressourcen umfassend zu boykottieren».

Hilfe naht! Ursula von der Leyen will Aserbaidshan, Ägypten und Katar als künftige Energiepartner in die Arme schliessen, weil sie dort offenbar «Wertepartner» erkennt, «die unsere Vorstellungen teilen». Aserbaidshan, das seit Jahren einen Krieg gegen Armenien führt? Und Katar, das man doch während der Fussballweltmeisterschaft als homophobes Unrechtsland traktierte?

Michael Lüders ist alles andere als ein Transatlantiker, und nicht alle seine Positionen muss man teilen, um das Buch diskussionswürdig zu finden. Gewiss aber hat er recht, dass sich Deutschland mit seiner «Moral über alles» als Global Player oder wenigstens potenzieller Friedensstifter aus dem Spiel genommen hat. Und das ist gefährlich – nicht nur für unser Land.

# Anschluss statt Vereinigung

Wolfgang Koydl

Katja Hoyer: Diesseits der Mauer. Eine neue Geschichte der DDR 1949–1990.  
Hoffmann und Campe. 592 S., Fr. 41.90

Mehr als drei Jahrzehnte sind seit dem Fall der Mauer vergangen. Inzwischen wächst die zweite Generation von Deutschen heran, die die Teilung ihres Landes nicht erlebt haben. Allmählich sollte doch, wie es Willy Brandt formulierte, zusammengewachsen sein, was zusammengehörte. Doch das Gegenteil ist der Fall. Der Osten scheint dem Westen noch immer ein Buch mit sieben Siegeln – ein dunkler Ort, in dem potenzielle Nazis leben, die sich nach einem starken Mann sehnen und mehrheitlich noch nicht in der Demokratie angekommen sind – wie einst der Ostbeauftragte der Bundesregierung diagnostizierte.

Allein, dass es dieses Amt gibt, spricht Bände über den traurigen Seelen- und Gemütszustand des vereinigten Deutschland, und Katja Hoyer zitiert nicht nur diesen Ostbeauftragten, Marco Wanderwitz, sondern liefert unzählige weitere

*Anschaulich schildert Hoyer, dass eine Mehrheit der DDR-Bürger sogar stolz waren auf ihren Staat.*

Beispiele als Beleg dafür, was in den letzten dreissig Jahren alles falsch gelaufen ist. Und aller Voraussicht nach auch weiter falsch laufen wird.

Hoyer ist ein Kind der DDR, doch war sie gerade vier Jahre alt, als das Land aus der Geschichte verschwand. Heute lebt und forscht sie in Grossbritannien, und diese Kombination aus Vertrautheit und Distanz ist wahrscheinlich, die sie dafür prädestiniert, eine Geschichte des deutschen «Arbeiter- und Bauernstaates» zu schreiben. Dass sie das auf Englisch getan hat, ist einerseits bestürzend, andererseits aber auch nicht unbedingt überraschend.

## Entzauberte Mythen

Denn das westliche Deutschland hat sich nie besonders für diesen anderen Staat interessiert. Besonders nach der Wende gab es den unausgesprochenen Wunsch, ihn unter der Rubrik «deutsche Diktaturen» zu entsorgen – unheimlich, unverzeihlich, jedoch ganz weit weg. Vor allem aber sind wir Westdeutsche mal nicht schuld, an Stasi und so. Und wenn schon «Vogelschiss der Geschichte», dann trifft das wohl auf das kurze Experiment mit dem Kommunismus auf deutschem Boden zu, nicht wahr?

Diesen Zahn zieht Hoyer schnell. Die DDR existierte 41 Jahre und damit länger als die Pe-



*Ungestörtes Leben:* Am Brunnen der Völkerfreundschaft, Berlin Alexanderplatz, 1973.

riode vom Ersten Weltkrieg über die Weimarer Republik bis zu Nazidiktatur und Zweitem Weltkrieg. Auch andere bequeme Mythen entzaubert sie, wie etwa den von der Stasi-Diktatur, die sechzehn Millionen Menschen gegen ihren Willen in einem riesigen Straflager einpferchte und unterdrückte. Die meisten lebten ein weitgehend ungestörtes Leben.

Anschaulich schildert Hoyer, dass eine Mehrheit der DDR-Bürger sogar stolz waren auf ihren Staat. Sie genossen den höchsten Lebensstandard im Ostblock, ihre Sportler dominierten Weltmeisterschaften und Olympische Spiele (nicht nur dank Doping), die DDR eröffnete Arbeitern Bildung, hatte die höchste Frauenerwerbsquote in Europa und Rundumkinderbetreuung. Wohnung, Arbeitsplatz und medizinische Versorgung waren garantiert. Dazu kamen kleine Freuden im Alltag: Urlaub an der Ostsee oder mit dem Trabi an den Plattensee, Grillabende mit Freunden auf der Datsche, ein reiches Kulturangebot – von Brechts Berliner Ensemble bis zum Karat-Konzert.

Hoyer beginnt ihre Geschichte mit der Flucht der KPD-Führung vor den Nationalsozialisten nach Moskau. Nur zwei von neun Politbüro-Mitgliedern überlebten Stalins Säuberungen. Sie betraute der Diktator mit dem Aufbau des neuen Staats: Walter Ulbricht und Wilhelm Pieck. Von Anfang an hatte die DDR schlechtere Startbedingungen als die Bundesrepublik. Sie musste mehr Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten unterbringen, ihr wurden mehr zerstörerische Reparationen aufgebürdet, sie litt unter Enteignungen, Kollektivierungen und Verstaatlichungen.

Die Wende kam mit dem Mauerbau – der übrigens trotz aller öffentlichen Proteste vom Westen insgeheim begrüsst wurde. Denn er stoppte den Aderlass von Facharbeitern und Intellektuellen aus der DDR, der ein derartiges Ausmass erreicht hatte, dass er die Stabilität des Regimes und damit auch der europäischen Nachkriegsordnung bedrohte. Mit der Mauer begann denn auch der wirtschaftliche Aufschwung des zweiten deutschen Staates.

Symbole des neuen Selbstbewusstseins waren die Botschaften, die Ostberlin nun in aller Welt eröffnete, der Berliner Fernsehturm und nicht zuletzt Jürgen Sparwassers Tor 1974 gegen die westdeutsche Fussball-Nationalmannschaft. Doch in den 1980ern stiess das kommunistische System an seine ökonomischen Grenzen und musste mit einem Milliardenkredit aus Bonn gerettet werden – eingefädelt ausgerechnet vom Kalten Krieger Franz-Josef Strauss.

Als es zu Ende ging, fiel die DDR der Bundesrepublik wie ein überreifer Apfel in den Schoss. Jeder Versuch, einen eigenen zweiten deutschen Staat zu retten, scheiterte. Was wirklich abließ, sagte der Buchhalter der Wiedervereinigung, Wolfgang Schäuble: «Hier findet nicht die Vereinigung zweier gleicher Staaten statt», teilte er den neuen Mitbürgern mit. «Es gibt das Grundgesetz, und es gibt die Bundesrepublik Deutschland. Lasst uns von der Voraussetzung ausgehen, dass ihr vierzig Jahre lang von beidem ausgeschlossen wart. Jetzt habt ihr einen Anspruch auf Teilnahme, und wir nehmen darauf Rücksicht.» – Herablassender und brutaler hätte man es nicht sagen können. Und da wundert sich der Westen, warum der Osten immer noch nicht spurt.





## Der mächtigste Winterthurer

Karl Lüönd

Daniel Nerlich/Matthias Wiesmann (Hg.): «Weltengänger» in krisenhaften Zeiten. Der Winterthurer Industrielle und Diplomat Hans Sulzer. Chronos. 240 S., Fr. 44.90

Hans Sulzer (1876–1959) war der mächtigste Mann von Winterthur in schwierigen Zeiten: Chef der wichtigsten Firma am Platz, die auch die politische Agenda kontrollierte. Das Leben im Elternhaus war eng mit dem Geschäft verknüpft. Als Hans Sulzer geboren wurde, lebte die Familie noch direkt neben der Giesserei. Wer baden wollte, bestellte das warme Wasser beim Heizer.

Dass die drei ersten Generationen der Sulzer-Industriellen im gleichen Haus lebten, war auch Ausdruck eines strengen Lebensstils, der durch die enge Vernetzung mit dem gesellschaftlichen,

*Selbst als die Firma Sulzer auf die schwarze Liste der Alliierten kam, fuhr er fort, seinem Land zu dienen.*

politischen und kulturellen Leben der Kleinstadt gekennzeichnet war, die seit der Zeit von Alfred Escher immer im Schatten von Zürich stand.

Nach der Weisung seines Vaters studierte Hans Sulzer Rechte und Ökonomie; seine beiden Brüder wurden Ingenieure. Er liess seine Villa Alpgut zuoberst am Waldrand bauen. Alle

sollten sehen, wer er war. Hans Sulzers Karriere verlief von Krieg zu Krise zu Krieg. Ausgerechnet 1914 trat er zusammen mit seinem Bruder Robert an die Spitze des Verwaltungsrats. (Der andere Bruder, Carl, starb schon 1934.) Die besondere, für Winterthur typische enge Verbundenheit von Wirtschaft, Gesellschaft und Politik führte ihn sogleich in nicht weniger als 26 Verwaltungsrats- und Gremienämter ausserhalb von Sulzer.

Der Schwerpunkt lag auf den Wirtschaftsverbänden, der Handelskammer und prominenten Verwaltungsräten, zum Beispiel Bankgesellschaft und Saurer. Und dies, obwohl es im eigenen Haus genug Probleme gab. Die Familie habe während des Ersten Weltkriegs und der folgenden Wirtschaftskrise «an Vermögen und Einkommen erheblich eingebüsst», schreibt der gutinformierte Winterthurer Historiker Miguel Garcia.

### Vermengung der Funktionen

Nach dem standesgemässen Studium mit Doktorat in Leipzig und anschliessendem Bankpraktikum hatte Hans Sulzer das Glück, mit Lili Weber, der Tochter aus einer anderen Industriellenfamilie, eine «Partnerin auf Augenhöhe» zu finden, wie Eva Schumacher ihren Beitrag im Buch betitelt. Endlich eine Biografie, die auch die Frau an der Seite der Hauptperson angemessen würdigt.

Hans Sulzer war der Prototyp aus der Winterthurer Oberschicht: selbstverständlich Offizier (Major der Kavallerie); als Unternehmer die treibende Kraft bei der Umwandlung von Sulzer in eine Holding; unglaubliche 24 Jahre lang, bis zum Tod, Präsident des Verwaltungsrats. Zweimal wechselte er für längere Zeit in die Handelsdiplomatie. Als ausserordentlicher Gesandter verhandelte er von 1917 bis 1920 erfolgreich mit den USA über die Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen.

Von 1939 bis 1942 führten ihn handelspolitische Missionen nach Berlin und London. Einflussreich war er auch in der Organisation der Kriegswirtschaft, einer phänomenalen (und leider noch zu wenig erforschten) Erfolgsgeschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Nicht nur dort war das Leben von Hans Sulzer geprägt von der bewussten und gewollten Vermengung der Funktionen, in der schweizerischen Sprachregelung auch «Miliz» genannt. Selbst als die Firma Sulzer vorübergehend auf die schwarze Liste der Alliierten kam, fuhr er fort, seinem Land zu dienen.

Dieses Buch ist der seltene Fall eines gegliederten Sammelbands mit acht Beiträgen auf vergleichbar hohem Niveau. Bei der Wahl der Autoren hatten die Herausgeber eine glückliche Hand, und sie haben ihren heiklen Job – für gewöhnlich der Krampf, die Qualität der Einzelbeiträge auszugleichen – bestens erledigt und erst noch für spannende Lektüre gesorgt.



## Die Bibel Individuum und Gemeinschaft

*Denn wie wir an einem Leib viele Glieder haben, die Glieder aber nicht alle dieselbe Aufgabe erfüllen, so sind wir, die vielen, in Christus ein Leib, im Verhältnis zueinander aber Glieder (Römer 12, 4–5).* – Das Gleichnis vom Leib mit seinen Gliedern ist ein starkes Argument für die Wertschätzung jener Menschen, deren Positionen und Jobs nicht gefeiert werden. Der Leib steht für die menschliche Gemeinschaft, und die Glieder verkörpern die Individuen. Diese Metapher, die Paulus im 1. Korintherbrief noch ausführlicher entwickelt, scheint unsere Zeit nötig zu haben. Linke Politiker in vielen Parteien haben jahrelang daran gearbeitet, Berufe zu akademisieren. Offensichtlich sind sie ausserstande, den Wert von Hand- und Hilfsarbeiten anzuerkennen. Das Gleichnis von den Gliedern mit ihren verschiedenen Aufgaben könnte ihnen auf die Sprünge helfen. Es würdigt das Individuum.

Aber nicht nur. Es besagt zugleich, dass der Mensch einer Gemeinschaft angehört und eine solche benötigt. Die Gemeinschaft von Mann und Frau ist der Prototyp. Wichtig sind auch das Arbeitsteam, das Wohnquartier, die Verwandtschaft, der Verein, das Volk und die Bürgergemeinde. Das Individuum in Ehren, doch zur Abschottung ist es nicht geschaffen. Es ist zur Gemeinschaft berufen, nicht zuletzt zur Gemeindeversammlung und zur Volksabstimmung. Die Stimmbeteiligung sinkt seit Jahren, weil vielen ihr Individualismus genügt. Dieser hat als unerquickliche Kehrseite die Vermassung. Menschen ohne Bindung verlieren ihr Koordinatennetz und werden zur leichten Beute von Scheinfreunden. Durch die sozialen – in Wahrheit asozialen – Netzwerke ist dieser Prozess arg fortgeschritten. Wo aber eine Gesellschaft ihre horizontale und vertikale Struktur verliert, werden die Individuen zum Sandhaufen und in stürmischen Zeiten zum Flugsand.

Peter Ruch

# Schubert landet in der Wirklichkeit

Noch immer ähneln Liederabende ermüdenden Séancen – Franui und Florian Boesch entlassen an den Bregenzer Festspielen «Die schöne Müllerin» ins Leben.

Thomas Wördehoff

---

**Franz Schubert:** Die schöne Müllerin.  
Mit Musicbanda Franui, Florian Boesch,  
Nikolaus Habjan.  
Bregenzer Festspiele. 3. August, 17 Uhr

---

**E**in Schubert-Lieder-Rezital unbeschwert zu erleben – geht das überhaupt? In der Rückschau muss ich einräumen, dass mir das nur selten gelungen ist. Schon dass man in einer jeden Komposition dieses Wunderknaben pflichtschuldig ein «Meisterwerk» zu ehren hat, verstört mich nachhaltig. Was ist, wenn man sich bei einer Darbietung langweilen sollte?

Darf man überhaupt an Schubert mäkeln? Wer Bob Dylan ablehnt, Karlheinz Stockhausen zum Scharlatan erklärt oder Irène Schweizer schlichtweg für überspannt hält, wird allenfalls ein herablassendes Lächeln eingefleischter Kenner ernten. Wer sich bei Franz Schubert langweilt, ist halt ein Banause. Immer noch.

Das heiligmässig Erhabene, das die Tradition über manche Lichtgestalten der Musikgeschichte gespannt hat, nervt vor allem, weil dieses Vakuum zugleich alle Lebenswirklichkeit aussperrt und damit die Interpretation zum Sonderfall für Eingeweihte reserviert. Das liegt nicht zuletzt an den Ritualen der fraglichen Veranstaltungen: Der Ablauf klassischer Konzerte erinnert eher an Séancen, die unter Meditationszwang stehen.

Zu Beginn geht es ja noch einigermaßen lebhaft zu. Man erkennt sich, lacht miteinander, verabredet sich für den Champagner in der Pause. Schliesslich überfliegt man noch mal den Programmzettel. Es dunkelt ein, die Gespräche ersterben schlagartig – der Star des Abends betritt die Bühne, Applaus.

Dann endgültig Stille. Keiner im Saal atmet mehr, die Sängerin, der Pianist sammeln sich, ein letzter Blickkontakt, einmal tief durchatmen. Ein Akkord bricht das Schweigen, der Abend hat begonnen. Das immer gleiche Vorher ist mit der anrührendste Moment dieser intimen Konzertform, man spürt die immense Anspannung und Konzentration dieser Men-

schen; der unbedingte, glühende Fokus auf den ersten Ton ist oft der direkteste Moment eines Liederabends – kurz vor dem Sprung. Doch die existenzielle Anspannung der einleitenden Momente verliert sich schon im Verlauf des ersten Liedes in den abenteuerlichsten Spielarten artiger Selbstdisziplinierung.

Kein Wunder: Meist kommt man ja als Publikum aus den unterschiedlichsten – angenehm oder ärgerlich verlaufenden – Zusammenhängen, die wenig mit der Endgültigkeit einer «Winterreise» zu tun haben. Vielleicht hat man eine nicht enden wollende Sitzung hinter sich gebracht, eine Gardinenpredigt über sich ergehen lassen oder sich wieder einmal über Putin erregt. Und plötzlich sitzt man wie eine Marionette in einem Konzertsaal und soll der

*«Die Winterreise» zu erleben mit Tom Waits – das wäre das Ideal des Autors Michael Köhlmeier.*

Dame da oben auf der Bühne zuhören, die unbeweglich und innig Lieder von Schubert, Schumann oder Mahler ausdeutet.

Selbst wenn man nur einem lästigen Stau entronnen ist, kann der Genuss eines Liederabends zur Fron werden. Denn es ist einiges zu bewältigen: Da sind zunächst die Verse von Wilhelm Müller oder Heinrich Heine, geschrieben in einer Sprache, die unserer Syntax, unseren Bildern sehr fern ist. Wenn man etwa «Die schöne Müllerin» nicht gerade präsent hat, erfordert die geistige Aufnahme volle Konzentration.

Dazu kommt eine Klavierstimme, die keineswegs nur begleitenden Wohlklang liefert, sondern mitunter eigene, den Text kommentierende Wege geht. Und schliesslich die Interpreteten, die das Werk mit ihrer individuellen Sichtweise ausloten. Dass bei einer derart komplexen Ballung von Informationen manch einer wehrlos einnickt, hat nichts mit rüder Ignoranz zu tun, sondern mit akuter Überforderung. Wir sprechen von zwei Stunden.

Der österreichische Erzähler Michael Köhlmeier, der ein feines Gespür für die An-

forderungen des Zuhörens hat, träumt bisweilen von der «idealen Aufführung» eines Schubert-Abends. Einmal «Die Winterreise» zu erleben mit Tom Waits – das wäre sein Ideal. Köhlmeiers Fantasie eines «Leiermann», gesungen von dieser abgetragenen, aufgerauten Stimme, die die Einbussen, Verletzungen und die Errungenschaften durch gelebtes Leben so verkörpert wie kaum eine andere, hat mich immer fasziniert.

## Wie hat Schubert gesungen?

Tom Waits verfügt über eine seltene Gabe: Ob es ein italienisches Volkslied, ob es ein Song von Brecht/Weill oder eine Schnulze von Leonard Bernstein ist: Er interpretiert die Lieder anderer Songwriter nicht – er nimmt sie in Besitz. Das mag mit der Raufaser seines unverwechselbaren Timbres zu tun haben – vor allem ist es wohl der täuschend echten Authentizität seines Gesangs geschuldet. Das ist die Rolle des Tom Waits: Er leiht den *misfits* seine Stimme, eben allen, die ihr Leben im Abseits verbringen müssen.

Köhlmeier hat recht: Wenn so einer Schubert sänge, so die Hoffnung, wäre der richtige Kontext gesetzt. Plötzlich stünde die makellose Technik des Baritons nicht mehr im Mittelpunkt, nicht der unsaubere Triller des Begleiters – es zählte nur noch das direkte Erleben von Werk und Interpret. Tom Waits könnte vielleicht die Wirklichkeit in der Musik von Franz Schubert für uns entdecken. Seine zerfetzte Stimme könnte uns vielleicht mit dem notwendigen Kontext versorgen, der uns helfen würde, «Die Winterreise» in unser Heute zu schieben. Schubert ohne Hemmungen.

Für jeden, dessen musikalische Biografie von Blues, Folk und den grossen Songwritern der letzten Jahrzehnte geprägt wurde, klingt Köhlmeiers Traum von einem zupackenden, direkten, von allen Ritualen befreiten Schubert durchaus verlockend. Und tatsächlich gab es immer wieder Anläufe, den genialen Wiener per Naturstimme neu zu erfinden. Hannes Wader nahm vor einigen Jahren Schubert auf, Konstantin Wecker sang Schubert («mein Liedermacher-Ziehvater»), Sting machte den





*Neugier statt Erhabenheit:* Nikolaus Habjan (links), Florian Boesch und die Musicbanda Franui.

«Leiermann» zum «Hurdy Gurdy Man», der Liedermacher Gisbert zu Knyphausen konfrontierte die Lieder mit einer anrührenden Unbeholfenheit, und der legendäre Schrammelkönig Roland Neuwirth präsentierte «Die Winterreise» in breitem Wiener Dialekt, die Erlkings gar auf Englisch.

Wie mag wohl Schubert selbst gesungen haben? Er spielte beim Heurigen, sang auf den nach ihm benannten Schubertiaden – er hatte ja eine ausgebildete Stimme. Auf die Frage einer Dame, wie Schubert ausgesehen habe, soll sein Freund Moritz von Schwind geantwortet haben: «Wie ein betrunkenen Fiaker!» Dass er kunstreligiös wie Dietrich Fischer-Dieskau gesungen hat, mag man sich da kaum vorstellen. Tatsächlich sei er richtig munter «nur unter vertrauten Freunden, beim Weine oder Biere» geworden, hinterliess ein anderer seiner Freunde.

Schubert sei ein «höchst einfacher, natürlicher, zu schwerer Melancholie neigender Mann» gewesen, erinnerte sich später eine Freundin, «der sich in Gesellschaft heiterer Freunde aber sehr wohl fühlen konnte». Seine Toilette beschrieb sie als «etwas nachlässig». Nahm er zwischen den Liedern, zwischen den Impromptus gar ein Achterl?

Ausgerechnet die Berliner Staatsoper Unter den Linden (Intendant: Matthias Schulz, der 2025 ans Opernhaus Zürich wechselt) präsentierte kürzlich eine szenische Fassung der

«Schönen Müllerin», die so lebensprall war, dass sich der Genre-Begriff «Kunstlied» geradezu grotesk ausnahm. Die Osttiroler Musicbanda Franui bearbeitet das Liedgut Schuberts schon seit Jahren im Geiste jener Kultur, die ihn vor allem inspirierte: des Volkslieds. Der Bassbariton Florian Boesch, der seit längerem mit dieser gewitzten Truppe um den Trompeter Andreas Schett zusammenarbeitet, hat längst ein Timbre für sich entwickelt, das die ausgestellte Kunstfertigkeit des Opern- beziehungsweise Liedsängers hinter sich lässt und diese Lieder mit einer impulsiven Unmittelbarkeit versieht, die sofort unter die Haut geht.

Wenn Boesch singt, «kennt» man die Lieder plötzlich nicht mehr, sondern ist gespannt auf die nächste musikalische Wendung. Auch die Färbung seiner Stimme nimmt sich fast schon naturhaft aus, ohne aber ganz die Künstlichkeit

### *Die Kapelle Franui leugnet nie die volksmusikalischen Vorfahren der Musik von Schubert.*

zu verlieren, die dem Genre Lied nun mal inneohnt. Für die Erdung im Trivialen sorgt derweil die Begleitung von Franui, die sich ziemlich genau an Schuberts Klavierstimme hält, aber die volksmusikalischen Vorfahren der Musik nie leugnet. Mit Hackbrett, Akkordeon, Saxofon,

Klarinette und Violine erinnert das zehnköpfige Ensemble bisweilen an eine beschwipste Tanzbodenkapelle, die übermütig auch schon mal bei Weill oder im Shtetl vorbeischaute.

### **Glutvolle Wunschträume**

Und wenn der Puppenspieler, Kunstpfeifer und Regisseur Nikolaus Habjan gleich zum Einstieg des Abends zusammen mit Boesch und einem aufspielenden Akkordeon über «Das Wandern» singt und pfeift, ist das schon einmal ganz grosses Kino, weil allein dieser simple Akt Neugier weckt statt Erhabenheit verbreitet. Und wenn dann der Sänger und der Puppenspieler die Geschichte vom Müllersburschen präsentieren, der sich seine Müllerin zusammenbaut, dem Abbild verfällt und daran verzweifelt, dann liebt man diesen Schubert, weil all der Krampf von Kunstlied und Andacht vergessen ist.

Man verfolgt dieses hochmusikalische Spektakel atemlos und gebannt mit allen Sinnen, ohne dass sich nur einer zu Konzentration und innerer Einkehr zwingen müsste. Denn längst ist man bei sich selbst angekommen und fragt sich, ob man nicht selbst auch so eine Collage aus glutvollen Wunschträumen, Geschichten und Ängsten ist wie dieser Müllersbursch. Und vielleicht liefert dieser Abend sogar noch mehr Wirklichkeit als ein Tom-Waits-Moment. Vielleicht demnächst auch in Zürich?



„Tja - da haben wir wohl Glück im Unglück.“

## Fernsehen

### Willkommener Fremdkörper

Marcel Odermatt

Formel 1: Grand Prix von Ungarn. SRF 2, 23. Juli

Im TV-Programm von SRF gibt es einen Fremdkörper. Eine Sendung, die überhaupt nicht zum Rest passt, den der Sender sonst den lieben langen Tag ausstrahlt. Politisch nicht korrekt, das Gegenteil von woke und dem ständigen Verkünden der kurz bevorstehenden Klima-Apokalypse. SRF überträgt immer noch Formel-1-Rennen wie am Wochenende den Grossen Preis von Ungarn. Während die Öffentlich-rechtlichen in Deutschland betonen, eine «Rennserie mit Verbrennungsmotoren passe nicht in die Zeit», hält das Schweizer Pendant stoisch an seiner Berichterstattung fest. Und das Grossartige daran: SRF macht das richtig gut.

Insbesondere der Co-Moderator Marc Surer gehört seit Jahrzehnten zu den Koryphäen der Branche. Der ehemalige Formel-1-Pilot lässt zwar immer wieder durchschimmern, dass er den britischen Rekordsieger Lewis Hamilton nicht ganz so überragend findet wie andere Branchenkenner und dass er ein grosser Anhänger des niederländischen Überfahrers Max Verstappen ist. Aber jeder hat seine Präferenzen, und die Einschätzung der Piloten stellt definitiv keine exakte Wissenschaft dar. Doch klar ist, dass die Erfahrung, das Fachwissen und die Kompetenz des 71-jährigen Surer einzigartig sind. Vergleichbar ist er nur noch mit seinem etwas jüngeren englischen Rennkumpel Martin Brundle, dessen Expertise aber nur auf dem englischen Bezahlsender Sky zu hören ist. Surer dagegen gibt es im gebührenfinanzierten SRF inklusive. Hoffentlich noch für möglichst lange. Dafür spricht, dass die Formel 1 im Moment alles unternimmt, um sich dem Zeitgeist und der Herausforderung der Klimaerwärmung anzupassen. Der PS-Zirkus will bis 2030 CO<sub>2</sub>-neutral werden.

## Film

### Psychogramm des Vaters der Atombombe

Wolfram Knorr

Oppenheimer (USA, 2023) von Christopher Nolan. Mit Cillian Murphy, Emily Blunt, Robert Downey Jr., Matt Damon, Florence Pugh, Gary Oldman

Am frühen Morgen des 16. Juli 1945 um 5.29 Uhr fiebern zwischen Bangen und Hoffen in einem Kontrollbunker J. Robert Oppenheimer und seine Mitarbeiter einem Ereignis entgegen, das die Welt verändern sollte: dem ersten Atombombentest, in der Wüste Jornada del Muerto in New Mexico. Im Moment der Explosion herrscht lähmender Stillstand, gefüllt mit einem lautlosen, grellen Licht, heiss und wütend, alles schmelzend. Gefühlte Minuten später erst grollt das ohrenbetäubende Beben, und die gewaltige Druckwelle mit der aufsteigenden Pilzwolke verschlingt alles um sich herum wie ein gieriges Riesenmonster.

Christopher Nolan, Autor und Regisseur von «Oppenheimer», zieht alle visuellen und akustischen Register, um einem den legendären Test, dem der Einsatz in Hiroshima und Nagasaki folgte, so nahezubringen, dass man meint, ihn physisch zu spüren – Szenen, die der Verharmlosung der Bombe, die sich in den letzten Jahrzehnten im Kollektivbewusstsein eingenistet hat, ein jähes Ende bereiten.

«Oppenheimer» ist nicht der erste Film, der das «Manhattan-Projekt» dramatisiert, jenen berühmt-berüchtigten Wettlauf um die Bombe,

*«Jetzt bin ich zum Tod geworden, der Zerstörer der Welt», zitierte er eine hinduistische Schrift.*

angesichts der Befürchtung, Nazideutschland könnte sie früher als die USA zum Einsatz bringen. Nur wenige Jahre nach dem Krieg begann die Aufarbeitung mit Bühnenstücken, TV-Spielen, Spielfilmen, Serien, Comics; 2005 entstand mit «Doctor Atomic» sogar eine Oper.

Keines dieser Werke aber bemühte sich, so dicht an Oppenheimer heranzukommen, in seine Rätselhaftigkeit einzudringen wie Nolans Film. Das zwei Milliarden Dollar teure «Manhattan-Projekt» war für alle Beteiligten kein einfaches Unterfangen, aber besonders zwiespältig verhielt sich J. Robert Oppenheimer, der Leiter des «Project Y», wie der Wissenschaftszweig des «Manhattan Engineer District» genannt wurde.

Nolans Film basiert auf der Grundlage der Oppenheimer-Biografie «American Prometheus» von Kai Bird und Martin J. Sherwin, setzt

sie aber raffinierter ins Bild, verklammert die Untersuchungskommission, der sich Oppenheimer nach dem Krieg stellen musste, mit Rückblenden auf seine Laufbahn, Begegnungen mit den Grössen seiner Zunft. Weil er sich als Mitglied der Atomenergie-Kommission geweigert hatte, dem Bau der noch zerstörerischeren Wasserstoffbombe von Kollege Edward Teller zuzustimmen, geriet er sich nicht nur mit Teller in die Haare, sondern auch mit Lewis Strauss, dem Vorsitzenden der Kommission.

Strauss denunzierte ihn als Linken und warf ihn voller Rachsucht den Kommunistenfressern um Joseph McCarthy vor die Füsse. In den Mühlen inquisitorischer Befragungen wurden ihm seine liberale Haltung, seine frühere Neigung zum Sozialismus, seine Freundschaft mit Ex-Kommunisten zum Verhängnis. Für kurze Zeit galt er sogar als Sowjetspion. Und das alles nur, weil ihn nach dem Bombeneinsatz Skrupel und Zweifel befallen hatten. Schon nach dem Test, Codename «Trinity», soll er aus einer hinduistischen Schrift zitiert haben: «Jetzt bin ich zum Tod geworden, der Zerstörer der Welt»; andererseits aber sei er, so die Autoren Bird und Sherwin, wie der Sheriff aus «High Noon» herumstolziert.

## Sympathie für die Kommunisten

Um diese innere Zerrissenheit anschaulich zu machen, greift Nolan zu einer Dramaturgie der Verdichtung: Die Befragungen, Rückblenden, Zwischenschnitte auf Gesichter werden wie ein sich steigerndes Kreuzfeuer emotional immer dichter, wie jene Kammern, in denen die ersten Atomwissenschaftler schweres Wasser unter Druck setzten und die Moleküle immer dichter aufeinandertrieben, bis schliesslich die Atome selbst zu explodieren begannen. Allein Oppenheimer versucht in diesem brodelnden Dampfkochtopf die Ruhe zu bewahren, im Wissen, dass Wahrheit nicht einseitig ist. Es gibt nun mal zwei Seiten, und wer sich auf eine festlegt, betrügt sich selbst und andere.

Oppenheimer wollte die Bombe, um dem Krieg ein Ende zu machen; Zweifel befahlen ihn angesichts der Opfer trotzdem – und die Angst, die Bombe könnte für weitere Einsätze benutzt werden. General Leslie R. Groves, der im Auftrag des Präsidenten den charismatischen Physiker für das geheime Projekt zur Herstellung der «Bombe neuen Typs» rekrutiert hatte, mochte «diese Typen», die Physiker, nicht. Nolan hat seinen Film hochkarätig mit Cillian Murphy als Oppenheimer, Emily Blunt als seine Frau, Robert Downey Jr. als Lewis Strauss, Matt Damon als General Groves besetzt. Höchst eindrucksvoll sind die Kurzauftritte von Gary Oldman als Harry S. Truman, Kenneth Branagh als Niels Bohr, Matthias Schweighöfer als Werner Heisenberg, Tom Conti als Albert Einstein.

Ein Blockbuster auf höchstem Niveau mit einem Titelhelden, der nicht nur durch die



gelobte britische Serie «Peaky Blinders» bekannt ist, auch Nolan hat ihn immer wieder gerne engagiert, von seiner Batman-Trilogie bis zu «Dunkirk». Mit seinem ausgemergelten, verschlossenen Gesicht, als sei er sich selbst ein Geheimnis, kommt Cillian Murphy äusserlich dem echten Oppenheimer durchaus nahe, in schwarzen Anzügen und mit flachem Filzhut mit messerscharfer Krempe. Im Verhalten hat er etwas vom Seemann aus Edgar Allan Poes «Sturz in den Mahlstrom». Der rettet sich, indem er die Dynamik des Strudels studiert und sie sich zunutze macht.

Oppenheimer liebäugelte mit linkem Gedankengut, rettete sich in die Physik, in den Bombenbau, in soziale Anpassung, um die Risse im Fundament seines Gewissens nicht zu vergrössern. Den Einsatz der Bombe befürwortete er und wusste zugleich, dass er etwas Unkontrollierbares freigesetzt hatte. Die Suche nach Haltungssicherheit verkörpert Murphy mit suggestiver Kraft. Wegen der rabiatselbstbewussten Jean Tatlock (Florence Pugh), die seine Geliebte und Mitglied der kommunistischen Partei war, zeigte er Sympathie für die kommunistischen Ziele, trat aber nie der

Partei bei. Darüber verzweifelte fast das FBI, das ihm nie etwas Handfestes nachweisen konnte. Oppenheimer blieb stoisch – selbst zum Ärger seiner Gattin, die sich aufgrund seiner Reputation Widerstand gewünscht hätte.

Auch sein Verhältnis zum hemdsärmeligen General Leslie R. Groves (Matt Damon), der das gesamte Projekt leitete und Oppenheimer eher widerwillig zum wissenschaftlichen Lei-

*«Die Heulsuse kommt mir nicht mehr ins Haus», sagt Präsident Truman über Oppenheimer.*

ter ernannte, bleibt irritierend. Bald verstand er sich bestens mit dem ruppigen Militär, obwohl Groves ihn sofort fallen liess, als die Bombe für den Einsatz bereit war – «jetzt übernimmt das Militär». Er wusste, dass die Menschen mit sich und ihren Möglichkeiten sowieso nur elenden Missbrauch treiben und die Suche nach Rettung nur lächerlich gemacht wird. Die Ratlosigkeit ist ihm ins Gesicht gemesselt.

Trotz aller Begeisterung für «Doctor Atomic» hatten die USA ihre Mühe mit Oppenheimer.

1946 verliehen sie ihm die «Medal for Merit», damals die höchste zivile Auszeichnung, dann entzogen sie ihm die Sicherheitsfreigabe, verdächtigten ihn des Kommunismus und rehabilitierten ihn erst wieder 1963. Für Oppenheimers Versuch, Haltung zu zeigen, findet Nolan eine sarkastisch schöne Szene: Nach Japans Kapitulation empfängt Truman (Gary Oldman) den Helden im Oval Office. Als der sich nicht gerade patriotisch äussert, sondern Mitleid mit den Opfern zeigt, wird er wieder hinauskomplimentiert. Beim Schliessen der Tür hört er Truman sagen: «Die Heulsuse kommt mir nicht mehr ins Haus.»

Nolans Film, ein Höhepunkt nicht nur seines Filmschaffens, ist durch Russlands Drohung, Atomwaffen im Krieg mit der Ukraine nicht auszuschliessen, brandaktuell. Dass dieses filmische Meisterwerk nun ausgerechnet zeitgleich mit dem Warner-Film «Barbie» startet, ist wohl pure Rache: Nolan, ein vehementer Gegner der Streaming-Dienste, verliess aus Protest Warner, weil das Studio Filme streamte, und wechselte zu Universal. Der gleichzeitige Start von zwei Blockbustern ist unter Showbiz-Ehrenmännern nicht üblich.



**Skrupel und Zweifel:** Cillian Murphy als Oppenheimer.

## Musik

# Tanz mit dem Teufel

Mathias Haehl

---

**Ute Lemper:** Rendezvous mit Marlene.  
Live am Menuhin-Festival in Gstaad, 29. Juli

---

**Ute Lemper:** Time Traveler. Jazzhouse Records

---

**Ute Lemper:** Die Zeitreisende. Biografie.  
Gräfe & Unzer. 330 S., Fr. 32.90

---

Dies ist die Geschichte zweier Prophetinnen, die in ihrem Land nur wenig Gehör fanden. Ute Lempers Leben weist grosse Parallelen zu dem von Marlene Dietrich (1901–1992) auf. Der Sängerin und Schauspielerin wurde Münster in Norddeutschland schnell zu klein, sie tingelte durch Europa nach Amerika, wo sie als Showstar endlich gebührend gefeiert wurde: Lemper sang an der Mailänder Scala, gab «Cabaret» in Paris und «Chicago» am Broadway, schliesslich eroberte sie mit Weill-Songs die grosse Welt. In der Heimat vermisste sie die Verehrung, genau wie die Dietrich.

Jetzt singt Lemper, 60, über ihr «Rendezvous mit Marlene Dietrich». Auslöser dafür war 1987 ein dreistündiges Gespräch in Paris, die vereinsamte Dietrich war 87 Jahre alt, Lemper 24 und gerade am Durchstarten: «Ich konnte ihre Menschlichkeit fühlen, ihre Traurigkeit erleben und ihre verbitterte Melancholie aufnehmen», schreibt sie in ihrer zweiten Biografie, «Die Zeitreisende».

Traurigkeit und Verbitterung kennt Ute Lemper auch: «Ich war nur ein sensationelles Objekt der Begierde und wurde als solches in der Stierkampfarena ausgestellt.» Sie nennt das «Tanz mit dem Teufel», ihre Tochter im Nachwort «Teufelsritt mit Engelsflügeln». Lempers Ritt war eine unstete Reise, frei nach

*Sie ist eine dieser starken Frauen, vor denen sich viele Männer fürchten.*

dem Motto: «Nur wenn man zu weit geht, kann man herausfinden, wie weit man gehen kann.» Von Bühne zu Bühne, von Programm zu Programm, von Liebhaber zu Liebhaber. Maurice Béjart, Michael Nyman oder Volker Schlöndorff förderten ihre Talente. Unter der Regie von Robert Altman und Woody Allen genoss sie Filmauftritte, in «Prêt-à-Porter» (1994) und «Magic in the Moonlight» (2014). Eine Rolle im James-Bond-Film «Golden Eye» hatte sie 1994 ausgeschlagen, als ihr Sohn Max gerade einen Monat alt war. «Das wäre der Start gewesen für eine Hollywoodkarriere.» Die Niederländerin



*Dominant und weltgewandt:* Sängerin Lemper.

Famke Janssen bekam die Rolle und wurde ein Action-Star. Die Deutsche nüchtern: «Aber sie wirkt auf mich vereinsamt.»

Das sollte ihr nicht so gehen, weshalb sie sich fürs quirilige New York entschied, wo sie seit 25 Jahren lebt. Grossstadtweisheit und Toleranz schätzt sie dort – sie floh aus der Engstirnigkeit in ihrer Heimat. Sie kam an den Broadway, wo ihr «Chicago»-Porträt 25 Meter gross am Times Square glänzte. Es war der Durchbruch zu Erfolgen in der ganzen Welt.

### Nicht genug gelacht

Ute Lemper veröffentlichte vierzehn Konzeptalben, unlängst erschien «Time Traveler» mit eigenen Liedern. Die Weill-, Piaf- und Dietrich-Interpretin ist auf einer musikalischen Zeitreise quer durch die Stile: sanft instrumentierter, jazziger Soulpop und loungige Grooves mit englischen Texten. Ihre Stimme ist melancholisch, aber durchaus kraftvoll. Alles anregend, aber nicht unter die Haut

gehend wie ihre Weill-Interpretationen oder ihr berührendstes Album, «Punishing Kiss», das 2000 in Zusammenarbeit mit The Divine Comedy sowie nach Songs von Nick Cave, Elvis Costello, Tom Waits und Scott Walker entstand.

Produzent von «Time Traveler» war Todd Turkisher, mit dem sie in zweiter Ehe noch verheiratet, aber nicht mehr zusammen ist. Einmal singt sie: «Das Einzige, was ich bedaure: dass ich nicht genug gelacht habe und nicht erkannt habe, dass es Abkürzungen zum Glück gibt.» Wobei, das grösste Glück seien ihre vier Kinder (29, 27, 18 und 12). «Mutter ist meine schönste Rolle im Leben.»

Doch jetzt steht Marlene Dietrich im Zentrum, für Ute Lemper Pionierin und Seelenverwandte: «Marlene war eine Frau der Zukunft, sie hat eine beispielhafte Emanzipation gelebt.» Dietrichs Drama damals war, dass sie überall auf der Welt für ihren Charme, ihre Schönheit, ihr Können und ihre Sexualität als



Femme fatale geliebt wurde – nur in Deutschland nicht: weil sie sich offen gegen die Nazis stellte, der US-Armee beitrug und für die GIs sang. «Sie trug Hosen, rauchte, verwischte die Grenzen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit. Sie war bisexuell und polygam in ihrer Ehe – welch eine Progressivität.»

Wie Marlene Dietrich einst steht Ute Lemper selbstbewusst im Leben. Bei unserer Begegnung wird klar, dass sie eine dieser starken Frauen ist, vor denen sich viele Männer fürchten: gross und schön, dominant und weltgewandt. Sie fühle sich überhaupt nicht wie sechzig, sagt sie: «Meine Lebensflamme ist zeitlos.» Sie sei fit und ihre Stimme noch attraktiver als früher, weil sie sich zur Tiefe hin geöffnet habe. «Mittlerweile habe ich genug Wein getrunken ...»

## Ausstellung

### Ein Paar und seine Jugendbuch-Klassiker

Daniela Niederberger

**Rote Zora und Schwarze Brüder:** Ausstellung im Landesmuseum in Zürich. Bis 12. November

In dieser schönen Ausstellung im Landesmuseum geht es um die Jugendbuchklassiker des Schriftstellerpaares Lisa Tetzner und Kurt Held, zwei Deutsche, die in den 1930er Jahren ins Tessin emigrieren mussten und dort eine neue Heimat fanden.

Lisa Tetzner zog als Geschichtenerzählerin durch Deutschland, als sie auf einen jungen Mann traf, der ganz ähnlich lebte. «Ich wanderte märchenerzählend durch den Thüringer Wald», schrieb sie später. Da sah sie «einen Jungen mit struppigem Haar an einer Bude mit Büchern», der von sich sagte, er sei Berufsrevolutionär. Es war Kurt Kläber, wie Kurt Held richtig hiess. Er gehörte der sogenannten Wandervogelbewegung an und zog mit Laute, Schlafsack und Kochtopf durchs Land. Der Jugendbewegung ging es um Gesellschafts-utopien und Naturverbundenheit. Später war er Mitglied der Kommunistischen Partei, weshalb er von den Nazis politisch verfolgt wurde und 1933 emigrieren musste.

#### Nie zu viel aufs Mal

Das Paar zog ins Tessin, wo es im Künstlernest Carona eine neue Heimat fand. Dort hatten die beiden schon seit Jahren die Sommermonate verbracht, da Lisa Tetzner an einer Knochenmarkkrankheit litt und ihr das Klima bekam. In einem Fotoalbum mit Bildern ihres Hauses steht gross: «Carona! Tessin, Du Paradies und Heimat!» Man wird in der Ausstellung in

Schlaufen geführt, sieht und hört überall Interessantes, aber nie zu viel aufs Mal, man wird unterhalten, aber nicht mit Fakten bombardiert. Die frühen Bücher der beiden sind zu besichtigen, etwa Lisa Tetzners Serie aus einem Berliner Mietshaus: Erlebnisse und Abenteuer der «Kinder aus Nr. 67».

#### Kinderkaminfeger und Waisen

Das Tessin erhält viel Raum, als Armenhaus und Künstlerheimat. Raumhohe Fotos erzeugen Weite, man sieht ärmliche Steinhäuser und ausgemergelte Gesichter. Im 19. Jahrhundert entvölkerten sich weite Teile des Tessins. Die armen Leute assen praktisch nur noch Marroni. Später, nach dem Bau der Gotthardlinie, kamen die Touristen und die Künstler. Bertolt Brecht war häufiger Gast bei Lisa Tetzner und Kurt Kläber, auch Hermann Hesse.

Zwei grosse Kuben bilden das Zentrum der Ausstellung, einer ist rot, der andere schwarz. Im einen erfährt man alles zum Buch «Die rote Zora und ihre Bande», im zweiten alles über «Die Schwarzen Brüder». Man sieht Erstausgaben, verworfene Skizzen fürs Buchcover, Filmposter und vieles mehr.

Lisa Tetzner war in alten Chroniken auf die Kinderschicksale der *spazzacamini* aufmerksam geworden, die im Winter nach Mailand geschickt wurden, um dort die Kamine der Bürgerhäuser zu putzen. Das Ehepaar schrieb das Buch gemeinsam, es geht darin um den Knaben Giorgio aus dem Verzascatal, der nach Mailand verkauft wird und sich dort

#### Die armen Leute im Tessin assen praktisch nur noch Marroni.

der Gemeinschaft der Schwarzen Brüder anschliesst. Auf Fotos sind solche Kinderkaminfeger zu sehen. Schaurig-schön auch die Tuschezeichnungen von Hannes Binder, der aus dem Roman eine Graphic Novel machte.

1938 bot Tetzner das Manuskript dem Sauerländer-Verlag an, 1940 erschien das Buch allein unter ihrem Namen, da ihr Mann in der Schweiz ein Publikationsverbot hatte. Gleichzeitig arbeitete Kläber an einem eigenen Buch. Vor Jahren hatte er auf einer Ferienreise in Dalmatien ein wildes Mädchen mit roten Haaren gesehen. Daraus entstand die Geschichte um eine Gruppe von Waisenkindern, die mit ihrer Anführerin, der roten Zora, in einer verlassenen Burg leben.

Das Buch erschien 1941 unter dem Pseudonym Kurt Held. Es wurde Kläbers grösster Erfolg mit 800 000 verkauften Exemplaren, Übersetzungen in zwanzig Sprachen und einer Verfilmung. Von den Filmrechten konnte sich das Ehepaar in den 1950er Jahren ein Stück Land und ein neues Haus leisten.

## Jazz Fado im Polarlicht Peter Rüedi

Nils Økland & Sigbjørn Apeland: Glimmer.  
ECM 2762 4841962

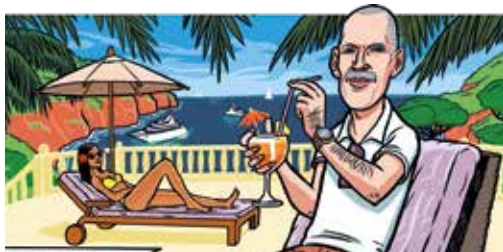
Der Ungar László Földényi hat sich ein Leben lang mit einer der produktivsten und rätselhaftesten Leistungen des menschlichen Geistes beschäftigt, mit der Melancholie. Vierzig Jahre nach seinem grundlegenden Werk («Melancholie») kehrte er mit etwas leichter zu lesenden Essays zu seinem grossen Thema zurück, «Lob der Melancholie. Rätselhafte Botschaften» (2019). Ein Rätsel besonderer Art löst er darin freilich nicht, vielleicht, weil es ihm zu offensichtlich scheint. Sie handeln von bildender Kunst (Dürers berühmtem Gemälde, versteht sich), vom Film (der Monolith in Stanley Kubricks «2001: Odyssee im Weltraum»), von der Architektur (Peter Zumthors Niklaus-Kapelle nahe Köln) und Literatur (W. G. Sebald). Nicht aber vom weiten Hallraum der Melancholie in der Musik.

Das Album der beiden Norweger Nils Økland und Sigbjørn Apeland (der eine an der Violine und der volksmusikalischen Hardangerfiedel, der andere am Harmonium), unlängst unter dem Titel «Glimmer» bei ECM erschienen, hat mit «Jazz» wenig zu tun. Die beiden sind seit dreissig Jahren Partner, und beide sind eng mit nordischer Volksmusik, zumal mit der Westnorwegens, verbunden, Apeland auch als wissenschaftlicher Sammler von Volksmusik. Bis auf wenige Eigenkompositionen interpretieren sie traditionelle Musik, zum Teil in älteren Bearbeitungen. Durchaus mit der Entspannung von Musikern, die mit Improvisation vertraut sind, halten sie sich sehr eng an die Originale. Sie benutzen die Vorlagen in keinem Moment zu improvisatorischen Selbstinszenierungen, sondern horchen deren verschatteten Unterströmungen nach.

Dies ist Musik von überwältigender Melancholie. Was, wie wir von Földényi wissen (oder, ganz anders und aggressiver, von Thomas Bernhard), nichts mit sentimentaler Selbstvergessenheit zu tun hat, viel aber mit einer verschärften Welterfahrung durch Verdunkelung; mit einer existenziellen und keineswegs gefühligen Trauer über den Zustand der Welt und das Los des Menschen und allen Lebens. Diese Musik ist so etwas wie Fado unterm Polarlicht.

Wieder einmal fällt mir ein Satz von einem anderen Norweger ein, Jan Garbarek: «The most exotic music I found in my own backyard.» Anders gesagt: Bei aller herzergreifenden Überwältigung liegt die melancholische Macht dieser Musik in der Erfahrung, dass uns fremd bleibt, was uns so nah scheint.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Ich, der Brad-Versteher

Mark van Huisseling

«Du kennst einen Mann eigentlich nicht richtig, bevor du von ihm geschieden bist», soll Zsa Zsa Gabor gesagt haben, eine Schauspielerin, die acht Mal verheiratet war. «Du kennst eine Frau eigentlich nicht richtig, ...», darf man den Satz in unseren Zeiten abwandeln. Besonders wenn man Brad Pitt ist und es sich bei der Ex um Angelina Jolie handelt.

Die Geschichte, die in *Vanity Fair* erschien und dann in der *Financial Times* (FT) upgedatet wurde, ist so was wie die ideale Sommerlektüre, man liest sie am besten an einer Poolbar, begleitet von einem Glas (oder auch drei Gläsern) kühlem Château Miraval, dem Rosé vom südfranzösischen Weingut, das den ehemaligen Eheleuten Jolie/Pitt – geschieden seit Frühjahr 2019 – gehörte.

Der gereizte, launische (*petulant* im Original) Pitt – er wird sechzig im Dezember – habe das Unternehmen geplündert. Behaupten jedenfalls Anwälte einer Firma mit Namen Nouvel, die die Miraval-Anteile von Jolie hält. Er soll unter anderem Millionen von Euros für Renovierungsarbeiten am Swimmingpool sowie für ein Aufnahmestudio ausgegeben haben. Insgesamt schulden er und seine Geschäftspartner den neuen Nouvel-Besitzern 350 Millionen Dollar. (Zur Differenz von schätzungsweise 347 Millionen Dollar zwischen den Pool-/Studioauslagen und der Gesamtforderung macht die FT keine näheren Angaben.)

Eine Rückmeldung der Beklagten darauf steht aus. Pitt warf dagegen seiner früheren Frau, mit der er heftig über das Sorgerecht für die sechs gemeinsamen Kinder, zwei davon adoptiert, gestritten hatte, vor, sie habe ihre

Miraval-Beteiligung vor zwei Jahren «hinter seinem Rücken» verkauft (für 64 Millionen Dollar an den russischen, mit seiner Victoria's-Secret-Model-Ehefrau offiziell im Wallis lebenden Unternehmer Juri Shefler). Dies, obwohl «Brangelina» – Brad und Angelina in besseren Tagen – vereinbart hatten, ihre Anteile nur mit Zustimmung des/der anderen zu veräußern; der Kaufpreis des Weinbergs inklusive Château und Kapelle, wo das Paar 2014 heiratete, betrug 25 Millionen Euro (2008); vergangenes Jahr wurden durch Verkäufe des Weins, laut *Figaro*-Magazin mittlerweile der beste Provence-Rosé, 15 Millionen verdient.

Der Schlüssellochblick ins Eheleben der Hollywoodstars – ich bin mit beiden nicht bekannt, habe bloss eine Quelle, die behauptet, Angelina erlebt zu haben, und sie als «verrücktes Huhn» beschreibt, so viel zum Haftungsausschluss – liefert mindestens eine weitere erzählenswerte Fundstelle: Im Dezember 2013, noch vor der Hochzeit also, bot Pitt seiner Bald-Angetrauten 10 Prozent seiner Beteiligung am Château Miraval an, damit dann beide je eine Hälfte des Guts besäßen. Und zwar zum Liebespreis von einem Euro. Angeblich habe Angelina den Euro aber nie bezahlt, sagt Pitt, und abgesehen davon wäre ein solcher Deal nach luxemburgischem Recht, wo das südfranzösische Unternehmen eingetragen ist, sowieso ungültig. Nichtsdestotrotz verkaufte Jolie im Jahr 2021, als die Ehe *over* war, 50 Prozent an den Russen-Unternehmer mit Walliser Wohnsitz, also 10 Prozent mehr, als sie eigentlich besass.

«Miraval ist für mich am 14. September 2016 gestorben», schrieb Jolie ihrem Ex (Quelle: FBI-Protokoll, veröffentlicht in *Vanity Fair*) –

*«Ideale Sommerlektüre, man liest sie am besten begleitet von einem Glas Château Miraval.»*

und spielte auf den Augenblick an, in dem der ange- oder betrunkene Brad zuerst mit einem der Kinder, wahrscheinlich Maddox, damals fünfzehn, gestritten und danach sie, Angelina, am Hals gepackt, geschüttelt sowie an die Badezimmerwand gedrückt habe (in einem Privatflieger des Schweizer Unternehmens Vistajet von Thomas Flohr wenigstens; en route von Südfrankreich nach Kalifornien, mit Tank-

stopp in International Falls, Minnesota). Worauf sie entschieden habe, sich von ihm scheiden zu lassen.

Was in der Folge dazu führte, so sieht's aus, dass Angelina Jolie mit ihrem Anteil – respektive vielleicht ein bisschen mehr, als ihr gehörte – des für sie gestorbenen Miraval-Anwesens, in dem sie einmal alt werden wollte, eher pietätlos umgegangen ist. Und dass Brad Pitt das Urheberrecht für die eingangs wiedergegebene Zsa-Zsa-Gabor-Zeile mit upgradetem Inhalt beanspruchen darf: «Du kennst eine Frau eigentlich nicht richtig, bevor du jahrelang von ihr geschieden bist – und sie die gemeinsame Firma verkauft hat.»



## UNTEN DURCH Abendessen mit Susi und Schorsch Linus Reichlin

Mein Freund Bruno und ich waren zum Essen bei Schorsch und Susi eingeladen, zwei alten Freunden von uns, die zum «Clusterbomben-Establishment» gehören, wie Bruno das nennt. Damit meint er Leute, die früher Pazifisten waren, die aber jetzt die Lieferung von Clusterbomben an die Ukraine gutheissen, unter dem Motto «Schrecklich, aber es muss sein!». Unter dieser kriegerischen Oberfläche sind Schorsch und Susi aber ein wirklich nettes Paar. Sie wohnen in einem Haus, das in einer Architekturzeitschrift mal auf Platz zwei in der Kategorie «Klimaneutralität» war, vermutlich weil der Swimmingpool im Garten allein durch die Körperwärme der Waschbären geheizt wird, die darin ertrinken. Jedenfalls erzählte Susi beim Essen, letzte Woche habe sie einen toten Waschbären im Pool entdeckt. Sie nannte den Pool Ökoteich, und Schorsch sagte: «Ja, und wer durfte den Kadaver rausholen? Ich!» Susi sagte:



«Den Tofu habe ich selbst gemacht, ich hoffe, er schmeckt euch.» Ach so, das war Tofu! Ich hatte das glibberige Zeug in dem Currygericht für die Lunge des Waschbären gehalten und mich noch gewundert, dass es nicht diesen typischen

*«Es ist», sagte Susi lächelnd,  
«ein Ökoteich, Schorsch. Kein Pool.  
Wir haben jetzt sogar Molche.»*

Wildgeschmack von Waldtieren hatte. «Oh ja», sagte Bruno, «das merkt man. Gekaufter Tofu schmeckt immer nach nichts. Aber der hier schmeckt nach ... etwas.» – «Es ist ein Rezept von Ottolenghi», sagte Susi, und Schorsch sagte: «Ich wollte diesen Pool nicht. Reine Wasser- und Energieverschwendung. Und am Schluss sitzt du da und wartest praktisch, bis irgendeine geschützte Tierart drin ersäuft.» – «Es ist», sagte Susi lächelnd, «ein Ökoteich, Schorsch. Kein Pool. Wir haben jetzt sogar Molche», sagte Susi zu Bruno und mir, «die waren ausgestorben in dieser Gegend. Aber dank unseres Ökoteichs haben sie jetzt wieder eine Umwelt.» Ich konnte von meinem Platz aus den Ökoteich sehen. Er sah für mich aus wie ein ganz normaler Pool mit ein bisschen Bambus drum herum. «Eine Todesfalle», sagte Schorsch und pickte die Tofustücke aus dem Curry – er arrangierte die Stücke in einer Reihe auf dem Tellerrand.

«Aber jetzt erzähl mal», sagte Susi zu mir, «wie geht es deiner Frau? So peinlich, jetzt habe ich ihren Namen vergessen!» – «Ich auch», sagte ich, «wir sind ja schon seit ewig geschieden. Aber ich glaube, es geht ihr gut. Wenn sie gestorben wäre, hätten die Kinder es mir jedenfalls sicher erzählt.» Schorsch lachte höhnisch. «Jaja, die Liebe», sagte er, «sie kommt, sie geht aber auch wieder. Und das Gehen dauert viel länger als das Kommen. Ist doch so, Schatz, nicht wahr?» Oh mein Gott! Ich sagte: «Bruno! Erzähl doch mal einen Witz! Erzähl doch den Witz von letzter Woche!» – «Der Witz ist doch», sagte Schorsch, «dass alle immer um den heissen Brei herumreden. Jetzt frage ich dich mal was, Bruno, und ich bitte dich, sei ehrlich: Ist das da draussen ein Ökoteich oder ein Swimmingpool?» Susi stand auf und räumte die Teller zusammen, sie sagte: «Es gibt ein Dessert jetzt! Selbstgemachtes Tofumousse!» – «Aber Schatz, lass doch Bruno jetzt mal ausreden!», sagte Schorsch, und Bruno sagte:

«Also, eine Clusterbombe sagt zur anderen: «Na, heute schon berührt worden?»» Ich sagte: «Diesen Witz hast du jetzt gerade erfunden, nicht wahr, Schatz? Und er ist nicht gut.» – «Ach so», sagte Schorsch, «ihr beide seid ... zusammen? Das wusste ich nicht. Ich meine, ich finde das toll! Wenn ihr wollt ... wir haben ein Gästezimmer.» Es war einer dieser Abende, an denen man am liebsten alle erschiesse würde, die am Tisch sitzen. Nur so würden sich alle Spannungen und Missverständnisse beseitigen lassen. Wir assen noch das Tofumousse, und beim Espresso sagte Bruno: «Erstens: Nein, wir sind kein Paar. Zweitens: Es ist ein Pool. Drittens: Ich glaube, ich gehe jetzt.»



## SEX Belohnung und Bestrafung Dania Schifftan

*Liebe Dania, ist Sexentzug in der Beziehung ein sinnvolles Mittel, um dem Partner zu zeigen, dass er oder sie sich falsch verhalten hat?*

M. S., Aarau

Sexentzug in der Partnerschaft ist ein grandioses Mittel, wenn Sie gerne Macht ausüben. Wenn Sie es in einer Beziehung für legitim halten, den Partner oder die Partnerin zu schwächen und kleinzuhalten. Wenn Sie es okay finden, das Gegenüber mit Belohnung und Bestrafung zu einem bestimmten Verhalten zu bringen und somit zu manipulieren. Sie stellen sich damit über ihn oder sie – wenn das die Art von Partnerschaft ist, die Sie gerne leben wollen, funktioniert vielleicht auch Sexentzug.

Ich persönlich bevorzuge Beziehungen, in denen die Beteiligten gleichwertig sind. Ich möchte mich lieber so verhalten, wie auch ich

gerne von meinem Partner oder meiner Partnerin behandelt werden möchte. Erpressung, Entzug von Aufmerksamkeit und Bestrafung haben für mich in einer Liebesbeziehung nichts zu suchen.

Abgesehen davon möchte ich Sex haben, weil er mir guttut, und nicht, um einem anderen damit einen Gefallen zu tun. Sex ist für mich eine Ressource, die Verbindung schafft. Warum sollte ich, gerade in Zeiten, in denen es vielleicht Meinungsverschiedenheiten oder

*Im besten Fall profitiere ich so sehr vom gemeinsamen Sex, dass ich ihn auf gar keinen Fall entziehen möchte.*

Herausforderungen in der Partnerschaft gibt, darauf verzichten? Wenn ich Sex einsetze, um mein Gegenüber zu belohnen oder zu bestrafen, darf ich mir die Frage stellen, ob das die Art von Beziehung ist, die ich wirklich möchte. Ich darf kritisch hinterfragen, was mir der Sex bedeutet. Denn im besten Fall profitiere ich so sehr vom gemeinsamen Sex, dass ich ihn auf gar keinen Fall entziehen möchte, weil mir sonst selbst etwas fehlt.

So, und nun doch noch zu den Dingen, die Sie tun können: Überlegen Sie sich, was Sie brauchen und wollen und schreiben Sie es mal auf. Vielleicht fällt es Ihnen dann einfacher, zu Ihrem Partner zu gehen und mit ihm zu sprechen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [danial@weltwoche.ch](mailto:danial@weltwoche.ch)





THIEL

## Klimaeltern

**Mami:** Aber Kind! Jetzt hast du schon wieder aufgegessen. Du weisst ganz genau, dass man nicht aufessen darf, sonst gibt es schönes Wetter und das Klima erwärmt sich weiter. Schatz, schöpf dem Kind noch etwas nach, damit es nicht so aussieht, als hätte es aufgegessen.

**Kind:** Mami, bin ich eigentlich ein Mädchen oder ein Junge?

**Mami:** Das wissen wir noch nicht, weil du ja auch noch nicht alt genug bist, um das selber entscheiden zu dürfen.

Ausserdem gibt es noch viel mehr Geschlechter als nur gerade Mädchen oder Junge. Du hast grosses Glück, dass dir so viele Geschlechter zur Auswahl stehen. Für unsere Generation gab es nur gerade mal zwei Geschlechter zur Auswahl, und wir durften nicht einmal selber wählen, welches Geschlecht wir haben wollten. Da habt ihr es heute viel besser. Und bis du selber weisst, welches Geschlecht du hast, bleibst du einfach ein Kind, denn damit verbaust du dir nicht die Zukunft. Mein Gott, jetzt hast du schon wieder aufgegessen. Schöpf ihm bitte noch etwas nach, Schatz. Sonst erwärmt sich das Klima wieder.

**Kind:** Wer ist dein Gott?

**Mami:** Es gibt keinen Gott.

**Kind:** Aber du hast doch «Mein Gott» gesagt.

**Mami:** Das sagt man halt so.

**Kind:** Gab es früher, als es nur zwei Geschlechter gab, noch einen Gott?

**Mami:** Ja, aber da gab es auch noch keine Klimaerwärmung.

**Kind:** Sondern?

**Mami:** Nur Sommer.

**Kind:** Mami, fliegen wir diesen Sommer wieder nach Mallorca in die Ferien?

**Mami:** Ja, Kind, aber nur, wenn du nicht aufisst.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Bund stoppt Abriss

Ein Gebäude aus der Gründerzeit der Eidgenossenschaft im Stauffacherdorf Steinen bleibt nach langem Hin und Her stehen.

**W**as mit dem Holzhaus an der Lauigasse 19 in Steinen SZ ganz genau geschehen wird, ist unklar. Sicher ist: Das über 700-jährige Gebäude wird in den nächsten fünfzig Jahren nicht abgerissen. Es wird saniert und konserviert.

Die Eigentümerin, die Erbenegemeinschaft um die Familie Fries, hatte seit 2014 eigentlich etwas anderes vor. «Wir hätten hier gerne ein nigelnagelneues Zweifamilienhaus hingestellt», sagt Franz Fries junior der *Weltwoche*. Der Bau aus dem Jahr 1305 sei in einem sehr schlechten Zustand, für ihn habe sich eine Renovation nicht gelohnt.

Die Kantonalregierung gab grünes Licht für den Abbruch, doch dann meldete sich der Bund. Der Schweizer Heimatschutz reichte Beschwerde ein und stoppte zusammen mit seiner Schwyzer Kantonalsektion per Verwaltungsgericht 2017 das Vorhaben. Der Druck auf die Eigentümerschaft wurde immer grösser, als das Eidgenössische Departement des Innern ein Veränderungs- und Abbruchverbot für das Haus erliess. Schliesslich habe man sich in den letzten Wochen mit den Behörden vertraglich geeinigt, sagt Franz Fries.

Die Sache mit solchen Bauten ist zweischneidig. Einerseits ist es fantastisch, wenn man ein Gebäude aus der Gründerzeit der Eidgenossenschaft und dadurch ein Stück handfeste Schweizer Geschichte bewahren kann. Das Anwesen an der Lauigasse könnte zum Beispiel von der Stiftung «Ferien im Baudenkmal» genutzt werden.

### Faktische Enteignung

Andererseits ritzt der Bund so stark die Eigentumsfreiheit: Von einer privaten Warte aus gesehen, gleichen die Geschehnisse um das Holzhaus in Steinen, der Heimat des Schwyzer Rütlichswur-Vertreters Werner Stauffacher, einer Enteignung.

Die Heimatschutz-Perspektive ist eine andere: Im Gesetz seien solche Eingriffe nun einmal zugunsten der Öffentlichkeit verfassungsmässig vorgesehen, erklärte Isabelle Schwander, die Präsidentin des Schwyzer Heimatschutzes, in der *NZZ*.

Das heisst: Kommt der Bund zum Schluss, dass etwas schützenswert sei, hat man als Eigentümer keine Entscheidungsfreiheit mehr.



Seit 1305: Holzhaus im schwyzerischen Steinen.





fotolia.com © JWS



fotolia.com © Sergii Figurnyi



fotolia.com © ronnybas



## VIP-Spezialreise «Sorrent und die Amalfiküste» Wanderlust in Kampanien

Die Halbinsel von Sorrent und ihre faszinierende Umgebung locken mit atemberaubenden Landschaften und einer reichen Geschichte. Vor allem für Wanderbegeisterte ist die Region aufgrund ihrer wunderschönen Pfade ein wahres Paradies. Unsere 8-tägige spannende und zugleich erholsame Exkursion entführt uns in die unvergessliche Natur, bietet einzigartige Ausblicke und lässt uns in die faszinierende Geschichte Kampaniens eintauchen.

Bereits die erste Wanderung in der Campania verspricht unvergessliche Eindrücke: Das antike Pompeji, das im Jahr 79 n. Chr. beim letzten grossen Ausbruch des Vesuvs verschüttet wurde, eröffnet uns eine wahre Schatzkammer mit faszinierenden Einblicken in das Leben der alten Römer. Nach der Besichtigung der bedeutenden Ausgrabungen erwartet uns der Aufstieg zum Vesuv. Wir geniessen den atemberaubenden Ausblick und können uns lebhaft vorstellen, wie die Ereignisse vor über 1.900 Jahren das Schicksal Pompejis geprägt haben.

Hoch über der Amalfiküste erstreckt sich der Sentiero degli Dei, eine der bekanntesten und schönsten Wanderrouen der Gegend. Unsere Wanderung auf dem «Weg der Götter» führt durch typische mediterrane Vegetation mit spektakulären Höhlen und Kalksteinklippen bis nach Positano, ein malerisches Fischerdorf am Meer.

Nicht minder sehenswert ist Capri im Golf von Neapel. Während unserer Wanderung entdecken wir die kulturellen und land-

schaftlichen Kostbarkeiten der Insel – von den Überresten der Villa Jovis über den Arco naturale und die berühmten Faraglioni bis hin zur Villa Vismara, die vom weltbekannten Architekten Le Corbusier entworfen wurde.

Weitere Wanderungen führen uns zu den Aussichtspunkten auf dem Monte San Costanzo, auf die Landspitze Punta Campanella und ins idyllische Mühlental im Hinterland von Amalfi mit den vielen längst aufgegebenen Papiermühlen. Abgerundet wird die Exkursion durch Stadtrundgänge in Sorrent und Neapel sowie durch einen Besuch des Bauernhofes «Le Colline», wo die bäuerlichen Traditionen Italiens bis heute lebendig sind. Auf dem liebevoll gepflegten Hof verkosten wir regionale Produkte, Hauswein sowie den typischen Limoncello, besichtigen die antike Ölmühle und erfahren, wie der beliebte Mozzarella hergestellt wird.

Alle Wanderungen sind angenehm zu bewältigen, erfordern jedoch eine gewisse körperliche Fitness und Kondition.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezialreise «Sorrent und die Amalfiküste»

##### Reisetermin:

23. bis 30. Oktober 2023

##### Leistungen:

- Direktflug Zürich–Neapel–Zürich
- Hoteltransfer
- 7 Übernachtungen mit Halbpension im 4\* - «Grand Hotel President» in Sorrent
- Weinprobe mit Snack (3. Tag)
- Mittagsimbiss an zwei Tagen
- «Antikes Pompeji und Wandern auf dem Vesuv»
- Wanderausflüge auf dem «Weg der Götter», der Insel Capri, zu den herrlichen Aussichtspunkten sowie im Mühlental
- Ausflug «Malerisches Sorrent und der Bauernhof Le Colline»
- Ausflug «Neapels Altstadt»
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung

##### Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 2180.-
Für Nichtabonnenten:	Fr. 2480.-
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 400.-
Ermässigung bei Eigenanreise:	Fr. 250.-

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno



**Unterhaltung:**  
Band Knights Club.



**Viel Geschichte:**  
Archivarin Evelyne Lüthi-Graf.



**Gern gesehen:** Jongleur Kaspar Tribelhorn und Pantomime Damir Dantes.



**Gastronomie-Experten:** Josef Müller mit Corina und Armin Amrein.



**Hoch über dem Vierwaldstättersee:**  
Chefkoch Mike Wehrle, Sänger Bastian Baker, «Bürgenstock»-Generaldirektor Thomas Goval.

## BEI DEN LEUTEN

# Festlicher Bürgenstock

Das Bürgenstock Resort oberhalb von Stansstad feierte sein 150-jähriges Bestehen.

*André Häfliger*

**A**ngenehme zwanzig Grad, Musik am laufenden Band, Food-Trucks, Kinderparadies, Bars und viel Glace. «Was für eine herrliche Stimmung», schwärmte Sänger **Bastian Baker**, der sich gleich nach seiner Schwester **Maryne** in die Herzen der weit über tausend Fans sang. «Überall fröhliche Gesichter. Und so viele Familien», stellte Hotelier **Armin Amrein** (kochte früher für **Lady Di** und Englands **König Charles** in Klosters) fest. «Heute ist hier wirklich ein Feiertag», sagte **Josef Müller**, früher Direktor im «Bürgenstock». Er schwelgte nur so in Erinnerungen: «Das waren noch Zeiten! Als Resortgründer **Fritz Frey** noch da war und **Sophia Loren** hier mit Ehemann **Carlo Ponti** im eigenen Chalet ihre Sommerferien verbrachte.»

Tempi passati. Tatsache ist, dass das herrliche Resort mit 348 Zimmern, 750 Mitarbeitenden und sieben Restaurants vor sechs Jahren für weit über 150 Millionen Franken komplett renoviert wurde – und im Besitz von finanzstarken Investoren (Hotelgruppe Katara Hospitality) ist. Das Motto von General Manager **Thomas Goval**: «Zufriedene Mitarbeiter machen zufriedene Gäste.»

Das Resort sei immer ein Luxushotel gewesen. Aber: «Bei uns hat es immer Platz für alle.» Das stellte auch Mitte-Regierungsrat **Othmar Filliger** fest: «Der «Bürgenstock» hat für den Kanton Nidwalden eine grosse Bedeutung. Es ist eine hervorragende Ergänzung zu all unseren anderen Destinationen wie etwa das Stanserhorn, Beckenried oder Brunnli.»

Vor dem Crêpes-Stand von Dessertkönig **Damián Carini** aus Argentinien bildeten sich die längsten Warteschlangen. Jongleur **Kaspar Tribelhorn** und Pantomime **Damir Dantes** verzauberten das Publikum mit ihren unterhaltsamen Darbietungen. Eventmoderatorin **Tamara Cantieni** führte die Gäste charmant durchs Fest, der frühere Speaker des FC Luzern, **Andy Wolf**, legte als cooler DJ auf. Archivarin **Evelyne Lüthi-Graf**, ehemalige Geschäftsleiterin von Hotelarchiv Schweiz, erinnert in historischer Tracht an vergangene Zeiten. «Bürgenstock»-Eventdirektor **Dominik Stalder** zog am Schluss hoch erfreut Bilanz: «Genau so haben wir uns das vorgestellt. Es ist für uns alle ein unvergesslicher Tag.»





**Musikalisch:** der Luzerner DJ und Ex-FC-Luzern-Speaker Andy Wolf.



**Crêpes à discrétion:** Carolina Pereira, Katrin Wagenblast, Damián Carini und Simona Havlíková.



**Hamburger vom Feinsten:** Tobias Kwapisz und Jonathan Carter.



**Charmant:** Event-Moderatorin Tamara Cantieni.



**Gelungener Anlass:** Dominik Stalder, Director of Events, mit Assistentin Kim Thedens.



**Sang sich in die Herzen der Gäste:** Maryne, Schwester von Bastian Baker.



**Kaffezeit:** Nidwaldner Regierungsrat Othmar Filliger.

## Auf steiler Krete in Ausserschwyz

Restaurant **Johannisburg**, Burgweg 22,  
8852 Altendorf, Tel. 055 442 16 16

Das Restaurant «Johannisburg» in Altendorf in der schwyzerischen March ist ein hübsches, klassizistisches Haus mit einer unglaublich schönen Aussichtsterrasse. Jedes Mal auf dem Weg ins Bündnerland oder auch nur ins Glarnerland fällt unser Blick auf den steil abfallenden Gebirgssporn bei Altenburg – dahin also, wo man gemäss einem alten Schülerwitz vor Lachen aus dem Zug steigen muss. Hier war einst der Sitz der Herren von Rapperswil, bevor diese den strategisch noch günstiger gelegenen Hügel, der am gegenüberliegenden Ufer den Seedamm überwacht, übernahmen. Die Aussicht von oben ist überwältigend: Obersee und Zürichsee liegen zu Füssen, und der Blick schweift vom Üetliberg über den Pfannenstil und den Bachtel bis



zum fernen Säntis und zum nahegelegenen Etzel. Daniel Knobel, der den Betrieb führt, in dem er einst zum Koch ausgebildet wurde, hat über dem Restaurant eine «Sunset Bar» eingerichtet, die im Hochsommer ihrem Namen alle Ehre macht, wenn man das Gefühl hat, die Sonne gehe direkt hinter Zürich unter.

Zum Einstieg haben wir ein Tatar bestellt, das uns sehr gut gefallen hat, unter anderem weil es auf einer kleinen, runden und knusprigen Rösti serviert wurde. Hervorragend war auch eine

Spargelcremesuppe, die mit einigen der Stängel im Tempurateig serviert wurde. Gelungen war ebenfalls ein golden gebratenes Zanderfilet mit Mandelbutter, begleitet von weissen und grünen Spargeln. Die meisten von unserer Tafelrunde wählten jedoch die als Hausklassiker hervorgehobenen, butterartigen Filetwürfel vom Black-Angus-Rind an einer sehr aromatischen, leicht scharfen Whisky-Rahm-Sauce, die von fern an ein Gulasch erinnerte. Schön serviert mit Reis und begleitet von einem separaten Tellerchen, mit einem halben Dutzend verschiedenen Gemüsen – das zu den meisten Gerichten dazugehört. Sehr gelungen war auch ein Entrecôte mit Kräuterbutter und frischen Kräutern und einem kleinen «Frittierkorbchen» voller knuspriger Pommes frites. Man kann sich mit Fug darüber streiten, ob nun die prächtige Sicht oder die gute Küche die Hauptattraktion der «Johannisburg» ist. Geniessen kann man beides!

## WEIN/PETER RÜEDI

### Trouvaille im gelobten Land

Château Lespault-Martillac Pessac-Léognan 2019. 13,5 %. Weinhandlung Martel, St. Gallen. Fr. 22.–, ab 14. August Fr. 29.80. martel.ch  
Château Lespault-Martillac (blanc) 2020. 13%. Ebenda. Fr. 24.–, ab 14. August 29.80

Haben Sie sich auch schon gefragt, was die Appellation Graves von der Appellation Pessac-Léognan unterscheidet? Geografisch und historisch ist Letztere ein Unterbegriff der Ersteren, qualitativ indes deren Superlativ. Insgesamt, sagt Weinguru Michael Broadbent, ist «Graves die Wiege des Bordeaux». Im grossen Gebiet südlich der Stadt (und links der Garonne) «wuchs schon Wein, als das Médoc noch Marschland war». Pessac-Léognan dagegen ist eine junge Gründung. 1987 erkämpfte sich der Norden von Graves unter Führung der beiden Hauptorte die eigene Appellation. Nicht ohne Grund. Von hier (insgesamt umfasst Pessac-Léognan zehn Gemeinden) kamen (und kommen) die eindrucklichsten Weine der Zone, allen voran, versteht sich, die des legendären Château Haut-Brion; aber auch, sowohl im Bereich der Roten wie der Weis-



sen, sehr renommierte Etiketten wie Carbonnieux, Fieuzal, Chevalier, Haut-Bailly, Pape-Clément, Smith Haut Lafitte et cetera.

Was nicht heisst, in Pessac-Léognan wären keine Entdeckungen mehr zu machen. Eine davon heisst Château Lespault-Martillac. Besser gesagt, sind es zwei Trouvaillen: eine Rotwein-Cuvée aus Merlot (60 Prozent – eine Ausnahme in dieser Gegend – und Cabernet Sauvignon) und ein womöglich noch ungewöhnlicherer Weissler (aus dem üblichen Bordeaux-Blend Sauvignon/Semillon). Die acht Hektar des Guts liegen, der Name sagt es, im Norden der Appellation, in Martillac: sieben Hektar rote, ein Hektar weisse Trauben, was den Weisswein schon rein quantitativ zu einer Spezialität macht. Die Weine mögen noch wenig bekannt sein. Der sich

mit seinem Team darum kümmert, ist eine international bekannte Persönlichkeit: Olivier Bernard, Besitzer der Spitzen-«Domaine de Chevalier», bewirtschaftet seit 2009 auch dieses ihm benachbarte Gut, begeistert von dessen besonderem Terroir und den über vierzigjährigen Reben.

Darf man einen Wein noch als «weiblich» loben? Bernard sagt jedenfalls: ««Domaine de Chevalier» wird wegen seines Tannin-Rückgrats, seiner Direktheit und besonderen Eleganz oft mit einem grossen Médoc verglichen. Der Stil von «Lespault-Martillac» ist dagegen viel eher auf Antrieb charmant, von einem natürlichen Seidencharakter und einer weichen, generösen, fast opulenten Seite. Dieses grosse Terroir ist in der Lage, hervorragend feminine Weine hervorzubringen.»

Trifft gewiss auf diesen verführerischen, fast barocken und doch frischen Roten zu. Für mich nicht weniger eindrucklich ist der an aromatischen Ober- und Untertönen reiche Weissler (Pfirsich, Limonen, Grapefruit), im Körper vielfach *resonant*, mit Fingerspitzengefühl im Holz ausgebaut. Nachhaltig im Abgang.



# Mein Stabulo-Boss

Der stärkste Skoda der Geschichte: Das Enyaq Coupé RS iV ist eine bunte Reklametafel für die Sache der Verkehrselektifizierung.



Die Farbe müsste nicht sein», sagte mein Hausabwart, der in Autofragen immer sehr gut informiert ist. Er hat über die ständigen Wechsel meiner Testwagen in der Tiefgarage einen beruhigend guten Überblick, und wir unterhalten uns regelmässig über Designfragen und technische Spezifikationen des aktuellen Fahrzeugangebots.

Bei der Farbe ging es um die – zugegebenermassen reichlich schrille – Lackierung eines Skoda Enyaq Coupé iV RS, die mir in einem «Mamba Grün, Spezial» ausgehändigt wurde und die an die Leucht-Markierstifte von Stabulo Boss erinnert. Man kann die Farbe natürlich auch als bunte Werbebotschaft für die Sache der Elektrifizierung im Strassenverkehr sehen, die, so hört man etwa aus Deutschland, gerade etwas ins Stocken gerät.

Im sportlich-praktischen Enyaq Coupé allerdings macht das elektrische Fahren ebensoviel Freude, wie es Sinn ergibt. Das Topmodell der Enyaq-Reihe ist mit 220 kW Leistung der stärkste Skoda aller Zeiten und wird, wie Modelle von VW oder Cupra, auf der sogenannten MEB-Plattform des Volkswagen-Konzerns aufgebaut. Dieser Modulare E-Antriebs-Baukasten ist die Grundlage für verschiedene Fahrzeuge, und bei Skoda weiss man damit viel Gutes anzufangen.

Das fängt schon bei der klaren äusseren Formensprache an, wobei die Schönheit der Farbwahl selbstverständlich im Auge des Betrachters bleibt. Unbestritten lässig sieht meiner Meinung nach der beleuchtete Kühlergrill beim Enyaq aus, aber das hat vielleicht mit meiner Schwäche für Licht-Gadgets zu tun.

Meine Bäume auf der Terrasse sind mit einem Hue-System von Philips beleuchtet, damit lässt sich über eine App im Handumdrehen Miami-Stimmung in die Abenddämmerung projizieren.

Auch im Enyaq gibt es selbstverständlich eine hübsche einstellbare Ambiente-Beleuchtung, dazu fällt im Innern des Autos die sorgfältige Verarbeitung von Materialien wie Alcantara über den komfortablen Sitzen oder wertig anmutende Kunststoffe auf und ausserdem sympathische, für die Mittelklasse eher ungewöhnliche Details, wie ein Regenschirm in der Vordertür.

Die RS-Variante des Skoda Enyaq wird schon nach wenigen Kilometern in die Kategorie «Fahrzeuge, mit denen ich jede Minute gerne unterwegs bin» abgelegt. Das optional erhältliche adaptive Fahrwerk, die Geräuschdämmung, die technische Ausstattung – alles ist auf einem, im Verhältnis zum Preis, ansprechend hohen Niveau. Mit der 82-kWh-Batterie kommt der «Stabulo Boss» ausserdem bei sommerlichen Temperaturen mehr als 400 Kilometer weit, was ausreichend viel ist und zum Gesamtkomfort viel beiträgt. Da verträgt es auch durchaus etwas Mut zu elektrisierenden Farben.

## Skoda Enyaq Coupé RS iV 4x4

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, Allradantrieb, 1-Gang-Automat; Leistung: 299 PS/220 kW; max. Drehmoment: 460 Nm; Batterie (brutto/netto): 82/77 kWh; max. Ladeleistung: 135 kW; Verbrauch (WLTP): 16,8–17,4 kWh/100 km; Reichweite: 391–522 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h; Preis: Fr. 65 670.–, Testfahrzeug: Fr. 68 990.–



## OBJEKT DER WOCHE

«Ein wisses crütz in einem roten schilt»

Schweizer Fahne (100 x 100 cm)  
Handgemacht, ab ca. Fr. 179.– erhältlich

Zu einer der grössten Verstimmungen der letzten Jahrzehnte rund ums Schweizerkreuz kam es, als die Swiss ein paar Monate nach dem Swissair-Grounding ihr neues Logo enthüllte, welches das Symbol der Eidgenossenschaft zu schlank zeigte. Als der Gegenwind in den Leserbriefspalten zu stark wurde, änderten die Verantwortlichen der neugegründeten Airline den Kurs und passten die Proportionen an. «Die Swiss-Crew ist in sich gegangen. Das Kreuz auf dem Heck der Swiss-Jets wird wieder so genormt wie dasjenige auf den Fahnen am 1. August», schrieb der *Tages-Anzeiger* Ende Februar 2002.

Auf den Fahnen am 1. August sind die Arme des Kreuzes «je einen Sechstel länger als breit». So steht es im Wappenschutzgesetz. Verbindlich sind diese Angaben allerdings erst seit 2017; als Grundlage dient eine Musterzeichnung aus dem Jahr 1889. Die alten Eidgenossen verwendeten das Wappen aber schon auf dem Schlachtfeld. Laut der Berner Chronik von Konrad Justinger (1420), welche die früheste Verwendung des Schweizerkreuzes als Feldzeichen festhält, waren alle Kämpfer der Eidgenossen bei der Schlacht von Laupen (1339) «gezeichnet mit dem zeichen des heiligen crützes, ein wisses crütz in einem roten schilt». Seit 1291 bemühen sich die Eidgenossen um Eigenständigkeit – auch was die Dimensionen der Fahne angeht: Die meisten anderen Nationalflaggen sind rechteckig, jene der Schweiz ist quadratisch.

*Benjamin Bögli*

# Illusion der Authentizität



Kein Denim-Stoff, sondern handgemalter Jeans-Effekt: Balenciaga.

Die Bluejeans wurde in den USA der 1930er Jahre populär. 1934 lancierte die Marke Levi Strauss die erste Jeans für Frauen, die *Vogue* bildete das erste Model in Bluejeans ab und Levi Strauss brachte fortan das Logo an der Gesässtasche an. Die Entwicklung des Denim-Stoffs ist erstaunlich. Bis in die 1940er Jahre war die Jeans vor allem mit Armut assoziiert, bis sie zum Symbol der Emanzipation der

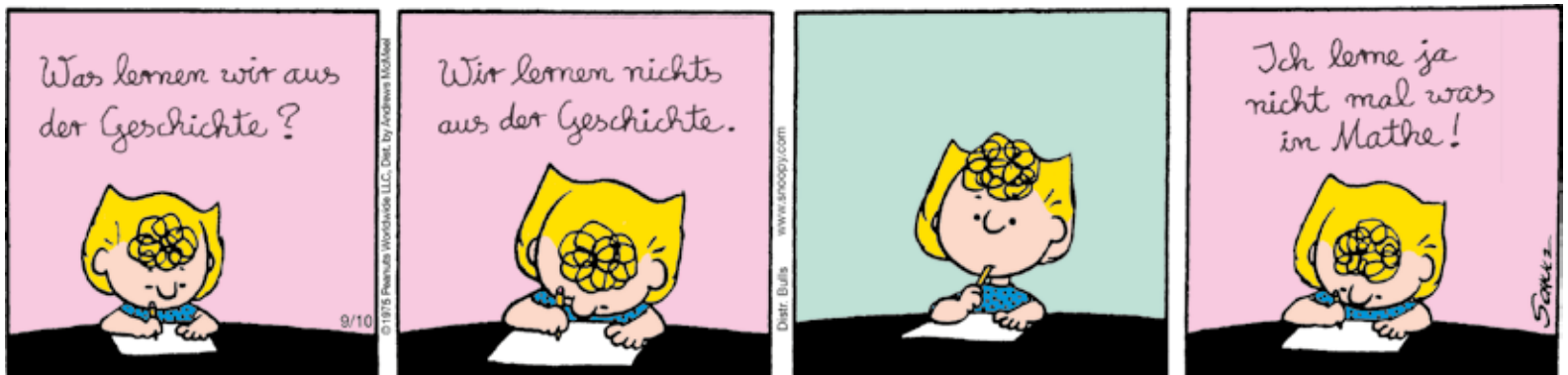
Frauen und in den fünfziger Jahren schliesslich mit jugendlicher Rebellion verbunden wurde. Heute steht sie nicht mehr für Nonkonformismus, sondern hat sich als allgemeines Basic-Stück eine Aura der Authentizität bewahrt. So authentisch, dass sich die Jeans einstweilen sogar von ihrer Authentizität befreit.

Die Edelmarke Balenciaga präsentierte jüngst eine Jeans-Hose, die über 24 000 Fran-

ken kosten soll. Sie ist nicht aus Denim gefertigt, sondern aus Leinen und Baumwolle und wurde von Hand bemalt, um als Trompe-l'Œil einen optischen Jeans-Effekt darzustellen. Die einstige Bescheidenheit wird zum Prestigefaktor.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

PEANUTS  
by  
Schitz





# Zineb «Zizi» Hattab

Die gebürtige Marokkanerin hat sich *in no time* einen festen Platz in Zürichs Szene-Gastronomie erkocht. Dass sie konsequent veganes Essen auf-tischen lässt, erklärt ihren Erfolg nur im Ansatz.

**Z**izi, wie sie alle nennen, mag es offenbar kurz und einsilbig. Auf die Eröffnung ihres Restaurants «Kle» Mitte Januar 2020 im Stadtkreis Wiedikon folgte im Herbst 2021 das «Dar» und Anfang dieses Jahres die Wein- und Pintxos-Bar «Cor». Auch im persönlichen Gespräch wird schnell klar, dass Zineb Hattab keine Person der langen Erklärungen und Ausführungen ist. Lieber lässt sie Taten sprechen – und Geschmäcker natürlich.

Wir treffen die 34-jährige Unternehmerin an einem Freitag an der Gasometerstrasse. Es ist die Zeit der Zimmerstunde, wobei im «Dar» nur Abendessen und am Wochenende Brunch serviert wird. Das helle, mit südländischen Keramikfliesen ausgestattete Lokal ist leer, draussen scheint die Sonne, die Vögel pfeifen, und die Köchin, die müde und entspannt wirkt, nimmt einen Schluck aus einem Wasserglas.

## Das «neue Normal»

«Der Anfang war beschwerlich, aber inzwischen haben wir unseren eigenen Style gefunden», sagt Hattab. Die Marokkanerin, die in Barcelona aufgewachsen ist, hat sich erst kurz vor Eröffnung des «Kle» dazu entschieden, vegane Speisen anzubieten. Das brachte sie ins Gespräch. «Viele Gäste sind Flexitarier oder ernähren sich *plant-based*. Aber immer wieder fragt jemand, ob das Dessert nicht doch Milchprodukte enthalte.» Ihre Mission sei es, veganes Essen zu normalisieren: «Niemand soll das Gefühl haben, dafür ein Opfer erbringen zu müssen.»

Wir kommen auf Tofu zu sprechen, der bei uns vor allem als Ersatzprodukt gehandelt wird. «In vielen ostasiatischen Ländern wird Tofu ganz natürlich in der Küche eingesetzt, als Basiszutat», sagt Hattab. Nicht selten tauche dort das Soja-Erzeugnis neben Fleisch in ein und demselben Gericht auf. «Wir verwenden es auch gerne anstelle von Eiern.» Sich auch privat vegan zu ernähren, sei für sie zum «neuen Normal» geworden. Einzig wenn sie ihre Familie in Spanien besuche, wolle sie unkompliziert sein.

Hattab hat schon in vielen Spitzenrestaurants gearbeitet, in Italien, im Baskenland, bei Andreas Caminada in Fürstenuau. Entsprechend



«Very special»: Köchin Hattab.

international ist sie vernetzt. Im September etwa wird sie für Steinbeisser an zwei Abenden in den Basler Merian-Gärten gemeinsam mit der Mexikanerin Karime López kochen, einer «guten Freundin». Steinbeisser hat sich als Veranstalter avantgardistischer Dinner-Events einen Namen gemacht. «Die Gerichte sind immer pflanzenbasiert, und für uns wird eine Künstlerin Teller herstellen aus Brotresten und Salz, das wir zur Behandlung unserer Pfannen verwenden», erzählt Hattab. Zu den Gerichten gebe es eine nichtalkoholische Getränkebegleitung.

Ach, und kürzlich sei Daniel Humm im «Kle» zu Gast gewesen, man kennt sich. Der gebürtige Aargauer stellte vor zwei Jahren als erster Dreisternekoch sein «Eleven Madison Park» in New York auf vegan um. Am Tag nach seinem Besuch lobte Humm Hattab auf Instagram über den grünen Klee: «unglaubliches Talent», «inspirierende Erfahrung», «very special». Er danke Zizi dafür, dass sie die *plant-based* Ernährung voranbringe. Humms Fazit: Das «Kle» sei ein «must-visit» in Zürich, ein Pflichtbesuch.

Oliver Schmuki

# Dana, Popsängerin

Die 25-jährige Bielerin findet, der Staat sollte allen eine Psychotherapie bezahlen; der Gurten rührte sie zu Tränen, und sie hat eine Idee, wer in den Bundesrat gehört.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Dana:** Ganz generell gesehen, finde ich, Mütter bekommen zu wenig Anerkennung. Sie leisten Unglaubliches, und doch scheinen sie es niemandem recht machen zu können.

**Weltwoche:** Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

**Dana:** Pink.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Dana:** Empfohlene und vom Staat bezahlte Psychotherapie für alle.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Dana:** Als freischaffende Musikerin gibt es da von Monat zu Monat grosse Unterschiede.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Dana:** Ein grosses Bewusstsein für und Interesse an den Problemen, Gefahren und Nachteilen, die uns als Frauen tagtäglich begleiten und die ihm, aufgrund seines Geschlechts, grösstenteils erspart bleiben.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Dana:** Ich fürchte mich, wenn ich nachts alleine nach Hause gehe. Und ich fürchte mich davor, dass die zukünftigen Töchter dieser Welt sich draussen nicht sicherer bewegen können werden, als es ihre Mütter und Grossmütter konnten. Davon handelt auch mein Song «Future Daughters».

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Dana:** Beim letzten Song meines Konzerts am Gurtenfestival. Aus Rührung, weil das ein echter Lebenstraum von mir war und weil das Publikum unfassbar herzlich war.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Dana:** Jameela Jamil. Sehr unrealistisch, aber ich fänd's toll.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Dana:** Nein. Ich glaube an unterschiedliche Dinge, die mir Kraft und Hoffnung geben, aber ich gehöre keiner Religion an.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Dana:** Vor allem SP.

**Weltwoche:** Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

**Dana:** Das geht Sie nichts an.

**Weltwoche:** Welches Lied können Sie immer wieder hören?

**Dana:** «Scarlett» von Holly Humberstone.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?



«Nur ja heisst ja»: Musikerin Dana.

**Dana:** Tagsüber vor allem davon, meine musikalischen Ziele zu erreichen.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Dana:** Früher hat mich immer gestört, dass ich so gross bin. Mittlerweile finde ich es grandios, 1,80 Meter zu sein.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

**Dana:** Ich wünschte, Bill Withers wäre noch am Leben und ich könnte mit ihm über Songwriting sprechen und ihn nach spezifischen Songstellen fragen.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Dana:** Nein, das reizt mich gar nicht.

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Dana:** Hermine Granger.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Dana:** Schreib den Song so ungefiltert, als würde ihn nie jemand zu hören bekommen.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Dana:** Kommt auf die Situation an, aber möglicherweise ja.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Dana:** Ich ernähre mich grösstenteils vegan.

**Weltwoche:** Was passiert, wenn wir sterben?

**Dana:** Ich glaube daran, dass unsere Seele entweder um unsere Geliebten herum weiterlebt oder in einem neuen Körper wiedergeboren wird.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Dana:** Nur ja heisst ja.

**Weltwoche:** Welches Talent hätten Sie gern?

**Dana:** Ich wünschte, es wäre mir egal, was andere von mir denken.

**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

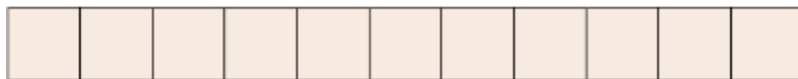
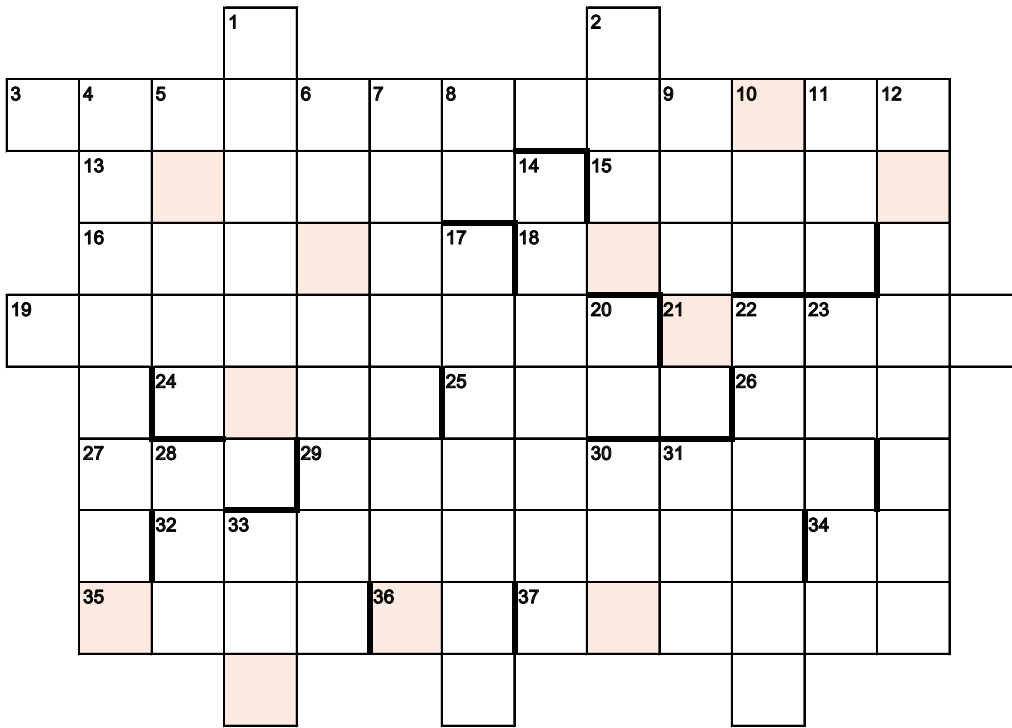
**Dana:** Meine Familie.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Dana:** Direkt nachdem ich einen neuen Song geschrieben habe.

Nächste Auftritte von Dana: 28.7. in Biel (Lakelive), 11.8. in Aarau (Musig i de Altstadt), 25.8. in Zürich (Zürich Openair). Tickets: danamusic.ch





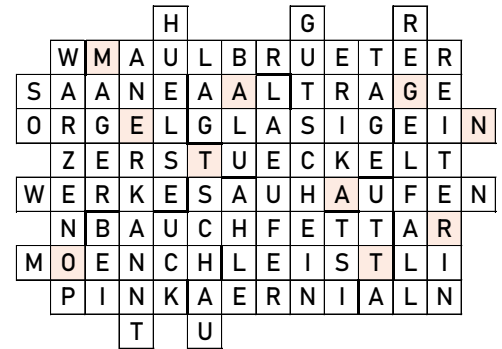
**Lösungswort** — berstendes Haushaltsgerät?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Haarproblem im Camp? 13 sind als Zahlungsmittel unzulässig, ausser vielleicht in Blumenläden 15 im Calancatal gelegene Rote 16 Handwerkstätigkeit, anderswo süss und pelzig 18 Vorname des bekannten Dönerbudenbesitzers Übel 19 grösstenteils lokal, aber anfangs «fraglich» 21 damit hat bekanntlich die grössere Hälfte der Schüler Mühe 24 tagt in Irland und ist dort beinahe täglich 25 Teil von Gewehren 26 verkehrtes Geräusch, das Leiden verursacht 27 bedeutet in 21 waagrecht nicht dasselbe wie im Zeichenunterricht 29 ist in England König 32 manche wollen diesen Beruf ergreifen, andere sind froh, wenn sie aus diesem heraus sind 34 bedeutet gut; wird aber nicht von allen geschätzt, die darin leben 35 sind manchmal besser, oft aber bloss unerfahrener 36 Drei-Gemeinden-Tal in Kurzform 37 Schmuckstück aus Germanium?

**Senkrecht** — 1 anfangs nicht alt und nie parteiisch 2 etwas länger als eine Heilbehandlung, aber überhaupt nicht lang 4 was manche schliessen und manche vom Weg tun 5 Hymne auf den 7. Buchstaben? 6 «Do I rescue E?»? 7 Position einschliesslich Volksheld 8 ein Lanthanoid und manchenorts auch dies 9 fremdartiger Apfel in Vorpommern 10 mit aussersinnlicher Wahrnehmung assoziiert, aber schlicht Teil gesunder Skepsis 11 nicht mehr zum Zahlen verwendbar, aber immer noch in Bundesratssitzungen vertreten 12 ist sehr spät, bzw. sehr früh, unterwegs, wäre mit einer knappen Tonne weniger aber nur noch ein Hinterherkommen 14 das Gegenteil von onkelhaft? 17 regnen im Wassersparmodus 20 kroatische Domäne, von Frankfurt aus verbreitet 22 fremdes Grautier vor fremdem Fluss, für manche Komposition verantwortlich 23 sind zwar nicht intelligent, aber ein Autorennen kommt nicht ohne aus 28 göttliche Gestalt oder enzymatische Endung 30 erhält, wer Alt-Tokio auf den Kopf stellt 31 zweite Sommer-Hälfte 33 Vorgänger des Brazilian Butt Lifts im einstigen Paris

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 827**



**Waagrecht** — 5 MAULBRUETER 12 SAANE 13 AAL 15 (T)RAGE 16 ORGEL (or gel) 17 GLASIG 18 SonnenschNITT 19 ZERSTUECKELT 21 WERKE (wer ke(ine)) 22 SAUHAFEN 25 BAUCHFETT 28 (Z)AR 29 MOENCH 30 LEIST (Gipfel i. Skigebiet Flumserberg; Pferdekrankheit) 31 LI 32 PINK Floyd (P!nk) 33 Luca AERNI 34 ALN

**Senkrecht** — 1 HUELSE 2 GUTSCHEIN (Gutsch + ein) 3 REGELFALL 4 WARZENOP (war = engl. f. Krieg) 5 MAGER 6 ANERKANNT (Anagramm) 7 LAG («Probier's mal mit Gemütlichkeit» Lied in Disneys Dschungelbuch) 9 AMERIKA 10 BacksTÄGEBEREICH 11 REITERIN 12 PeSE 14 LAEUFER 20 BrauTSCHAU 23 AHLE 24 KalkUTTA 25 BEI 26 (Z)UCKER waren 27 TSI («ist» rückwärts)

**Lösungswort** — **MAGENTAROT**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

THE NEW

# i5

M 6 0

100% ELECTRIC



BMW i5 M60, 442 kW (601 PS), 18.4 kWh/100 km,  
0 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse A

